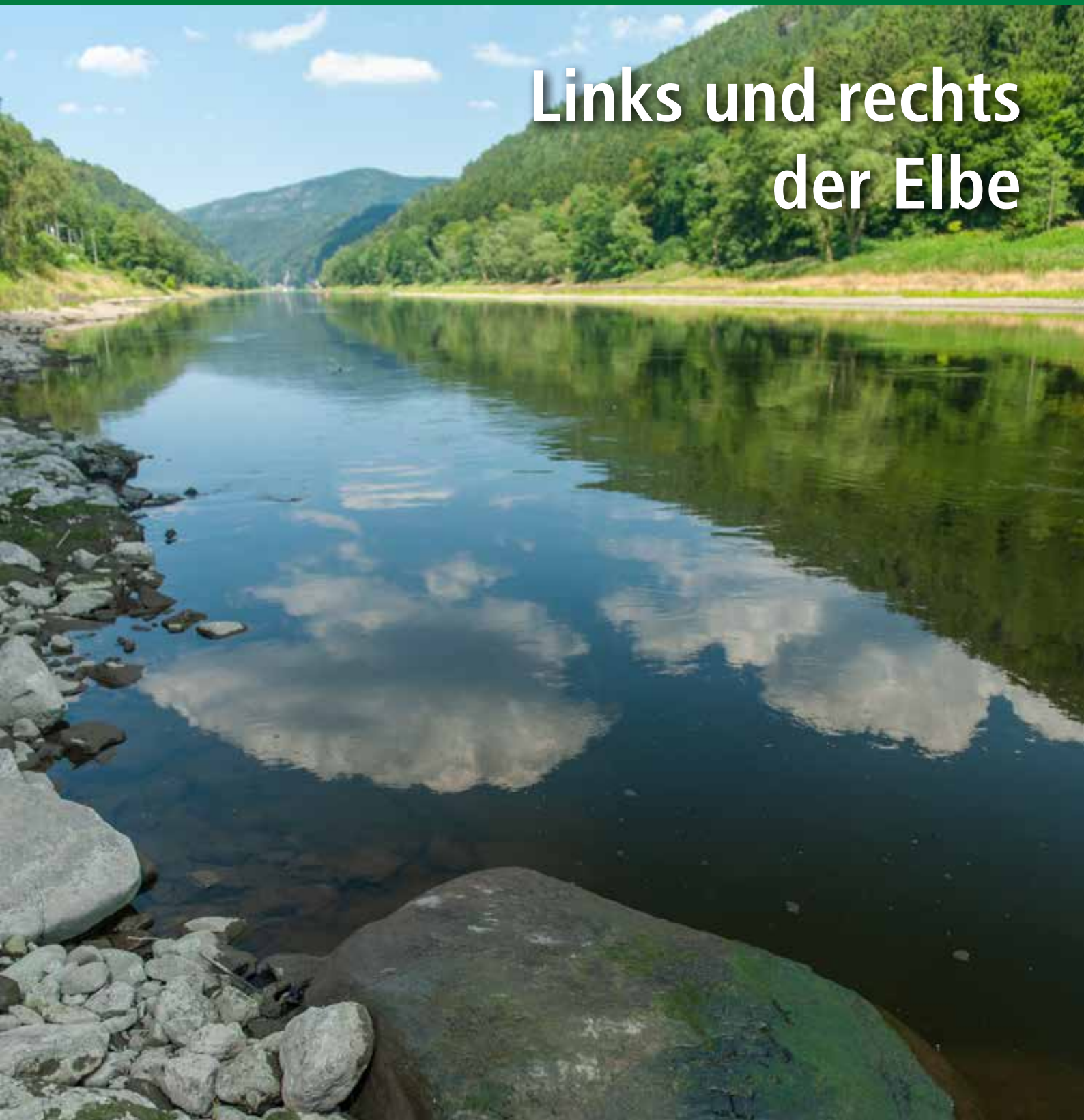


SÄCHSISCHE HEIMAT BLÄTTER 4 2019

Zeitschrift für
Sächsische
Geschichte,
Landeskunde,
Natur und Umwelt
65. Jahrgang
Heft 4/2019
10,00 €



Links und rechts
der Elbe



Lars-Arne Dannenberg und Matthias Donath Editorial	323
Jan-Michael Lange, Stephan Büttig, Nadine Janetschke, Martin Kaden, Anja Kaltoven, Peter Suhr, Petra Walther Hungersteine in der Elbe	324
Boris Böhm Zur Geschichte von Burg Pirna und Festung Sonnenstein aus Anlass der Ersterwähnung vor 750 Jahren	330
Kai-Uwe Schwokowski Zur frühesten Kirchengeschichte von Großenhain	335
Wolfgang Schwabenicky Die ältere Geschichte der Mittweidaer Stadtkirche Unser Lieben Frauen und ihres Pfarrsprengels	341
Matthias Donath Lötzschen – ein vergessenes Herrenhaus	350
Erhard Junge Johann Jacob Schramm (1724–1808) – ein kaum bekannter sächsischer Orgelbauer	353
Jörg Ludwig Die gescheiterte Fürstin. Maria Josepha von Sachsen (1803–1829) als Königin von Spanien	357
Matthias Donath Das Vorwerk Podemus und seine Besitzer	363
Ursula und Frank P. Meyer Franz O'Stückenberg (1857–1923) – der „Pferdemaler“ aus Dresden	371
Harald Marx An beiden Ufern schön. Die Elb-Fähre in Laubegast: Zu einem Gemälde von Wilhelm Eller (1873–1953)	374
Volker Knüpfer Hakenkreuz und Winkelmaß Zur antifreimaurerischen Politik und Propaganda in Sachsen 1933-1945	383
Thomas Brockhaus Die Libellenfauna der Truppenübungsplätze im Naturraum Elbe-Elster-Niederung Neuerscheinungen	403 410

IMPRESSUM

Sächsische Heimatblätter

ISSN 0486-8234

Unabhängige Zeitschrift für Sächsische Geschichte, Landeskunde, Natur und Umwelt
Mitteilungsblatt des Vereins für sächsische Landesgeschichte e. V. und des Zentrums für Kultur und Geschichte e. V.

Herausgeber: Dr. Lars-Arne Dannenberg und Dr. Matthias Donath in Zusammenarbeit mit einem Redaktionsbeirat

Anschrift: Zentrum für Kultur//Geschichte, Dorfstraße 3, 01665 Niederjahna
shb@zkg-dd.de

Redaktion: Dr. Lars-Arne Dannenberg, Dr. Matthias Donath, Dr. Romy Petrick

Redaktionsbeirat: Dr. Jens Beutmann, Prof. Dr. Enno Bünz, Günter Donath, Prof. Dr. Angelica Dülberg, Anneliese Eschke, Dr.-Ing. Gerhard Glaser, Klaus Gumnior, Dr. Konstantin Hermann, Dr. Wolfgang Hocquél, Prof. Dr. Uwe Ulrich Jäschke, Dr. Igor Jenzen, Prof. Dr. Winfried Müller, Martin Munke, Dr. Wolfgang Schwabenicky, Dr. André Thieme, Dr. Michael Wetzel, Dr. Peter Wiegand

Herstellung: Redaktions- und Verlagsgesellschaft Elbland mbH Meißen

Erscheinungsweise: Vierteljährlich

Bezugsbedingungen: Die Zeitschrift ist im Jahresabonnement (4 Ausgaben) zum Preis von 40,00 € inklusive MwSt., Versand und Porto zu beziehen. Die Aufnahme eines Abonnements ist jederzeit möglich bei anteiligem Abopreis. Kündigungen müssen schriftlich bis zum 15. November eines Jahres für das Folgejahr an das Zentrum für Kultur//Geschichte, Dorfstraße 3, 01665 Niederjahna, eingegangen sein. Im freien Verkauf kostet das Einzelheft zwischen 10,00 € und 15,00 €.

Für den Inhalt der Beiträge sowie die Abbildungsrechte zeichnen jeweils die Autoren verantwortlich. Jede Verwertung der Inhalte außerhalb der Grenzen des Urheberrechts ist unzulässig. Nachdruck, auch auszugsweise, darf nur mit Zustimmung der Herausgeber erfolgen.

Titelbild: Hungerstein in der Elbe nördlich von Dolní Žleb/Niedergrund während des Niedrigwassers im Juli/August 2018
Foto: Jan-Michael Lange

Liebe Leserinnen und Leser,

die Elbe ist gefühlt allein Sachsens Strom, obwohl doch gerade einmal 179 Kilometer der Gesamtlänge von 1091 Kilometern durch den Freistaat fließen. Der Schriftsteller Paul Keller (1873–1932), wie wohl eigentlich Schlesier, reimte einst: „Warum ist denn die Elbe | bei Dresden so gelbe? | Se schämt sich ze Schande. | Sie muss aus'm Lande. | Aus'm Lande so scheen, | so niedlich und kleene. | Denn gleich hinter Meißen, | pfui Spinne, kommt Preiß'n!“ Die gelbe Färbung rührt allerdings mehr vom mitgeführten Sediment als von irgendwelchen Gefühlen, und es ist heute auch nicht gleich hinter Meißen, wo sie Sachsen verlassen muss, sondern hinter Torgau, da der 1990 gebildete Freistaat Sachsen auch Landesteile enthält, die, als der Reim verfasst wurde, zu Preußen gehörten. Dennoch lässt sich nicht von der Hand weisen, dass die Sachsen eine intensive Beziehung zur Elbe pflegen.

Einige Beiträge dieses Heftes haben unmittelbar mit dem Elbstrom zu tun. Der Elbe besaß als schiffbarer Fluss große wirtschaftliche Bedeutung für das Land. Um so schmerzlicher waren längere Trockenzeiten mit Niedrigwasserständen, die den Fluss nicht mehr befahrbar machten. Die Bewohner der Elbe brachten bei Niedrigwasser an markanten Steinen, den sogenannten Hungersteinen, Niedrigpegelmarken an. Ein Autorenteam um Jan-Michael Lange hat diese Hungersteine in der Elbe, die aufgrund der Trockenheit der letzten beiden Jahre sichtbar wurden, dokumentiert und erforscht.

Der Fluss oder vielmehr die Flusslandschaft hat nicht zuletzt zahlreiche Künstler inspiriert, auch noch zu Beginn des 20. Jahrhunderts den heute vergleichsweise unbekanntem Maler Wilhelm Elller, den Harald Marx vorstellt. Auch der als Pferdemaler bekannt gewordene Franz O'Stückenberg hatte sein Handwerk an der Elbe in Dresden erlernt. Ursula und Frank P. Meyer, die kürzlich den Nachlass des Künstlers ausfindig gemacht und der Hochschule für Bildende Künste in Dresden

übergeben haben, entreißen den Maler mit ihrem Beitrag dem Vergessen.

Einst schützte die Burg Sonnenstein, hoch über Pirna, das Einfallstor aus Böhmen. Boris Böhm stellt die Burg, deren Ersterwähnung sich dieses Jahr zum 750. Mal jährt, vor. Nicht nur Burgen säumten den Fluss, sondern auch zahlreiche Schlösser – und nicht zuletzt sind die alten sächsischen Residenzen Meißen, Torgau, Dresden und lange Zeit auch Wittenberg an der Elbe aufgereiht. Eine sächsische Prinzessin des 19. Jahrhunderts, Maria Josepha, hat dann die Elbe mit dem Manzanares, der Spaniens Hauptstadt Madrid durchfließt, vertauscht, wobei sie dort nicht glücklich geworden ist, wohl auch weil sie nicht den ersehnten Thronfolger gebar, wie Jörg Ludwig schildert.

Die Flusslandschaft ist Naturraum und Rückzugsort für viele bedrohte Tierarten. Thomas Brockhaus stellt die Libellenvorkommen der Truppenübungsplätze rechts der Elbe im Dreiländereck zwischen Sachsen, Brandenburg und Sachsen-Anhalt vor.

Wenn die Elbe die Lebensader Sachsens war, dann sind die vielen anderen Flüsse und Straßen links und rechts der Elbe gleichsam als Nervengeflecht zu deuten. In die mittelalterliche Geschichte entführen die Beiträge zu den Anfängen Mittweidas und Großenhains von Wolfgang Schwabenicky bzw. Kai-Uwe Schwokowski. Erhard Junge hat sich mit dem Orgelbauer Johann Jacob Schramm beschäftigt. Und Volker Knüpfer befasst sich mit einem Aspekt der NS-Zeit, nämlich dem Umgang des nationalsozialistischen Staates mit den Freimauerlogen Sachsens.

Das Heft wird aufgrund aktueller Forschungen komplettiert durch die Beiträge zum auf dem Hochland links der Elbe liegenden Vorwerk Podemus sowie dem in der Großenhainer Pflege rechts der Elbe liegenden Herrenhaus Lötzschen.

Viel Spaß bei der Lektüre wünschen

*Dr. Lars-Arne Dannenberg und
Dr. Matthias Donath*

Die SHB-Aboplus-Bezieher erhalten mit diesem Heft drei zusätzliche Publikationen. Erstens fügen wir der Sendung das Neue Oberlausitzer Hausbuch, Ausgabe 2019, bei. Es entführt in den östlichen Teil Sachsens und bietet viele interessante Geschichten und Geschichten zu Natur, Kultur, Kunst und Bräuchen; zweitens eine Broschüre aus der Reihe „Miniaturen am Wegesrand“ des Via Rega Verlags. Die Broschüre ist dem Görlitzer Gerichtsgebäude gewidmet. Der Entwurf des Architekten Carl Ferdinand Busse war richtungsweisend für Gerichtsbauten in der preußischen Monarchie, zu der Görlitz damals gehörte.

Drittens ist unserer Sendung die Broschüre „Reformation im östlichen Europa“ beigefügt. Sie macht

auf die Zeugnisse der Reformation in den Ländern Ost- und Ostmitteleuropas aufmerksam. Dabei werden viele Einflüsse aus Sachsen und Querverbindungen zum „Mutterland der Reformation“ deutlich. Das Heft lädt dazu ein, sich selbst auf Spurensuche zu begeben.

Wie Sie an dieser Menge hochwertiger Publikationen sehen, die wir zusammen mit dieser Ausgabe der „Sächsischen Heimatblätter“ versenden, lohnt es sich, Ihr Abonnement auf Aboplus umzustellen. Das Aboplus beinhaltet zudem die Zustellung der „Sächsischen Heimatblätter“ durch die Deutsche Post in einem geschlossenen Umschlag. Das Aboplus kostet jährlich 50,00 Euro. Für die Umstellung genügt eine kurze Nachricht per E-Mail.



Gneisartiges Geröll mit elf Niedrigwassermarken, Těchlovice nad Labem/Tichlowitz (Nordböhmen)

Hungersteine in der Elbe

Jan-Michael Lange, Stephan Büttig, Nadine Janetschke, Martin Kaden, Anja Kaltoven, Peter Suhr, Petra Walther

Einleitung

Seit Jahrhunderten markieren Menschen extreme Wasserstände von Flüssen. Eindrucksvoll sind vor allem die Hochwassermarken, die häufig an Gebäuden und Mauern zu finden sind. Weniger bekannt ist, dass auch Niedrigwasserstände in ähnlicher Weise dokumentiert werden. Hier sind es meist Felsoberflächen und große Gerölle, die mit Jahreszahlen und Wasserstandsmarken versehen werden.

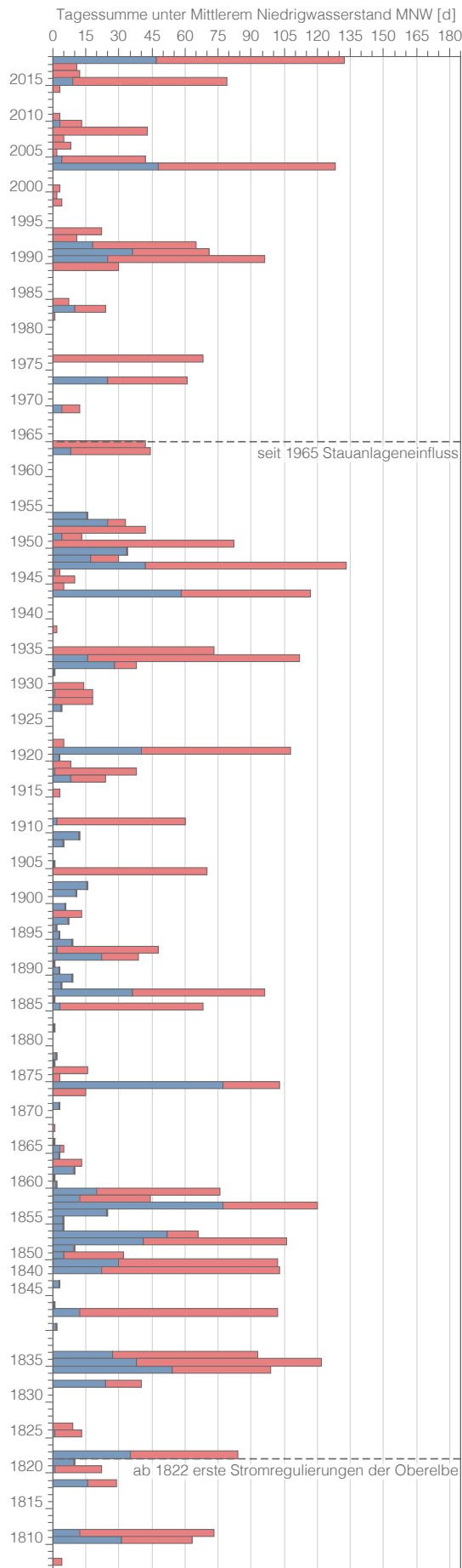
Diese sogenannten Hungersteine künden, wie durch die Bezeichnung eindrücklich assoziiert, von langanhaltender Trockenheit und den damit verbundenen schwierigen Lebensumständen. Dürren setzen der Landwirtschaft zu, der Schiffsverkehr muss vielerorts eingestellt werden. Hungersteine sind in Deutschland vor allem von der Elbe bekannt, untergeordnet auch von Rhein, Mosel und Weser.

Landläufig werden große Gerölle, Felsen, Schotter- oder Gesteinsflächen in Flüssen, die bei ge-

ringer Wasserführung zutage treten, als ‚Hungersteine‘ bzw. ‚Hungerfelsen‘ bezeichnet. Weiterhin findet sich dieser Terminus für Gedenksteine an Notzeiten, wie sie in zahlreichen Gegenden auch abseits von Fließgewässern aufgestellt worden sind. Der hier verwendete Begriff Hungerstein wird ausschließlich in einem sehr engen Sinne gebraucht. Demnach sind Hungersteine Gesteinsflächen, Gerölle, Platten oder Tafeln in einem Fluss, die Zeitangaben und/oder Wasserstandsmarken von Niedrigwasserständen aufweisen.

Niedrigwassermarken als hydrologische Zeugnisse

Die steten Schwankungen, denen alle Flusswasserspiegel unterliegen, sind natürliche Folgeerscheinungen der klimatischen Variabilität. Dennoch stellen Extremereignisse – wie Hochwasserkatastrophen oder außergewöhnliches Niedrigwasser – einschneidende hydrologische Phänomene dar. Nicht nur das Ausbleiben von Niederschlägen und



- ◀ 2018
- ◀ 2016
- ◀ 2015
- ◀ 2003
- ◀ 1995
- ◀ 1990
- ◀ 1984
- ◀ 1983
- ◀ 1980
- ◀ 1971
- ◀ 1968
- ◀ 1963
- ◀ 1957
- ◀ 1954
- ◀ 1952
- ◀ 1947
- ◀ 1944
- ◀ 1942
- ◀ 1939
- ◀ 1934
- ◀ 1930
- ◀ 1928
- ◀ 1921
- ◀ 1918
- ◀ 1911
- ◀ 1909
- ◀ 1904
- ◀ 1899
- ◀ 1898
- ◀ 1894
- ◀ 1893
- ◀ 1892
- ◀ 1889
- ◀ 1888
- ◀ 1885
- ◀ 1878
- ◀ 1876
- ◀ 1874
- ◀ 1873
- ◀ 1872
- ◀ 1868
- ◀ 1865
- ◀ 1863
- ◀ 1862
- ◀ 1859
- ◀ 1858
- ◀ 1842
- ◀ 1835
- ◀ 1823
- ◀ 1822
- ◀ 1819
- ◀ 1812
- ◀ 1811

Beispiele von Hungersteinmarkierungen

	Dresden: Tolkewitz
	Nünchritz: Leckwitz
	Dresden: Laubegast
	Děčín/Tetschen-Bodenbach
	Nünchritz: Leckwitz
	Hřensko/Herrnskretschen
	Děčín/Tetschen-Bodenbach
	Děčín/Tetschen-Bodenbach
	Königstein: Gohrisch
	Dresden: Blasewitz
	Děčín/Tetschen-Bodenbach
	Děčín/Tetschen-Bodenbach
	Königstein: Gohrisch
	Děčín/Tetschen-Bodenbach
	Pirna: Oberposta
	Hřensko/Herrnskretschen
	Děčín/Tetschen-Bodenbach
	Pirna: Oberposta
	Pirna: Oberposta
	Pirna: Oberposta
	Pirna: Oberposta
	Pirna: Oberposta
	Pirna: Oberposta
	Pirna: Oberposta
	Pirna: Oberposta
	Pirna: Oberposta
	Pirna: Oberposta
	Pirna: Oberposta
	Pirna: Oberposta
	Pirna: Oberposta
	Pirna: Oberposta
	Pirna: Oberposta
	Pirna: Oberposta
	Pirna: Oberposta
	Pirna: Oberposta
	Pirna: Oberposta
	Pirna: Oberposta
	Pirna: Oberposta
	Pirna: Oberposta
	Pirna: Oberposta
	Pirna: Oberposta
	Pirna: Oberposta
	Dolní Žleb/Niedergrund
	Pirna: Oberposta
	Dolní Žleb/Niedergrund
	Dolní Žleb/Niedergrund
	Pirna: Oberposta
	Pirna: Oberposta
	Pirna: Oberposta

Anzahl der Tage mit Niedrigwasser jeweils bezogen auf das gleitende Mittel der niedrigsten Jahreswasserstände der zurückliegenden zehn Kalenderjahre (MNW):
 rot – Sommerhalbjahr (1. April – 30. September),
 blau – Winterhalbjahr (1. Januar – 31. März und 1. Oktober – 31. Dezember).
 Rot eingefärbte Jahreszahlen – Belege von Wasserstandsmarken auf Hungersteinen.



Der Hungerstein von Pirna-Oberposta (Zeichnung: Sophie König, Halle/Saale). Er ist der größte seiner Art in Deutschland. Auf dem 5,8 x 3,3 m großen, kantengerundeten Sandsteinblock sind insgesamt 24 Niedrigwasserereignisse eingraviert: 1707, 1782, 1790, 1811, 1812, 183(5), 1842, 1858, 1859, 1863, 1868, 1873, 1878, 1904, 1911, 1934, 1942, 1947, 1952, 1963, 2003, 2015, 2018 und 2019. Auf der linken Seite war – nur noch schwer erkennbar – eine amtliche Marke der Königlichen Wasserbaudirektion von 1842 in einem Rechteck gesetzt.

hohe Verdunstungsraten sind Ursachen von Niedrigwasser, auch anhaltende Winterperioden, während derer die Niederschläge als Schnee und Eis gespeichert werden, können eine derartige Situation hervorrufen. Dabei entwickelt sich das Niedrigwasser im Fluss sukzessive über mehrere Wochen oder gar Monate, sodass sich die Auswirkungen erst zeitverzögert zeigen.

Für das Flussgebiet der Elbe sind wiederholt außergewöhnliche Trockenzeiten belegt, die mit starkem Wassermangel einhergingen. Berichte dazu reichen bis in das 16. Jahrhundert zurück. Als Zeugnisse verweisen auch die zahlreichen Hungersteine in der Elbe auf diese Ereignisse.

Die kontinuierliche Erfassung des Wasserstandes mittels Pegel hat in Sachsen eine lange Tradition. An der Elbe wurden von Christian Gottlieb Pötzsch (1732–1805) bereits 1774 in Meißen und 1775 in Dresden Pegel zur regelmäßigen Wasserstandserfassung eingerichtet. Neben dem Wasserstand (W) wird an den Pegeln auch der Durchfluss (Q) über die sogenannte Wasserstand-Durchfluss-Beziehung ermittelt. Eine der ersten Zusammenstellungen von Durchflussmessungen, die für die Aufstellung der Wasserstand-Durchfluss-Beziehung für den Pegel Dresden genutzt wurden, datiert bereits auf das Ende des 19. Jahrhunderts.¹

Seit 1806 liegen Zeitreihen der Tageswerte für Wasserstand und Durchfluss am Pegel Dresden vor, wodurch eine gewässerkundliche Bewertung des Niedrigwassers möglich ist. Dabei wird auf definierte Niedrigwasserkenngrößen wie Mittlerer Niedrigwasserstand (MNW – arithmetischer Mittelwert der kleinsten Tagesmittelwerte der Wasserstände innerhalb einer Zeitspanne, gemessen in cm) oder Mittlerer Niedrigwasserdurchfluss (MNQ – arithmetischer Mittelwert der kleinsten Tagesmittelwerte des Durchflusses innerhalb einer Zeitspanne, gemessen in m³/s) zurückgegriffen.

Bei einer vergleichenden Betrachtung der Wasserstände ist unbedingt zu beachten, dass am 1. Dezember 1935 eine Tieferlegung des Pegelnullpunktes am Pegel Dresden um 300 cm erfolgte. Diese

Anpassung wurde durchgeführt, um negative Ablesewerte während Niedrigwasser zu vermeiden. Der Bezugshorizont blieb jedoch stets derselbe, sodass ältere Wasserstände auf den jetzigen Pegelnullpunkt bezogen werden können.

Weiterhin ist bei einer Auswertung der Wasserstände und Durchflüsse zu berücksichtigen, dass in der Elbe verschiedene Ausbaumaßnahmen erfolgten, die das Abflussregime grundlegend veränderten. Im Zuge von Stromregulierungen im Bereich der Oberelbe erfolgten bereits ab 1822 diverse Flussvertiefungsmaßnahmen zur Schaffung einer Fahrrinne, die die Schiffbarkeit der Elbe auch bei vergleichsweise niedrigen Durchflüssen gewährleistet.² Durch diese Eingriffe in das Flussregime sammelt sich allerdings das Wasser im tieferen Gerinne, und es tritt damit eine Verringerung der Pegelstände bei gleichen Durchflüssen auf.

Zusätzlich hat sich der Abfluss der Elbe nach der Inbetriebnahme der größeren tschechischen Stauanlagen an der Moldau im Jahr 1964 vergleichmäßig. Diese Anlagen dienen neben dem Hochwasserschutz auch der Stützung des Abflusses während Niedrigwasser. Durch die Abgaben aus den tschechischen Talsperren in der Moldau und auch in der Eger wurden seitdem extreme Niedrigwassersituationen weitgehend vermieden. Eine Zusammenstellung der 15 niedrigsten Durchflüsse am Pegel Dresden seit 1806 gibt die Tabelle wieder. Orientierende Angaben zur Dauer der Niedrigwasser über den Zeitraum von 1806 bis 2018 sind der Tabelle zu entnehmen.

Besonders trockene und sehr langanhaltende Ereignisse finden sich auch als Gravuren auf den Hungersteinen wieder (Wasserstandsmarkierungen und Jahreszahlen).

Hungersteine

Traditionell erinnern feste Markierungen an Extremwasserstände, wie Hochwasserkatastrophen oder außergewöhnliches Niedrigwasser. Insbesondere Hochwassermarken sind häufig deutlich sichtbar an prägnanten Standorten anzutreffen. Als dauerhafte und augenfällige Hinweise halten sie auch in Zeiten ohne Extremereignisse das Bewusstsein für Hochwasser aufrecht.

Niedrigwasserereignisse sind dagegen schwierig zu markieren, da das Minimum eines entsprechenden Ereignisses stets erst im Rückblick bekannt ist, nicht aber zum Zeitpunkt des niedrigsten Wasserstandes an sich. Nicht selten sind daher für ein und dasselbe Niedrigwasserereignis auf einem Hungerstein mehrere Wasserstände gestaffelt eingraviert worden. Folglich sind derartige Marken immer mit großer Vorsicht zu bewerten.

Um ihre Funktion als Erinnerungen und zum Gedenken erfüllen zu können, müssen derartige Markierungen möglichst gut öffentlich zugänglich und auffällig angebracht werden. Dies erweist sich in Hinblick auf das Niedrigwasser schwierig, da diese Standorte bei ansteigenden Wasserständen nicht mehr erkennbar sind.

1 Der Elbstrom, sein Stromgebiet und seine wichtigsten Nebenflüsse. Eine hydrographische, wasserwirtschaftliche und wasserrechtliche Darstellung, hrsg. von der Königlichen Elbstrombauverwaltung Magdeburg, 3 Bde., Berlin 1898.

2 Protokoll der von den hohen Elbeuferstaaten abgeordneten, in eine Kommission vereinigten Wasserbauverständigen; zur Erledigung der vorkommenden hydrotechnischen Fragen der in Folge Artikel XXX der Elbeschiffahrtsacte in Dresden versammelten 2ten Revisions-Kommission, Dresden 1842.

Erfassung der Hungersteine in der Elbe

In einem gemeinsamen Projekt der Senckenberg Naturhistorischen Sammlungen in Dresden, des Landeshochwasserzentrums Sachsen und der Archäologischen Gesellschaft in Sachsen e. V. wurden die Trockenheiten der letzten Jahre genutzt, um die Liste der bis dahin bekannten Hungersteine in der Elbe zu revidieren und um neue Funde zu ergänzen.

Nachdem bereits während des Niedrigwassers 2003 die Aufmerksamkeit auf diese Wasserstandsmarken gelenkt worden war, konnte vor allem während der Sommer 2015 und 2018 das Projekt entscheidend vorangebracht und nahezu 100 Hungersteine in der Elbe zwischen Těchlovice nad Labem/Tichlowitz bei Děčín/Tetschen-Bodenbach bis Magdeburg erfasst werden.

Darüber hinaus wurden großflächige Untiefen in Form ausgeprägter Schotterbänke und anstehender Felsformationen dokumentiert. Zudem erfolgte ein Abgleich mit historischen Angaben, um insbesondere im Zuge des Ausbaus der Wasserstraße versetzte oder entfernte Hungersteine zu belegen. Registriert wurden jeweils die geographische Position (UTM-Koordinaten), die Größe des Objektes (Länge x Breite x Höhe), das Material (Gesteinsart), der Abstand zwischen höchstem Punkt des freiliegenden Steines und der Wasserlinie sowie die genaue Uhrzeit und der Wasserstand des nächstgelegenen Pegels zu diesem Zeitpunkt. Die beiden letztgenannten Parameter dienen der Abschätzung des Wasserstandes, ab dem ein Hungerstein im Fluss sichtbar wird.

Bei der wissenschaftlichen Aufnahme wurden auch zahlreiche „vergessene“ oder wenig bekannte Hungersteine wie bei Dolní Žleb/Niedergrund, am



Gelobtbach/Klopotský potok, Hřensko/Herrnskretsch, Prossen, Königstein, Pötzscha, Niedervogelgesang, Oberposta, Dresden-Blasewitz und Leckwitz bei Nünchritz erfasst. Auch Neuschöpfungen der letzten Jahre, wie beispielsweise in Dresden-Laubegast, Dresden-Tolkewitz, Dresden-Blasewitz, Meißen und Strehla wurden berücksichtigt.

Ergebnisse der Hungersteinkartierung

Hungersteine sind entlang der Elbe nicht wahllos verteilt, sondern treten in bestimmten Flussabschnitten gehäuft auf. Hervorzuheben ist der Abschnitt des Elbcañons zwischen Dolní Žleb/Niedergrund und Schmilka. Weitere Häufungen sind von Děčín/Tetschen-Bodenbach, Königstein, Pirna und Leckwitz belegt.

Wasserstandsmarke von 1707 auf dem großen Hungerstein von Oberposta mit mehreren Nachführungen des Niedrigwasserstandes



Aufnahme eines Hungersteins oberhalb von Hřensko/Herrnskretsch (Nordböhmen) während der Dokumentationskampagne Juli/August 2018



Vorkommen von Hungersteinen entlang der Elbe

Die Existenz von Hungersteinen wird durch folgende Faktoren maßgeblich bestimmt:

Geologische Gegebenheiten

Hungersteine finden sich vorwiegend in den Flussabschnitten der Elbe, in denen der geologische Untergrund aus Festgestein aufgebaut wird. Dies betrifft im untersuchten Gebiet insbesondere den Lauf durch das Elbsandsteingebirge (kre-

tazische Sandsteine) sowie die Abschnitte bei Leckwitz südöstlich von Riesa (proterozoischer Granodioritgneis von Großenhain) und bei Strehla (permischer Monzonit). Neuerdings wurden Niedrigwassermarken auf Festgesteinsuntiefen im Elblauf bei Torgau (permischer Rhyolith) und Magdeburg (permischer Sandstein) angebracht worden. In Lockergesteinsabschnitten des Flusslaufes dagegen beschränken sich Hungersteine auf die wenigen vorhandenen größeren Gerölle oder Findlinge, wie bei Schönebeck (nordischer Granit) oder Magdeburg-Westerhüsen (nicht näher bestimmbares Kristallingestein).

Verfügbarkeit geeigneter Gesteine und deren Bearbeiter

Die an Festgesteinsuntiefen gebundenen Niedrigwassermarken sind in genau den Bereichen zu finden, in denen die Gesteine zwar widerstandsfähig, trotzdem aber gut bearbeitbar sind. Dies trifft vor allem auf die im Flussbett anstehenden Sandsteine und Kristallingesteine (Granite, Rhyolithe, Gneise) zu. Erstere sind im Elbsandsteingebirge Gegenstand intensiven Abbaus und anschließender Bearbeitung gewesen, sodass die dortigen Elbanwohner mit dem Material vertraut waren und über ausreichend Kenntnis in der Herstellung qualitativ hochwertiger Niedrigwassermarken verfügten. Aus Flussbereichen, in denen sehr harte oder auch vergleichsweise weiche Gesteine (z. B. Basalte und Mergelsteine) dominieren, sind dagegen keine entsprechenden Niedrigwassergravuren bekannt.

Existentielle Abhängigkeit der Anwohner vom Fluss

Die Abhängigkeit der Anwohner vom Wasserangebot des Flusses mag ein weiterer limitierender Faktor für die Existenz von Hungersteinen sein. Im Falle des Engtales im Elbsandsteingebirge ist



Felsfläche aus anstehendem Kreidesandstein mit über 20 Niedrigwassermarken, Königstein



Hungersteine im Engtal zwischen Dolní Žleb/Niedergrund und Hřensko/Herrnskretsch (Böhmen) – sie zeugen von der ehemaligen Besiedlung. Links: Die heutige Situation zeigt einen nahezu siedlungsfreien Raum (Luftbild Bing Maps <https://www.bing.com/maps/>); rechts: Die Kartendarstellung von 1942 lässt noch eine deutliche Siedlungsstruktur entlang der Bahnlinie nahe der Elbe erkennen (Topographische Karte 1:25000, Blatt 5151 Rosendorf, Leipzig 1942)

dies koinzident mit dem geologischen Rahmen. In diesem Flussgebiet gab es für die dort lebende Bevölkerung – außer als Steinbrecher – kaum andere Betätigungsmöglichkeiten als eine Arbeit als Schiffer, Flößer oder Fischer auszuüben. Zudem war in diesen flussnahen Wohnstätten immer eine besondere Sensibilität für Extremwassereignisse der Elbe vorhanden. Interessant ist in diesem Zusammenhang auch das häufige Auftreten von Hungersteinen am linkselbischen Ufer zwischen Dolní Žleb/Niedergrund und dem Gelobtbach auf tschechischem Gebiet.

Fernab der heutigen Besiedlung geben sie ein Zeugnis für ehemalige Bebauungen entlang der Elbe, wie sie bis zur Vertreibung der deutschen Bevölkerung 1945 bestanden haben.

Zusammenfassung

Hungersteine sind bisher wenig beachtete Zeugnisse von Niedrigwassereignissen. Die Elbe gehört aufgrund ihrer wirtschaftlichen Bedeutung als Verkehrsweg und der Beschaffenheit ihres geologischen Untergrundes zu den Flüssen in Mitteleuropa, in denen Hungersteine eine besondere kulturgeschichtliche Bedeutung haben.

Die seit 2015 systematisch dokumentierten Hungersteine in der Elbe sind vor allem wertvolle Zeitzeugnisse. Sie erlauben zudem grobe hydrologische und klimatische Rückschlüsse für den Zeitraum vor Beginn der amtlichen Wasserstandsmessungen. Es sollte geprüft werden, ob die sächsischen Hungersteine einen Status als schützenswerte Bodendenkmäler erhalten können.

Tabelle unten: Die wichtigsten Niedrigwassereignisse am Pegel Dresden seit 1806.

Danksagung

Wir danken Frau M.Sc. Sophie König (Halle/Saale) für die Unterstützung bei den Kartierungs- und Dokumentationsarbeiten. Herrn Walter Strohbach (Krippen) sei für die logistische Hilfe zum Erreichen der Hungersteine gedankt.

Autoren

Prof. Dr. Jan-Michael Lange, Nadine Janetschke, Martin Kaden, Peter Suhr
Senckenberg Naturhistorische Sammlungen Dresden
Sektion Petrographie
Königsbrücker Landstraße 159
01109 Dresden

Stephan Büttig, Petra Walther
Sächsisches Landesamt für Umwelt, Landwirtschaft und Geologie, Landeshochwasserzentrum, Gewässerkunde
Zur Wetterwarte 3
01109 Dresden

Anja Kaltoven
Archäologische Gesellschaft in Sachsen e. V.
c/o Landesamt für Archäologie Sachsen
Zur Wetterwarte 7
01109 Dresden

Rang	Datum	Wasserhaushaltsjahr ^a	Durchfluss Q in m ³ /s	Wasserstand W in cm
1	9.1.1954	1953	^b 22,0	^b 5
2	27.6.1934	1934	31,0	38
3	^c 12.8.1947	1947	36,0	21
4	15.8.1952	1952	36,0	21
5	15.12.1933	1933	^b 38,0	^b 44
6	^c 21.7.1935	1935	42,0	47
7	25.8.1904	1904	45,0	69
8	30.12.1908	1908	46,0	66
9	26.1.1933	1932	50,0	57
10	15.2.1874	1873	50,8	135
11	^c 6.8.1921	1921	51,0	58
12	1.9.1950	1950	51,0	34
13	5.12.1862	1862	53,7	137
14	^c 5.1.1858	1857	55,0	140
15	2.1.1893	1892	55,0	122

^a Wasserhaushaltsjahr (vom 1. April des angegebenen Jahres bis 31. März des Folgejahres)

^b Eisbeeinflusst

^c Mehrere Tage mit Jahrestiefstständen

Datenquelle: Wasserstraßen- und Schifffahrtsverwaltung des Bundes (WSV), bereitgestellt durch die Bundesanstalt für Gewässerkunde (BfG)

Hinweis: Der Vergleich von Niedrigwasserständen über große Zeiträume ist nur eingeschränkt möglich, da Änderungen im Flussquerschnitt (beispielsweise durch Ausbaggerung der Fahrrinne) bei ähnlichen Durchflüssen zu stark abweichenden Wasserständen führen können.



Blick auf Schloss Sonnenstein und Pirna, Gemälde von Bernardo Bellotto, genannt Canaletto, um 1750, Exemplant in der Eremitage St. Petersburg

Zur Geschichte von Burg Pirna und Festung Sonnenstein aus Anlass der Ersterwähnung vor 750 Jahren

Boris Böhm

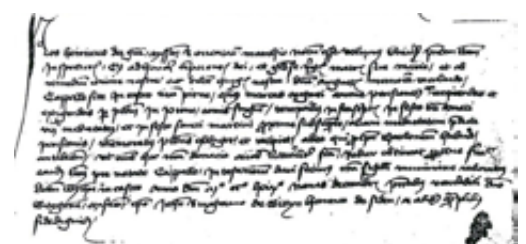
1 Zur Entstehung und Frühgeschichte von Burg und Stadt Pirna und den Ausgrabungen vgl.: Ralf Kluttig-Altman/Karsten Lehmann: Pirna. Stadt und Burg im Mittelalter, Dresden 2013. Vgl. weiter Gerhard Billig: Zum Umfeld der Entstehung und Anfangsentwicklung von Burg und Stadt Pirna, in: Kuratorium Gedenkstätte Sonnenstein (Hrsg.): Burg Pirna – Festung Sonnenstein. Beiträge zur Geschichte des Sonnensteins und der Sächsischen Schweiz. Heft 2, Pirna 1999, S. 12–32.

Urkunde des Markgrafen Heinrich des Erlauchten vom 5. Dezember 1269, Abschrift aus dem 15. Jahrhundert
© Sächsisches Staatsarchiv, Hauptstaatsarchiv Dresden

Das Felsplateau des Sonnensteins ist der letzte linkselbische Ausläufer des Elbsandsteingebirges vor dem Abfall in die weite Niederung des oberen Elbtales. Auf dem natürlich geschützten Sandsteinareal, das sich 65 Meter über der Elbe erhebt, sind bereits aus der Bronzezeit Siedlungsspuren nachgewiesen. Durch Funde kann weiterhin belegt werden, dass sich hier in slawischer Zeit spätestens im 10. Jahrhundert ein befestigter Stützpunkt befand. Während der hochmittelalterlichen Ostsiedlung errichtete man hier um 1200 eine erste Burgranlage. In ihrem Schutz entwickelte sich eine Siedlung und die 1233 zum ersten Mal urkundlich genannte Stadt Pirna.¹ Die Burg stand unmittelbar unter der Herrschaft des Markgrafen.

Am 5. Dezember 1269 wurde die Pirnaer Burg in einer Urkunde des Meißner Markgrafen Heinrich des Erlauchten erstmals erwähnt. Darin wies Markgraf Heinrich der Erlauchte den Pirnaer Pfarrer an, der Kapelle „in castro nostro Pirne“ fünf Mark Silber der jährlichen Einkünfte aus dem Zoll zu Pirna zu übergeben.² Die Urkunde

blieb leider nur in einer Abschrift aus dem 15. Jahrhundert erhalten, die im Hauptstaatsarchiv Dresden aufbewahrt wird. Im Februar 1289 bestätigte Markgraf Friedrich von Meißen die Zuwendung seines Großvaters, wobei die Kapelle als Georgs-Kapelle benannt wurde. Nach dem Tod Heinrichs des Erlauchten 1288 kam es zu Erbstreitigkeiten im Hause der Wettiner, in deren Folge Burg und Stadt Pirna zunächst an den Bischof von Meißen gelangten, von diesem jedoch 1293 an König Wenzel II. von Böhmen veräußert wurden.³ Stadt und Burg Pirna verblieben dann ein reichliches Jahrhundert unter böhmischer Herrschaft, und die Burg spielte besonders



während der Regierungszeit Karls IV. eine politisch bedeutende Rolle. Kaiser Karl IV. weilte wiederholt auf ihr, hielt u. a. einen Fürstentag ab und schloss einige wichtige Verträge. Besonders hervorzuheben ist der Pirnaer Vertrag aus dem Jahr 1372, die erste große Grenzregelung zwischen dem Königreich Böhmen und der Mark Meißen.⁴ Diese Vorgänge zeigen die Bedeutung der Burg und legen nahe, dass sie bereits repräsentativ ausgebaut war, um König und Gefolge beherbergen zu können.

Im September 1405 gelangten Burg und Stadt Pirna nebst umliegenden Ortschaften durch den Meißner Markgrafen Wilhelm den Einäugigen wieder in den Besitz der Wettiner und blieben seit dieser Zeit ununterbrochen in deren Besitz, seit 1485 bei der albertinischen Linie der Wettiner. Ab dem 15. Jahrhundert wurde die Pirnaer Burg meist als Schloss bezeichnet, erstmals ist dieser Begriff 1379 belegt.⁵ Die Wohn- und Repräsentationsbedürfnisse der wettinischen Landesherrn spielten in Pirna immer nur eine untergeordnete und nach Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges überhaupt keine Rolle mehr. Immerhin fand 1459 im Burghof ein glänzendes Turnier statt, bei dem der 16-jährige Prinz Albrecht seinen ersten Sieg errang. Davon kündigt noch heute ein Gemälde von Alfred Diethe in der Albrechtsburg Meißen. Der Name Sonnenstein setzte sich erst im Laufe des 17. Jahrhunderts durch.

Genaue Angaben über das Aussehen der Burg bis zum 15. Jahrhundert haben sich nicht erhalten. Um 1470 kam es zur Errichtung prägender Neubauten, insbesondere des herrschaftlichen Kemenatengebäudes, erbaut unter Mitwirkung Arnold von Westfalens, sowie zweier mächtiger Türme, des Luntenturms und des Pulverturms (Grunewaldt).⁶ Von der Mitte des 15. Jahrhunderts bis 1647 diente das Schloss als Verwaltungssitz des für die wettinischen Landesherrn bedeutsamen Amtes Pirna. 1486 brannten beträchtliche Teile des Schlosses aus; der Wiederaufbau zog sich weit über ein Jahrzehnt hin.

Unter dem Herzog und späteren Kurfürsten Moritz begann 1544/45 der Umbau zum „festen Hause“. Hervorzuheben sind die Anlage einer Felsbastion und eines zweiten Felsengrabens, wodurch der langgestreckte äußere Hof entstand. Aus dieser Zeit stammt auch die älteste überlieferte Darstellung der Burg in der Stadtkirche St. Marien. Die im Entstehen befindliche Festungsanlage zeigte erstmals Wirkung, als im Schmalkaldischen Krieg 1546/47 Pirna verteidigt werden konnte.

Die Kurfürsten Christian I. und Christian II. nutzten den Sonnenstein gern als Jagdlager. Unter Christian II. entstand 1604 auch ein repräsentatives Lusthaus, welches aber bereits im Dreißigjährigen Krieg der Zerstörung anheimfiel. Eine Erinnerung daran ist ein silberner Deckelpokal des Dresdner Hofsilberschmiedes Georg Mond im Grünen Gewölbe. Der 1618 ausbrechende



Älteste Darstellung der Burg Pirna im Gewölbe der Pirnaer Stadtkirche St. Marien, 1542/43
Foto: Thomas Albrecht

Krieg beendete endgültig die insgesamt recht kurze Periode intensiverer höfischer Nutzung des Sonnensteins. Seitdem stand wieder seine Funktion als Wehranlage im Mittelpunkt.

Im Jahre 1639 widerstand die Besatzung der baulich nicht auf der Höhe der Zeit stehenden Festung unter Kommandant Johann Siegmund von Liebenau einer fünfmonatigen schwedischen Belagerung, die zeitweise der schwedische Feldmarschall Johan Banér persönlich leitete. Trotz der gewaltigen schwedischen Übermacht, der ständigen Beschießungen und der Zerstörung des Brunnens konnten die zwischen 300 und 500 sächsischen Soldaten die Festung verteidigen, auch dank mehrfachen Entsatzes durch Truppen des sächsischen Kurfürsten.⁷ Nach dem Ende der Belagerung begannen umgehend Wiederherstellungs- und Erneuerungsarbeiten, die etwa sechs Jahre andauerten. Es entstanden unter anderem an drei Seiten Erdaußenwerke, ein dritter großer Graben an der Ost- und Südseite, eine Reihe steingewölbter Kasematten, hölzerne Kasernen und im Innenhof ein neuer Brunnen mit einer Tiefe von 35 Metern.

In der Regierungszeit der sächsischen Kurfürsten Johann Georg II. (1656–1680) und Johann Georg III. (1680–1691) erreichte der Sonnenstein unter dem Kommandanten Caspar Löwe (1666–1686) mit dem grundlegenden Umbau zur „Berg-Vestung“ den Höhepunkt seiner Entwicklung. Dieser Umbau wurde von Oberlandbaumeister Wolf Caspar von Klengel geleitet, der seit 1672 auch Oberinspektor der Fortifikation und Zivilgebäude sowie Oberkommandant der Festung Sonnenstein war. Zwischen 1668 und 1676 entstanden die noch heute das Bild des Sonnensteins von der Elbseite prägenden mächtigen steinernen Außenwerke – das Hohe (24 Meter hoch) und das Mittlere Werk (20 Meter hoch) sowie die flächenmäßig größte Elbbastion, das Niedere Werk.⁸ Mit den Bastionen bestand nunmehr die Möglichkeit einer wirkungsvollen Beschießung der Elbe, des Elbüberganges und

- 2 Die Urkunde ist abgedruckt bei Karl Friedrich von Posern-Klett (Hrsg.): Urkundenbuch der Städte Dresden und Pirna (Codex diplomaticus Saxoniae regiae. Zweiter Hauptteil, Bd. 5), Leipzig 1875, S. 328.
- 3 Eine ausführliche Darstellung zur Besitzgeschichte im Mittelalter gibt Oskar Speck: Wie Pirna böhmisch und wieder meißnisch wurde, in: Mitteilungen aus dem Verein zur Geschichte der Stadt Pirna, Pirna 1905.



Kurfürstliches Lusthaus auf dem Sonnenstein, Rekonstruktionszeichnung von Walter Bachmann, 1929

links: Das Hohe Werk mit Anstaltskirche von der Elbseite, um 1900
© Stadtmuseum Pirna

rechts: Stadtmauerreste am Schlossberg und erhaltener Unterbau des Kommandantenhauses, 2012
Foto: Boris Böhm



- 4 Ein Abriss zur Burg Pirna im Mittelalter bei Boris Böhm: Geschichte des Sonnensteins und seiner Festung. Dresden 1994, S. 6-15. Wichtige urkundliche Quellen zur Geschichte des Amtes und der Burg Pirna sind zusammengestellt bei Alfred Meiche: Historisch-Topographische Beschreibung der Amtshauptmannschaft Pirna. Dresden 1927, besonders S. 215-220 (Pirna Amt) und S. 227-234 (Pirna Schloß).
- 5 Vgl. Meiche 1927 (wie Anm. 4), S. 227.
- 6 Einen Abriss zur Baugeschichte von Burg Pirna und Festung Sonnenstein gibt Walter Bachmann: Die ehemalige Festung Sonnenstein, in: Die Kunstdenkmäler des Freistaates Sachsen. Bd. I: Die Stadt Pirna, Dresden 1929, S. 27-50. Zu den Pirnaer Schlossinventaren vgl. Boris Böhm/Arnd Lindemann (Bearb.): Das Inventarverzeichnis des Schlosses Pirna von 1625, in: Sonnenstein Heft 2 (wie Anm. 1), S. 33-62.
- 7 Eine ausführliche Darstellung der Ereignisse im Jahr 1639 bei Oskar Speck: Zur Geschichte der Stadt Pirna im Dreißigjährigen Krieg, Pirna 1889.
- 8 Zur Architektur und Geschichte der Sonnensteiner Werke vgl. Boris Böhm: Die Bastionen der Festung Sonnenstein (Pirnaer Miniaturen Heft 6), Pirna 2016.
- 9 Zur Geschichte der Sonnensteiner Festungsgarnison vgl. Boris Böhm: Die Festungsgarnison vom Dreißigjährigen bis zum Siebenjährigen Krieg, in: Sonnenstein Heft 2 (wie Anm. 1), S. 115-136.

der Copitzer Höhe auf der gegenüberliegenden Seite. Damit konnte ein Nachteil der Festung, die relativ nahen gegenüberliegenden Erhebungen, für einige Zeit kompensiert werden.

Auch die Nordostecke der Festung erfuhr mit dem 1677 errichteten mächtigen Batterieeckturm eine erhebliche Verstärkung. Teilweise neu erbaut wurde in dieser Zeit der sich nach Süden anschließende Rundflügel, welcher Malz- und Brauhaus, Küche, Bäckerei und Zeughaus enthielt, der im ersten Obergeschoß jedoch auch mit Geschützluken ausgestattet war. Zur Stadtseite hin verbesserte man das Verteidigungssystem der Festung erheblich durch das um 1670 an der Nordwestseite des äußeren Hofes errichtete neue Kommandantenhaus („Johann-Georgen-

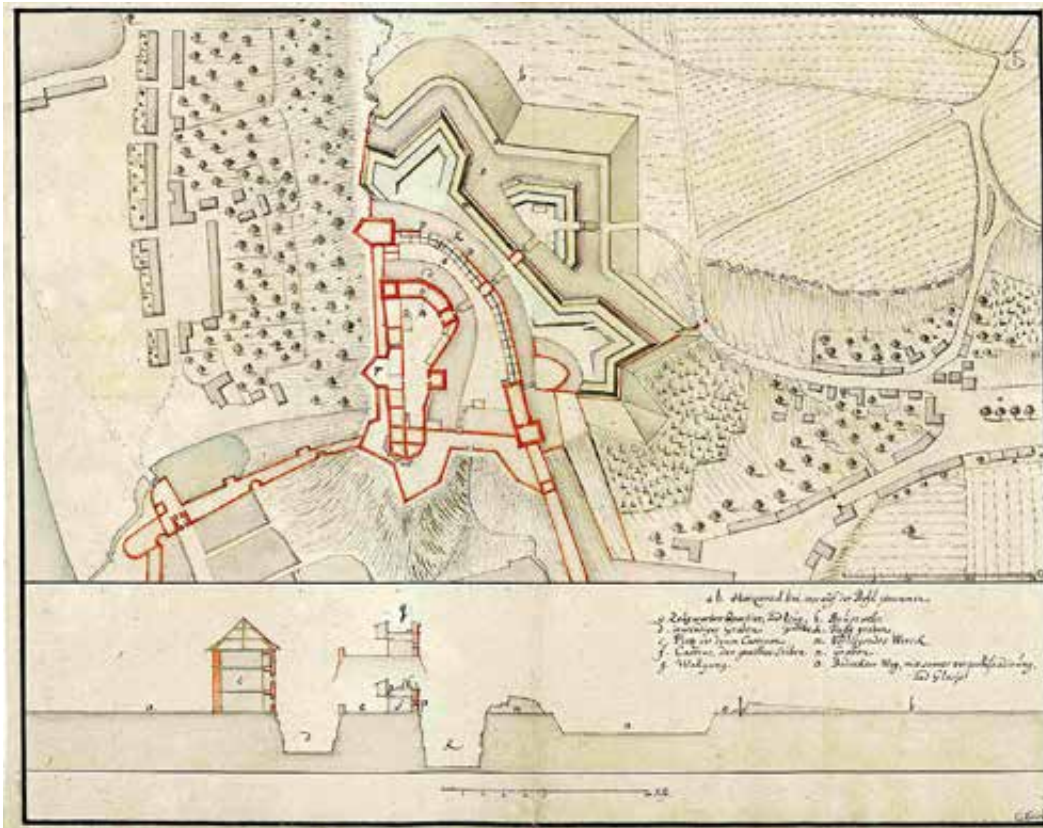
Burg“). Das massive Gebäude enthielt nicht nur die Dienst- und Wohnräume des Kommandanten, sondern im Untergeschoss auch Geschützluken für 20 Geschütze.

Die Festungsgarnison umfasste in Friedenszeiten eine durchschnittliche Personalstärke von ca. 100 Mann, der Dienst wurde seit 1686 durch „Articuls-Briefff[e]“ der Garnison geregelt.⁹

In der Augusteischen Zeit (1694–1763) zeigten die Kurfürsten von Sachsen und Könige von Polen zeitweise einiges Interesse an ihrer Festung Sonnenstein und genehmigten auch einige notwendige Baumaßnahmen sowie die Anschaffung von Inventar und Militärtechnik. In viel stärkerem Maße fand der Sonnenstein allerdings als Staatsgefängnis ihre Aufmerksamkeit. Die prominentesten Gefangenen



Batterieturm und Rundflügel der Festung kurz vor ihrem Abriss, 1904
Privatbesitz



Grundriss der Festung Sonnenstein, 1719. Diese Zeichnung zeigt die größte Ausdehnung der Festung.
© SLUB Dresden, Deutsche Fotothek

waren Johann Reinhold von Patkul (1705/06), Anton Albrecht von Imhof (1707–1709) und Fürst Johann Stanislaus Jablonowski (1713).¹⁰ Der Sonnenstein blieb dennoch auch in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts eine wichtige Landesfestung. Ihre Bedeutung bestand unter anderem in der Kontrolle des Verkehrs auf der Elbe und auf den von Böhmen herführenden Straßen, in der Sicherung des Stromüberganges und in der strategisch günstigen Lage nahe der böhmischen Grenze. Kurz nach Beginn des Nordischen Krieges errichtete man an der Stadtseite der Festung einen (unvollständig gebliebenen) gedeckten Gang, das so-

genannte Hornwerk. Die im Frühherbst 1706 mit über 800 Mann besetzte Festung blieb jedoch von Kampfhandlungen verschont. Unter dem Eindruck des polnischen Erbfolgekrieges erfolgte 1737 bis 1740 unter der Leitung von Jean de Bodd der Bau der für mindestens 200 Soldaten ausgelegten viergeschossigen Elbkaserne, auch genannt Neue Kaserne.¹¹ Zudem konnte 1733 das neue Pulvermagazin fertiggestellt werden. Das Artilleriekommando hatte 1730 die gleiche Stärke wie das des Königsteins. Zwischen 1753 und 1756 malte Bernardo Bellotto, genannt Canaletto, seine elf berühmten An-

- 10 Die erste umfassende Darstellung zu den Sonnensteiner Gefangenen gibt Arnd Lindemann: Festungsgefangene auf dem Sonnenstein, in: Sonnenstein Heft 2 (wie Anm. 1), S. 85-114.
- 11 Albrecht Sturm: Der Sonnenstein – eine kursächsische Festung und ihre Wiedererstellung als Modell, in: Burgenforschung aus Sachsen 27 (2014), S. 5-38.



Die reaktivierte Festung Sonnenstein im Herbst 1813, Kupferstich, 1814
Ansicht der Stadt Pirna und der Festung Sonnenstein während der Belagerung von 3. bis 5. September 1758, Kupferstich, 1758
© SLUB Dresden, Deutsche Fotothek

Archäologische Grabungen im Kernbereich der Pirnaer Burg, heutiger Schlosshof, 2010
Foto: Boris Böhm



- 12 Ausführliche Darstellung aller Pirnaer Canaletto-Bilder in: Werner Schmidt (Hrsg.): Bernardo Bellotto genannt Canaletto in Pirna und auf der Festung Königstein, Pirna 2000.
- 13 Zur Festung im Siebenjährigen Krieg vgl. Boris Böhm: Geschichte des Sonnensteins und seiner Festung, Dresden 1994, S. 42-46.
- 14 Zur militärischen Nutzung des Sonnensteins im Jahr 1813 vgl. Carl Friedrich August Wenzel: Die merkwürdigen Tage der Stadt Pirna und umliegenden Gegend vom 22. August bis 13. November 1813, Pirna 1814. Vgl. weiter Ingo Busse: Die Reaktivierung der Festung Sonnenstein im Jahre 1813, in: Sonnenstein-Heft 2, Pirna 1999, S. 137-147.
- 15 Boris Böhm: Die Geschichte der Heil- und Pflegeanstalt Sonnenstein 1811-1939, Pirna 2011, bes. S. 60-63 und 87-92.
- 16 Boris Böhm: Die Festung Sonnenstein in Pirna, Pirnaer Miniaturen Heft 1, Pirna 2012 und derselbe: Pirnas grüner Hügel, Pirnaer Miniaturen Heft 3, Pirna 2014.
- 17 Karsten Lehmann: Ergebnisse der Grabung Pirna, Schloss Sonnenstein, in: Arbeits- und Forschungsberichte der sächsischen Bodendenkmalpflege 53/54 (2011/2012, erschienen 2013), S. 411-488.

Autor

Dr. Boris Böhm
Gedenkstätte Pirna-Sonnenstein
Schlosspark 11, 01796 Pirna
boris.boehm@stsg.de

sichten von Pirna, die bis heute zu den Attraktionen der Gemäldegalerie Alte Meister in Dresden gehören. Auf sechs dieser Ansichten steht die Festung im Mittelpunkt, auf den anderen ist sie zumindest präsent.¹² In dieser Zeit war die in der Ära des Premierministers Heinrich Graf von Brühl zu verzeichnende Schwächung der sächsischen Armee auch auf dem Sonnenstein nicht mehr zu übersehen. Dies zeigte sich in der Vernachlässigung der Bauten, der Bewaffnung und des Inventars sowie in einem Rückgang des Personalbestandes.

Während die ersten beiden Schlesischen Kriege die Festung Sonnenstein nicht berührt hatten, kam es bereits wenige Wochen nach Ausbruch des Siebenjährigen Krieges, am 14. Oktober 1756, zur ersten Kapitulation in der Festungsgeschichte vor der in Sachsen einmarschierten preußischen Armee.¹³ Nach einer zwölfstündigen Kanonade durch die Österreicher und Reichstruppen am 5. September 1758 musste die preußische Besatzung kapitulieren. Im November 1758 konnten die Preußen aufgrund des Rückzuges der Österreicher nach Böhmen die Festung noch einmal kampflos besetzen, bevor sie sie im Juli 1759 endgültig räumten. Am Ende des Siebenjährigen Krieges zeigte sich die Festung Sonnenstein in einem desolaten Zustand und wurde als kursächsische Landesfestung aufgegeben. Danach dienten die Gebäude fast ein halbes Jahrhundert als Wohnstätte für pensionierte Offiziere, Soldaten und deren Familien sowie als Vorratslager des Amtes Pirna.

Seit Juli 1811 boten die Festungsgebäude dann eine Heimstatt für die erste bedeutende staatliche Heilanstalt für psychisch kranke Menschen in Deutschland, welche in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts europäischen Ruhm erlangte. Die friedliche Nutzung wurde Mitte September 1813

noch einmal unterbrochen, als auf Befehl Napoleons die Kranken vertrieben und die Festung kurzfristig wiederhergestellt wurde. Die französische Besatzung überstand im Oktober mehrere Beschießungen durch russische und österreichische Artillerie, wurde jedoch am 11. November 1813 in die Kapitulation der französischen Garnison von Dresden einbezogen.¹⁴ Während des über 125 Jahre andauernden Bestehens der Heil- und Pflegeanstalt kam es zu zahlreichen Abrissen, Um- und Neubauten, die seit den 1850er Jahren die äußere Gestalt einschneidend änderten.¹⁵

Nach der 1939 erfolgten Auflösung der Landesanstalt begann eine Periode häufig wechselnder Nutzungen. Hier kann nur auf den Gebäudekomplex der Landesfestung eingegangen werden. Im Kernbereich der ehemaligen Anstalt, dem Inneren Männerhaus (Elbflügel) und dem Inneren Frauenhaus (Stadtflügel), brachte man zunächst volksdeutsche Rückwanderer unter, von Herbst 1941 bis zum Kriegsende bestand eine Reichsverwaltungsschule des Reichsinnenministeriums. In den ersten Nachkriegsjahren dienten die Gebäude als Unterkunft für Flüchtlinge sowie 1948/49 als Landratsamt.

In der DDR-Zeit wurden große Teile des Elbflügels betrieblich genutzt, während sich im Stadtflügel nach einer längeren schulischen Nutzung seit 1977 das Kreisrehabilitationszentrum befand. Seit Mitte der 1990er Jahre standen Elb- und Stadtflügel leer und verfielen. 2007 erwarb der Landkreis Sächsische Schweiz den Gebäudekomplex und richtete darin bis 2011 seinen zentralen Verwaltungssitz für den mittlerweile fusionierten Landkreis Sächsische Schweiz-Osterzgebirge ein. Unmittelbar über dem historischen Ortskern gelegen, prägen heute die renovierten Gebäude auf dem Sonnenstein wieder als Krone das städtebauliche Antlitz Pirnas. Dabei erfolgte auch eine vorbildliche Sanierung der denkmalgeschützten Bausubstanz. Eine Reihe dreisprachiger Informationstafeln weist den Besucher anschaulich auf die Geschichte der Bauwerke und Anlagen hin, ergänzend erschienen 2012 und 2014 zwei für einen Rundgang über das Areal geeignete Begleitbroschüren.¹⁶ Umfangreiche archäologische Grabungen und Bauforschungen des Landesamtes für Archäologie Sachsen erbrachten in den Jahren 2008 bis 2010 zahlreiche Funde, die 2013 in der Sonderausstellung „Die verschwundene Burg“ im Stadtmuseum Pirna besichtigt werden konnten.¹⁷

Seit dem Jahr 2013 stellen die Bastionen eine einzigartige Kulisse für Kunst und Kultur dar. Der jährlich zwischen Mai und September stattfindende Skulpturensommer präsentiert hier und in einer alten Kasematte unter wechselnden Themen Plastiken von bekannten und weniger bekannten Künstlern. Im Rahmenprogramm werden Theater- und Musikaufführungen präsentiert. Ein Besuch auf dem Sonnenstein lohnt aber zu jeder Jahreszeit, gerade im Winter entfaltet sich die Wirkung der Bastionen und des großen Erdwerkes am Schlossberg besonders eindrucksvoll.



Zur frühesten Kirchengeschichte von Großhain

Kai-Uwe Schwokowski

Die Ersterwähnung von Großhain mit dem Namen Ozcek als Ausstellungsort datiert aus dem Jahr 1207.¹ Ungeklärt sind dagegen die Ortsbezeichnungen mit den Namen Ozzesh 1208 und Ozcethz 1211.² Im Jahr 1220 wird dann die Maßeinheit für den Scheffel als Ertrag erwähnt, die „in oppido Ozzec“ gilt. Unter den Zeugen wird „Theodericus officiatu de Ozzec“ aufgeführt.³ Als Zeugen werden 1222 „Conrado et Rodolfo de Ozzec“ erwähnt.⁴ Im Jahr 1227 tritt als Zeuge „Heinricus aduocatus de Hagin“ auf.⁵ In gleicher Eigenschaft bezeugt im Jahr 1230 „Rudolfus aduocatus de Ozzec“.⁶ Wieder als Ausstellungsort taucht Großhain als „Indagine Marchionis“ 1235 auf.⁷ Im Jahr 1238 wird Markgraf Heinrich der Erlauchte durch Bischof Engelhard von Naumburg mit Liegenschaften, darunter auch mit der Stadt „Indago“, belehnt.⁸

In kirchlicher Sicht erscheint in den Jahren 1215, 1224 und 1225 ein „plebanus Berwardus de Indagine/de Hagen/de Ozec“ als urkundlicher Zeuge.⁹ Mit der letzten Ortsbezeichnung kann Großhain angenommen werden.¹⁰ Ein „Hugo canonicus in Ozzec“ erscheint im Jahr 1222.¹¹

Das Kollegiatstift St. Georg in Ozzeck taucht 1226 mit eigenem Siegel auf.¹² Als Zeuge erscheint 1227 „magister Lutherus praepositus in Ozzeck“.¹³ Albertus de Indagine wird 1231, 1233 als „Albertus in Ozzeck praepositi“ und 1239 als „Alberto praeposito de Indagine“ erwähnt.¹⁴ Im Jahr 1241 wird u. a. mitgeteilt, dass vor der Zeit des verstorbenen Bischofs Heinrich von Meißen, also vor 1228, die Pfarrstellen von „Indagine“ und Zscheila zu einer Propstei vereinigt wurden.¹⁵

Als Kirchen der Stadt werden erstmals die Kirche St. Marien 1283 und die Kirche St. Katharina 1313 erwähnt.¹⁶ Die Marienkirche besteht heute noch als Pfarrkirche von Großhain und liegt im Stadtzentrum am Kirchplatz links über dem Hauptmarkt. Die Katharinenkirche wurde ab März 1869 abgetragen und befand sich außerhalb der späteren Stadtmauer südwestlich in der Meißner Vorstadt zwischen Meißner Straße und Katharinengasse. Aus einer Urkunde von 1298 ergibt sich, dass die Marienkirche die Pfarrkirche in Großhain darstellte.¹⁷ Anhand von Urkunden aus den Jahren 1360 und 1361 erschließt sich, dass der Rat der Stadt in der Katharinenkir-

Großhain, um 1663.
Links oben befindet sich die Katharinenkirche, auch Begräbniskirche genannt.
Im Stadtbild fast mittig liegt die Pfarrkirche, auch Kirche Unserer Lieben Frauen oder Marienkirche bezeichnet.
© Sächsisches Staatsarchiv, Hauptstaatsarchiv Dresden



Urkunde vom 8. September 1298
© Sächsisches Staatsarchiv,
Hauptstaatsarchiv Dresden

che vor der Stadt eine ewige Messe gestiftet hat.¹⁸ Aufgrund dieser Tatsachen kann davon ausgegangen werden, dass die Entstehung der Stadt Großenhain mit dem Namen Ozzek unter Markgraf Dietrich dem Bedrängten etwa um 1200 begonnen hat.¹⁹ Sie gründete sich in der näheren Umgegend der ehemaligen Katharinenkirche, welche die Pfarrkirche des Städtchens Ozzek gewesen ist. Um 1220 wurde dann durch Bischof Bruno II. von Meißen die Pfarrkirche St. Katharina des Städtchens Ozzek mit der Pfarrkirche in Zscheila zu der Propstei St. Georg als Kollegiatstift vereinigt. Der Sitz des Kollegiatstifts St. Georg in Ozzek befand sich an der Stelle zwischen Mozartallee und Neumarkt/Klostergasse, wo sich später bis 1540 das Nonnenkloster befand.²⁰ Mit der Errichtung der Propstei Ozzek scheint es zur Kollision der Machtinteressen zwischen Markgraf und Bischof gekommen zu sein.²¹ Diese führten zu einer topographischen Veränderung in der Stadtentwicklung von Großenhain.²² Durch den Markgrafen erfolgte in dieser Zeit eine Verlagerung der Stadtansiedlung an die Stelle des heutigen Innenstadtbereiches. Aus dieser Tatsache ist auch erklärbar, dass der Name Ozzek wie auch die lateinische und deutsche Übertragung

beibehalten wurde. Diese Verlagerung mit der Erbauung einer weiteren Kirche in der Stadt war um 1235 so weit fortgeschritten, dass die Stadt als „Indaginem Marchionis“ bezeichnet wurde.²³ Die Kollision der Machtinteressen von Markgraf und Bischof entschied der Markgraf mit der Etablierung der Marienkirche, welche die Katharinenkirche als Pfarrkirche für die Stadt Großenhain ablöste, für sich.²⁴ In dieser Folge verlegte Bischof Konrad I. von Meißen im Jahr 1240 das Kollegiatstift St. Georg von Großenhain nach Zscheila.²⁵ Die Einrichtung, die eigentlich einen geistlichen Mittelpunkt für das Gebiet zwischen Elbe, Pulsnitz und Schwarze Elster bilden sollte, erlangte niemals große Bedeutung.²⁶ An dessen Sitz entstand das Magdalenerinnenkloster. Dieses erhielt 1240 als erste Schenkung vom Markgrafen Heinrich dem Erlauchten 9 3/4 Hufen mit Hofstätten und allen Zubehör in dem Dorf Nauendorf.²⁷ Die Kirche St. Katharina wurde weiterhin als allgemeine städtische Begräbniskirche und zu liturgischen Handlungen genutzt.²⁸

Als frühester Pfarrer der Marienkirche findet sich als Zeuge 1255 „Albertus plebanus de Marcgrevinhain“.²⁹ Dann erscheint als Zeuge 1279 Pfarrer Christian von Hayn, Kaplan des Markgrafen.³⁰ Nach einer angeblichen Urkunde vom 23. Oktober 1283 hat Markgraf Heinrich der Erlauchte in der Marienkirche zu Großenhain einen Gerichtstag abgehalten.³¹

Die schon erwähnte Urkunde vom 8. September 1298, welche Markgraf Friedrich der Freidige in der Kirche des Nonnenklosters ausgestellt hat, beinhaltet die früheste Erwähnung der Großenhainer Pfarrkirche. Sie lautet in deutscher Übersetzung: „Im Namen des Herrn Amen. Friedrich, von Gottes Gnaden Markgraf von Meißen und des Osterlandes an Alle und an jeden Einzelnen eines zukünftigen Zeitalters die auf ewig ein Getreuer Christi sind und Vorliegendes einsehen werden. Der Orden der durch die Waage von Recht und Gerechtigkeit ausgeglichen ist mag immerhin so sehr auf dem Pfad der Vernunft schreiten, dass er aus dem Prozess der Zeit sich selbst die Kraft der Stärke zieht, dennoch braucht und benötigt er die Unterstützung der Schreiben, durch welche der Anfang gleicherweise wie das Fortschreiten der Entwicklung gefestigt wird. Daraus ergibt sich, dass wir wollen das ebenso allen Anwesenden wie Zukünftigen denen das vorliegende Schreiben zukommt bekannt ist, dass die sorgenden, reuenden Schwestern des Klosters der heiligen Maria Magdalena des Ordens des heiligen Augustinus in unserer Stadt Hayn, beinahe aus Mangel an dem zum Leben Notwendigen sterben, weil ihre Besitztümer und ihre anderen Güter wegen der Gefahr für das Land und Zerstörung des Friedens schon von Grund auf verwüstet sind, sie wünschen die Last ihrer Not mit irgendwelchem Ausgleich zu lindern, zu Ehren Gottes, seiner Mutter und der heiligen Maria Magdalena und, damit die genannten Schwestern uns, unseren Sohn und die Seele unserer lieben glücklichen Frau Agnes der

Erinnerung und alle unsere Vorfahren Gott selbst, dem sie täglich Dienste verrichten, mit frommen Gebeten stets empfehlen, geben, schenken und übertragen wir mit der Bezeichnung Eigentum den genannten Schwestern und dem Kloster derselben das Patronatsrecht über die Pfarrei in Hayn, und selbst die Kirche, die seit dem Tod des Magisters Heinrich von Luckau uns von Rechts wegen schon frei steht, mit allen Rechten, Ehren, Nutzen und Freiheiten zum ewigen Besitz, soweit es als zu uns und als zur besagten Pfarrei gehörig erkannt wird. Damit aber darüber in Zukunft keine Sorge über einen Zweifel oder das Vergessen aufkommen kann, veranlassen wir dass der vorliegende Brief von ihnen selbst unterzeichnet und mit unserem Siegelaufdruck fest bestätigt wird. Zeugen sind die Ritter Bernhard von Kamenz, Johannes von Skassa, Gunter von Glaubitz, die Brüder Tielemann und Friedrich von Ebersbach, Johannes von Pirna, Johannes Gese. Heinrich von Budow, Heinrich von Königsbrück, Arnold von Dobra und andere höchst Vertrauenswürdige. Gegeben und Geschehen in unserer Stadt Hayn in der Kirche der heiligen Maria Magdalena, im 1298sten Jahr des Herrn, am Tag der Geburt der heiligen Jungfrau Maria, das ist am Sechsten der Iden des Septembers.“

Die Urkunde ist in mehrfacher Hinsicht zu betrachten. Sie beweist, dass dem Markgrafen das Patronatsrecht wie auch das Eigentum an der Pfarrkirche zustand.³² Die Kirche mit ihren Einkünften wurde von dem Vater des Markgrafen, Heinrich dem Erlauchten, an Magister Heinrich von Luckau auf Lebenszeit übertragen und fiel nach dessen Tod wieder an ihn zurück. Das Patronatsrecht behielt der Markgraf damals für sich.³³ Heinrich von Luckau hat in Italien, an der Universität Bologna Theologie studiert und dort den Magistergrad erworben.³⁴ In der Zeit vom 1. Oktober 1284 bis 5. März 1286 erscheint er in Urkunden unter den Zeugen als Notar von Markgraf Heinrich dem Erlauchten.³⁵ Nach dem Tod des Markgrafen 1288 wurde er mit Amtszeit des Erzbischofs Gerhard II. von Mainz 1289 dessen Protonotar und führte die erzbischöfliche Kanzlei.³⁶ Aus einer Urkunde vom 14. Mai 1294 geht hervor, dass Magister Heinrich von Luckau Anwärter auf eine Pfründe und vom August des gleichen Jahres Domkanoniker von Mainz war.³⁷ Wahrscheinlich im Jahr 1296 wurde er von Erzbischof Gerhard II. von Mainz zum Propst des St. Peterstifts in Fritzlar ernannt.³⁸ Das Amt als Protonotar scheint er beibehalten zu haben.³⁹ Kurze Zeit später verstarb Magister Heinrich von Luckau.⁴⁰

Dem Nonnenkloster stand das Eigentum an der Pfarrkirche und das Patronatsrecht bis 1535 zu. Mit Vertrag vom 3. April 1535 überließ das Kloster der Stadt Großenhain mit Genehmigung von Herzog Georg von Sachsen und dem Meißner Bischof Johann VII. von Schleinitz beides.⁴¹ Es ist wahrscheinlich, dass die Einkünfte aus dem dort aufgeführten Landbesitz zum großen Teil schon 1298 bestanden haben.

Anlass für die Schenkung Markgraf Friedrichs des Freidigen an das Nonnenkloster war ein Ausgleich für die Notlage, welche die Schwestern durch Raubzüge an Besitz und Land erlitten hatten. Hiermit ist die Zeit zwischen der Einnahme der Stadt Freiberg durch König Adolph von Nassau im Februar 1296 und der Wiederinbesitznahme der Stadt Großenhain und des umliegenden Landes durch Friedrich den Freidigen nach dem Tod des Königs am 2. Juli 1298 gemeint.⁴² Mit dem Fall der Stadt Freiberg geriet die Mark Meissen in die Hände des Königs und Markgraf Friedrich musste das Land verlassen. Bei Großenhain hat zwar keine Schlacht stattgefunden, jedoch ist es auch dort zu den typischen Plünderungen und Verwüstungen im Zusammenhang mit der Inbesitznahme und Rückerlangung des Landes gekommen.⁴³

Nachdem Großenhain kurzzeitig aufgrund des Friedens von Tangermünde 1312 an Brandenburg gefallen war⁴⁴, bestätigte Markgraf Woldemar von Brandenburg dem Nonnenkloster Großenhain am 7. August 1312 die ihm vorgelegte Urkunde von 1298.⁴⁵ Sie lautet in deutscher Übersetzung: „Im Namen des Herrn Amen. Damit die Taten nicht dem Gedächtnis der jetzigen und späteren Menschen entschwinden, ist es notwendig dass diese durch einen echten Nachweis in Form von Brief und Zeugen anerkannt werden. Daraus ergibt sich, dass wir von Gottes Gnaden Woldemar von Branden-

Urkunde vom 7. August 1312
© Sächsisches Staatsarchiv,
Hauptstaatsarchiv Dresden





Urkunde vom 25. Mai 1324
© Sächsisches Staatsarchiv,
Hauptstaatsarchiv Dresden

burg, Markgraf der Lausitz und von Landsberg und Vormund des edlen Johannes Markgraf von Brandenburg den Brief, welchen der hochgebo-

rene Herr Durchlaucht Friedrich Markgraf von Meißen den Stiftsdamen die Gott im Kloster der heiligen Maria Magdalena in der Stadt Hagen dienen betreffs der Pfarrei und des Patronatsrechts derselben in Hagen, mit Rechten, Nutzen, Ehren und Besitz derselben Pfarrei gegeben hat, auch nicht in irgendeinem seiner Teile abgeändert wurde, bestätigen und genehmigen in jeder Hinsicht im Namen des Herrn in diesem Schreiben, wir geben diesen Brief ihnen selbst gesiegelt mit unserem Siegel zur Bekräftigung und Bezeugung der vorher erwähnten Bestätigung, wobei wir für uns unsere Vorfahren und Nachkommen Belohnungen zum ewigen Ausgleich zu erstreben suchen von dem der alles reichlich vergeltet, mit immerwährendem Tribut. Verhandelt und gegeben zu Hagen am Tag vor dem Herrentag im 1312ten Jahre des Herrn am Tag des heiligen Donatus, des Märtyrers.“ Mit Urkunde vom 25. Mai 1324 erteilte Bischof Withego II. von Meißen seine Zustimmung zu der Schenkung von 1298 mit weiteren Bestimmungen.⁴⁶

1 Urkunde vom 12. April 1207, vgl. Otto Posse (Hrsg.): Urkunden der Markgrafen von Meißen und Landgrafen von Thüringen 1196-1234 (Codex diplomaticus Saxoniae regiae. Erster Haupttheil. Bd. 3), Leipzig 1898 (folgend CDS I, 3), Nr. 107, S. 87. Die Urkunde betrifft den Rückkauf von Land in dem Ort Rauba bei Lommatzsch. Im Codex ist als Ausstellungsort Oschatz bezeichnet. Harald Schieckel: Regesten der Urkunden des Sächsischen Landeshauptarchivs Dresden. Bd. 1: 948-1300, Dresden 1960, Nr. 172, S. 84 nimmt jedoch Großenhain an. Dafür spricht, dass mit den Zeugen u. a. die Namen Zabeltitz und Wantewitz, alles Orte bei Großenhain, erstmalig erwähnt werden. Eine farbige Abbildung der Urkunde befindet sich bei Dietmar Enge: Zabeltitz zum 800-jährigen Jubiläum, in: Großenhainer Stadt- und Landkalender 2007, S. 103, und Frank Metasch: Die Großenhainer Ersterwähnungsurkunde, in: Jens Schulze-Forster: 10 Meilensteine 800 Jahre Großenhain, Großenhain 2014, S. 6. Die beiden Urkunden von Bischof Dietrich II. von Meißen mit Jahresangabe 1205, in welchen u. a. das Haynische Maß erwähnt wird, sind Fälschungen aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts; vgl. Thomas Ludwig: Die Urkunden der Bischöfe von Meißen, Köln/Weimar/Berlin 2008, S. 70-74. Sie sind abgedruckt in Ernst Gotthelf Gersdorf (Hrsg.): Urkundenbuch der Stadt Meißen und ihrer Klöster (Codex diplomaticus Saxoniae regiae. Zweiter Haupttheil. Bd. 4), Leipzig 1873 (folgend CDS II, 4), Nr. 147, S. 102-104 und Nr. 149, S. 105-106. Eine Abbildung der Urkunden befindet sich bei Joachim Neumann: Schwierigkeiten mit der Wahrheit oder wie alt ist Großenhain wirklich?, in: Großenhainer Stadt- und Landkalender 2005, S. 31, 33 und Großenhainer Kulturvorschau Juli 1955, S. 44, 46 mit deutscher Übersetzung S. 41-43 und S. 45. Mit der Urkunde vom 10. Juli 1200 (CDS I, 3, Nr. 48, S. 43), die in Leipzig ausgestellt ist, übertrug Markgraf Dietrich der Bedrängte dem Kloster Altzella drei Hufen bei Leipzig. Als Zeuge wird u. a. „Johannes de Ozzetz“ aufgeführt. Aufgrund der Nähe zum Ausstellungsort und der Namensendung

könnte durchaus Oschatz und nicht Großenhain in Betracht kommen.

2 Urkunde vom 24. Februar 1208, vgl. CDS I, 3, Nr. 116, S. 93-94, und Urkunde vom 26. August 1211, vgl. CDS I, 3, Nr. 158, S. 123-124. Im Codex wird gleichfalls als Ausstellungsort Oschatz bezeichnet. Dafür würde auch die Namensendung sprechen. Schieckel (wie Anm. 1), Nr. 178, S. 85 und Nr. 196, S. 87 nimmt Großenhain mit Fragezeichen an. Die erste Urkunde betrifft eine markgräfliche Bestätigung der Schenkung von Naundorf für das Kloster Lauterberg, die zweite Urkunde eine Erwerbung von Gütern in Rauba durch das Kloster Altzella. Die Urkunde von 1208 kann nicht zugeordnet werden. Hinsichtlich der Urkunde von 1211 wird eine weitere Erwerbung von Gütern in Rauba durch das Kloster Altzella mit Urkunde vom 7. Januar 1219 bezeugt (CDS I, 3, Nr. 260, S. 190-191). Diese ist auf der Landdingstätte Collm bei Oschatz ausgestellt worden. Weitere Urkunden aus den Jahren 1185, 1198, 1200, 1205, 1218, 1220 und 1228, welche das Kloster Altzella betreffen, sind alle dort beurkundet worden. Es wäre daher möglich, dass neben der Urkunde vom 12. April 1207, welche Rauba betrifft, auch die von 1211 in Großenhain ausgestellt worden ist.

3 Urkunde von 1220, vgl. CDS II, 4, Nr. 389 b, S. 443-444 (Nachträge). Daraus geht hervor, dass Bischof Bruno II. von Meißen die Pfarrei Lampertswalde im Jahr 1219 geweiht hat. Im Auszug abgedruckt mit deutscher Übersetzung in Bernd Mikeleit/Frank Schoppe: Der Raschütz und seine Wüstung, in: Großenhainer Stadt- und Landkalender 1998, S. 45.

4 Urkunde vom 29. Januar 1222, vgl. Ernst Gotthelf Gersdorf (Hrsg.): Urkundenbuch des Hochstifts Meißen (Codex diplomaticus Saxoniae regiae. Zweiter Haupttheil. Bd. 1), Leipzig 1864 (folgend CDS II, 1), Nr. 92, S. 85-86. Unter den Zeugen wird ein „Volrado de Hagin“ aufgeführt, womit nicht Großenhain gemeint sein kann.

5 Urkunde von 1227, vgl. Hubert Ermisch (Hrsg.): Urkundenbuch der Stadt Freiberg (Codex diplomaticus Saxoniae regiae. Zweiter Haupttheil. Bd. 12), Leip-

- zig 1883, Nr. 9, S. 5-7. Aufgrund der Amtsbezeichnung „aduocatus“, also markgräflicher Vogt, kann mit Hagin hier Großenhain angenommen werden; vgl. Anm. 27.
- 6 Urkunde vom 13. Januar 1230, vgl. CDS II, 4, Nr. 398 d, S. 448 f.
- 7 Urkunde vom 7. März 1235, abgedruckt in Christian Schöttgen/Georg Christoph Kreysig: *Diplomataria et Scriptorum Historiae Germanicae*. Teil 2, Altenburg 1740, Nr. XXVII, S. 182. In dieser Urkunde stimmt Graf Dietrich von Brehna einer Schenkung Markgraf Heinrichs des Erlauchten an das Kloster Buch zu. Diese Schenkung soll der Markgraf laut einer Urkunde vom 3. März 1235 in Großenhain vollzogen haben. Carl Wilhelm Hering: *Geschichte der Stadt und Ephorie Großenhain, Großenhain/Oederan* 1849, S. 12, erklärt ausdrücklich, dass er einzelne Urkunden aus dem Dresdner Staatsarchiv benutzt hat. Hering verwendet dabei mehrmals den Begriff Originalurkunde und Urkunde. In den Regesten von Schieckel ist diese Urkunde nicht aufgeführt, dagegen die vom 7. März 1235, Nr. 410, S. 123; vgl. Anm. 31.
- 8 Urkunde vom 26. November 1238, abgedruckt in Hans K. Schulze: *Urkundenbuch des Hochstifts Naumburg*. Teil 2: 1207-1304, Köln/Weimar/Wien 2000, Nr. 186, S. 193-194; abgedruckt nach Irisander: *Sammlung nützlicher ... Documente ... des hohen Stifts Naumburg und Zeitz, Frankfurt/Leipzig* 1734, S. 79-83 mit deutscher Übersetzung in *Großenhainer Stadt- und Landkalender* 1939, S. 33 f. Laut dieser Urkunde werden mehrere Liegenschaften und Rechte übertragen, „gleichwie unsere Ahnherren in gewissen Zeitabständen die Güter übertragen bekommen haben.“ Daraus kann aber nicht für die Stadt Großenhain im Hinblick auf ihre Entstehung geschlossen werden, dass diese schon den Ahnherren von Markgraf Heinrich dem Erlauchten als Lehen übertragen worden ist. Weitere Belehnungen erfolgten mit Urkunden vom 24. November 1292 (Schulze, *UB Naumburg* 2 [wie eben], Nr. 681, S. 715-716), 9. Mai 1294 (ebd., Nr. 699, S. 732) und 19. Juni 1296 (ebd., Nr. 738, S. 768).
- 9 Urkunde vom September-Dezember 1215, vgl. CDS I, 3, Nr. 214, S. 161-162; Urkunde vom 28. November 1224, vgl. CDS I, 3, Nr. 332, S. 235-236; Urkunde vom November 1224, vgl. CDS II, 1, Nr. 98, S. 90-92; Urkunde vom 19. Mai 1225, vgl. Hermann Knothe (Hrsg.): *Urkundenbuch der Städte Kamenz und Löbau (Codex diplomaticus Saxoniae regiae. Zweiter Haupttheil. Bd. 7)*, Leipzig 1883, Nr. 1, S. 1 f.
- 10 Im Gegensatz zu Ehrenhain bei Altenburg, dass mit Hagen, und Hainspitz bei Eisenberg, dass mit Indagine in dieser Zeit urkundlich bezeichnet wird. Urkunde vom 22. Februar 1233, vgl. CDS II, 1, Nr. 114, S. 103-104. Dort erscheint unter den Zeugen „Sifridus de Hagen prope Aldenburc“. Zur Familie von Hain in Hainspitz siehe Harald Schieckel: *Herrschaftsreich und Ministerialität der Markgrafen von Meißen im 12. und 13. Jahrhundert*, Köln/Graz 1956, S. 61 f., dort Anm. 91, 95-97.
- 11 Urkunde vom 26. Oktober 1222, vgl. Gustav Köhler: *Codex Diplomaticus Lusatae Superioris*. Bd. 1, 2. Auflage Görlitz 1856 (folgend CDLS I), Nr. XVII, S. 33-34.
- 12 Urkunde vom 27. März 1226; vgl. CDLS I, Nr. XXI, S. 38 f. Dort wird das Siegel beschrieben. Die Umschrift lautet: SIGILLVM ECCLESIE SACRI GEORGIJ MARTIRIS IN OZZEGK.
- 13 Urkunde vom 18. Oktober 1227; vgl. CDS II, 1, Nr. 103, S. 95-96.
- 14 Urkunde vom 26. Mai 1231, vgl. CDLS I, Nr. XXI, S. 179; Fn. 10; Urkunde vom 27. September 1239, vgl. CDS II, 1, Nr. 119, S. 107.
- 15 Urkunde vom 12. Juli 1241, vgl. CDS II, 1, Nr. 122, S. 112 f.
- 16 Zur Kirche St. Marien vgl. Anm. 31. Zur Kirche St. Katharina vgl. Urkunde vom 2. Februar 1313, abgedruckt in Hermann Krabbo: *Ungedruckte Urkunden der Markgrafen von Brandenburg aus askanischem Hause*, in: *Forschungen zur Brandenburgischen und Preußischen Geschichte* 27 (1914), Nr. 15, S. 408 f. Dort wird sie als Kirche der bereits vorgenannten Stadt (Hayn) genannt.
- 17 Urkunde vom 8. September 1298, abgedruckt in Franz Wegele: *Friedrich der Freidige, Nördlingen* 1870, Nr. 60, S. 428 f. Vgl. Sächsisches Staatsarchiv, Hauptstaatsarchiv Dresden (folgend HStA Dresden), 10001 Ältere Urkunden, Nr. 1592. Mit Kirche der Pfarrei in Hayn ist die Marienkirche gemeint.
- 18 Urkunde vom 21. Dezember 1360, nur Regest bei Eckhart Leisering: *Regesten der Urkunden des Sächsischen Hauptstaatsarchivs Dresden*, Halle 2003, Nr. 466, S. 238; Urkunde vom 30. September 1361, vgl. Leisering, Nr. 506, S. 256 f.; Gustav Schuberth: *Chronik von Großenhain, Großenhain* 1892, S. 325.
- 19 Rudolf Kötzschke: *Markgraf Dietrich von Meißen als Förderer des Städtebaues*, in: *Neues Archiv für Sächsische Geschichte* 45 (1924), S. 31. Die Ansicht von Schuberth (zuletzt *Aus der ältesten Geschichte von Grossenhain*, in: *Aus der Heimat. Monatsbeilage zum Großenhainer Tageblatt* 7 [1922], S. 3), Großenhain sei durch eine Vereinigung der beiden Dörfer Hain (Gvozdec) und Hagen (Osseck) im Jahr 1088 durch den Böhmenherzog Wratislaw entstanden, entbehrt jeglichen Nachweises und ist als reine Wunschatsache von der Großenhainer und sächsischen Geschichtsforschung folgerichtig auch nicht beachtet worden.
- 20 Reinhard Spehr: *Reflexionen eines Archäologen über die Gründung und älteste Geschichte von Großenhain*, in: *Großenhainer Stadt- und Landkalender* 2005, S. 39; Kai-Uwe Schwokowski: *Irrtümer und Falschdarstellungen in der Großenhainer Geschichtsschreibung*, in: *Sächsische Heimatblätter* 60 (2014), Heft 3, S. 252 f.
- 21 Matthias Donath: *Das Kollegiatstift St. Georg in Zscheila*, in: *Ecclesia Misnensis. Jahrbuch des Dom-bau-Vereins Meißen* 5 (2002), S. 55.
- 22 Zum Thema der topographischen Veränderung in der Stadtentwicklung bei zwei Kirchen in einer Stadt vgl. Enno Bünz: *Klosterkirche – Bürgerkirche. St. Michael in Jena im späten Mittelalter*, in: Ders. (Hrsg.): *Die mittelalterliche Pfarrei. Ausgewählte Studien zum 13.-16. Jahrhundert*, Tübingen 2017, S. 529-531.
- 23 Leo Bönhoff: *Beobachtungen und Bemerkungen zur Meißner Bistumsmatrikel*, in: *Neues Archiv für Sächsische Geschichte* 35 (1914), S. 244, dort Anm. 6. Er nimmt eine Neugründung der Stadt in den 1230er Jahren neben dem alten Dorf Ozzek an. Spehr (wie Anm. 20), S. 38, dagegen nimmt die Gründung einer Handelsniederlassung mit Straßenmarkt und Kirche um die Mitte des 12. Jahrhunderts und um 1180/90 die Gründung der eigentlichen Stadt an. Kötzschke (wie Anm. 19), S. 30 f., geht wiederum von einer einheitlichen, planvollen Anlage der Stadt unter Markgraf Dietrich aus. Für das Bestehen eines Dorfes Ozzek oder einer Handelsniederlassung gibt es jedoch keinerlei Anhaltspunkte.
- 24 Hier ist Bönhoff (wie Anm. 23) zu widersprechen. Der Markgraf hat nicht das Patronat über diese neue Pfarrkirche im Einverständnis mit dem Kollegiatstift gegen eine Pension von 7 ½ Mark Silber an den Propst und vier Kapitular dem Pfarrer von Großenhain die Seelsorge im alten Dorfe Ozzek überlassen. Bönhoff bezieht sich dabei auf Gustav Schuberth: *Die wichtigsten Ergebnisse der Chronik von*

- Großenhain, Großenhain 1897, S. 24-27. Dort wird auf Seite 26 der wesentliche Inhalt der Urkunde des Bischofs Withego II. von Meißen vom 25. Mai 1324 wiedergegeben. Es heißt u. a., dass die betreffende Pension nach dem Tod des jetzigen Pfarrers Heinrich zu zahlen ist. Von der Überlassung der Seelsorge ist überhaupt keine Rede.
- 25 Vgl. Donath (wie Anm. 21).
 - 26 Matthias Donath: Kollegiatkapitel und Kollegiatstifter im Bistum Meißen, in: *Ecclesia Misnensis. Jahrbuch des Dombau-Vereins Meißen* 5 (2002), S. 15.
 - 27 Urkunde vom 8. November 1240, nur Regest bei Schieckel (wie Anm. 1), Nr. 449, S. 129. Dort wird als Zeuge u. a. „Henricus aduocatus de Ozzek“ aufgeführt. Deutsche (sinngemäße) Übersetzung in Schubert (wie Anm. 18), S. 47. Aus den Schenkungsbestätigungen der Nachfolger mit Urkunden vom 29. April 1288 (Schieckel, Nr. 1486, S. 334) und vom 11. Mai 1288 (Schieckel, Nr. 1492, S. 335 f.) ergibt sich keine frühere Schenkung.
 - 28 Sebastian Mann: Kurtzer Entwurff, Oder Allgemeiner Abriß und Bildniß Der uhralten löblichen Stadt und weyland Marggräfflichen Fürstlichen Residenz Hain in Meissen, Dresden 1663 (Nachdruck Großenhain 2005); Schubert (wie Anm. 18), S. 114 f. Den bei Schubert zitierten Ausführungen des Chronisten Chladenius ist zu widersprechen. Die Katharinenkirche wurde mit Anlegung der ursprünglichen Stadt als Pfarr- und Begräbniskirche genutzt. Letztere Stellung behielt sie nach der topographischen Verlagerung der Stadtentwicklung etwa 30 Jahre später und Errichtung der Marienkirche als Pfarrkirche bis zur Anlegung des neuen Friedhofes im Jahr 1843 bei. Eine Funktion als Pfarrkirche der Meißner und Wildenhainer Vorstadt scheidet aus, da innerhalb eines Pfarrsprengels nicht zwei Kirchen mit vollen Pfarrrechten bestehen konnten; vgl. Bünz (wie Anm. 22), S. 530.
 - 29 Urkunde vom 2. Mai 1255, vgl. CDS II, 4, Nr. 10, S. 6 f.
 - 30 Urkunde vom 18. Mai 1279, nur Regest bei Schieckel (wie Anm. 1), Nr. 1173, S. 273 f.
 - 31 Hering (wie Anm. 7), S. 12. In den Regesten von Schieckel ist die Urkunde vom 23. Oktober 1283 nicht aufgeführt. Nach Auskunft von Dr. Eckhart Leisering, Hauptstaatsarchiv Dresden, vom 10. Oktober 2018 kommt hier nur die Erwähnung einer Urkundenabschrift in Betracht, da selbst verschollene Originalurkunden in den Findmitteln noch lückenlos nachweisbar sind. Die Abschrift konnte im Hauptstaatsarchiv Dresden noch nicht gefunden werden.
 - 32 In der Urkundenüberschrift bei Wegele (wie Anm. 17), S. 428 wie auch Schubert (wie Anm. 24), S. 26 und Schubert (wie Anm. 18), S. 48, 324, 342 ist nur vom Patronatsrecht der Pfarrkirche oder der Stadtpfarre die Rede. Das gleiche auch in Carl Friedrich von Posern-Klett: *Zur Geschichte der Verfassung der Markgrafschaft Meißen im 13. Jahrhundert*, Leipzig 1863, S. 90. Nach Schubert (wie Anm. 18), S. 48, war Heinrich von Luckau Patronatsherr, anders S. 345.
 - 33 Dass nur die Pfarrkirche übertragen wurde, geht z. B. aus Urkunden vom 6. Oktober 1260, vgl. Schieckel (wie Anm. 1), Nr. 747, S. 189, und vom 15. Juli 1270, vgl. Schieckel (wie Anm. 1), Nr. 937, S. 225, hervor.
 - 34 Gustav C. Knod: *Deutsche Studenten in Bologna (1289-1562)*, Berlin 1899, Nr. 2188, S. 319. Eine Einschreibung ist aber nicht nachweisbar, da Heinrich von Luckau sein Studium schon vor 1289 begonnen hat.
 - 35 Otto Posse: *Die Lehre von den Privaturkunden*, Leipzig 1887, S. 177, 225.
 - 36 Theodor Fruhmann: *Studien zur Kanzlei und zum Urkundenwesen der Erzbischöfe von Mainz im späten Mittelalter (1289 bis 1373)*, Diss. Würzburg 1940, S. 59 f.
 - 37 Fruhmann (wie Anm. 36), S. 60; Ernst Vogt: *Regesten der Erzbischöfe von Mainz 1289-1328*. Bd. 1, Darmstadt 1913, Nr. 355, S. 62; Nr. 364, S. 64. Die Urkunde vom 25. September 1296, in der Magister Heinrich von Luckau letztmals als Domkanoniker und erzbischöflicher Protonotar erwähnt wird (Vogt, Nr. 465, S. 81) ist abgedruckt in Valentin Ferdinand Gudenus: *Codex Diplomaticus Anecdotorum*. Teil 1, Göttingen 1743, S. 893-894, und Teil 4, Frankfurt a. Main/Leipzig 1758, S. 977.
 - 38 Seine Berufung und Amtierung ist urkundlich nicht nachweisbar. Er wird aber in dieser Eigenschaft erwähnt, vgl. Karl Lennarz: *Propstei und Pröpste des St. Peterstifts in Fritzlar*, Diss. Fulda 1936, S. 69; Valentin Ferdinand Gudenus: *Codex Diplomaticus Anecdotorum*. Teil V, Frankfurt a. Main/Leipzig 1768, S. 1147; Christian Ludwig Weber: *Quatuor calendaria praesentiarum ecclesiae quondam collegiatae fritzlariensis de annis circiter 1340, 1360, 1390 et 1450*, Kassel 1869, S. 1. Lennarz, S. 68, führt als Propst des St. Peterstifts in Fritzlar für das Jahr 1297 Johann von Siegersberg auf. Als Quelle dafür gibt er Stephan Alexander Würdtwein: *Diplomataria Maguntina*. Bd. 1, Mainz 1788, Nr. XL, S. 81 an. Dort wird eine Urkunde vom 23. November 1297 an den Mainzer Domdechant und Probst der Kirche von Fritzlar ohne Namensanrede wiedergegeben. In der Erläuterung zu a) wird Joannes de Siegersberg mit Datum 28. Februar 1298 erwähnt. Da dieser in der Urkunde vom 25. September 1296 als Mainzer Domdechant aufgeführt ist, ist seine Identität sicher. Weitere Erwähnungen als Propst finden sich von ihm nicht. Die Angabe von Donath (wie Anm. 21), Heinrich von Luckau wäre 1298 Propst des Kapitel St. Georg in Zscheila-Großenhain gewesen, basiert auf Otto Mörtzsch: *Historisch-Topographische Beschreibung der Amtshauptmannschaft Großenhain*, Dresden 1935, S. 30 und entspricht nicht der Tatsache.
 - 39 Nach Fruhmann (wie Anm. 36) erscheint unter Verweis auf Vogt (wie Anm. 37), Nr. 508, S. 89 als Nachfolger in einer Urkunde vom 4. Januar 1298 der Kleriker Siegfried als Protonotar von Erzbischof Gerhard II. von Mainz.
 - 40 In den Anniversarkalendern des St. Peterstifts in Fritzlar von 1340 bis 1450; vgl. Weber (Anm. 38), wurde um 1340 (1334 begonnen) unter dem 2. Januar mit Todesvermerk Heinrich, Propst von Fritzlar, von Luckau aufgeführt, der vier Malter Weizen und Hafer vom Eigengrundstück gegeben hat. Unter Berücksichtigung des Zeitraumes zu Johann von Siegersberg käme als Todesjahr 1297 und nicht 1298 in Betracht.
 - 41 Schubert (wie Anm. 18), S. 48-54. Dort ist der gesamte Wortlaut des Vertrages abgedruckt.
 - 42 Wegele (wie Anm. 17), S. 216-222, 236 f.; Posern-Klett (Anm. 32), S. 87-90.
 - 43 Posern-Klett (wie Anm. 32). Dies übersieht Schubert (wie Anm. 24), S. 33. Zur damaligen Art der Kriegsführung vgl. Carl Friedrich von Klöden: *Diplomatische Geschichte des Markgrafen Waldemar von Brandenburg vom Jahre 1295-132*, Bd. 1, Berlin 1844, S. 209.
 - 44 Wegele (wie Anm. 17), S. 325; Schwokowski (wie Anm. 20), S. 254 f.
 - 45 Krabbo (wie Anm. 16), Nr. 14, S. 407 f.; HStA Dresden, 10001 Ältere Urkunden, Nr. 1955.
 - 46 Schubert (wie Anm. 24); HStA Dresden, 10001 Ältere Urkunden, Nr. 2313. Die umfangreiche Urkunde ist bis jetzt noch nicht in der Literatur übertragen oder übersetzt worden.

Autor

Kai-Uwe Schwokowski
Großenhain



Die ältere Geschichte der Mittweidaer Stadtkirche Unser Lieben Frauen und ihres Pfarrsprengels

Wolfgang Schwabenicky

Nordseite der Kirche
Unser Lieben Frauen in Mittweida
Foto: Klaus Ebert

In der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts setzte auch im Erzgebirge und seinem Vorland unter Führung des Reichsadels eine planmäßige Ansiedlung von Bauern ein. Ausgangspunkte für die Besiedlung waren die Zentren des Altsiedellandes. Die Verfügungsgewalt über die Wildlandgrenze

ermöglichte die Rodung der anstoßenden Wälder und die Anlage neuer Orte und damit Vergrößerung der Herrschaft.¹ Es setzte ein Wettlauf herrschaftlicher Erschließung der Waldgebiete ein, der eine schnelle Vermessung der zu rodenden Gebiete erforderte.² Dabei weitete sich die Grafschaft

Rochlitz, die seit 1156 Dedo von Wettin gehörte, im Osten bis an die Zschopau aus. Sie stieß hier an das Rodungsgebiet der Reichsministerialen von Mildenstein im Gebiet des sogenannten Hersfelder Eigens.³ Aus der regelmäßigen konzentrischen Anordnung der Ortsfluren vom Rochlitzer Altsiedelland zur Zschopau ist ersichtlich, dass ihre Absteckung nicht sporadisch mit der Ankunft von Siedlern erfolgte, sondern dass das Gebiet vor der Ansetzung der Bauern von Rochlitz ausgehend komplex vermessen worden ist. Die Besiedlung zwischen Rochlitz und der Zschopau war im Wesentlichen im Jahre 1168 abgeschlossen, wie aus der Bestätigungsurkunde des Bischofs Gerung für das Kloster Zschillen geschlossen werden kann.⁴ In Anbetracht des „Wettlaufs“ der Kolonisation ist anzunehmen, dass nicht erst die zu Rochlitz nahen Orte besetzt wurden, sondern zuerst die an der Zschopau, um einen Übergriff durch die Mildensteiner zu verhindern. So entstanden die Pfarrsprengel Wiesa, Ebersdorf, Niederlichtenau, Mittweida und Beerwalde.⁵ Der größte Sprengel davon war Mittweida. Das dafür vorhandene Gelände ließ die Gründung eines großen und mehrerer kleiner Dörfer zu. Entlang des längsten Baches wurde das große Dorf Mittweida angelegt. In ihm wurden etwa 40 bis 45 Bauern angesetzt.⁶ Dazu kamen die Dörfer Lauenhain (ca. 10 Bauern), Krumbach (ca. 10 Bauern), Rößgen (ca. 6 Bauern), Kockisch (ca. 6 Bauern) und Zschöppichen (4 Bauern). Neben der Bauernsiedlung Zschöppichen wurde ein Rittersitz angelegt, der seit dem 16. Jahrhundert den Namen Neusorge trägt.⁷ In einer bestimmten Zeit nach Gründung der Dörfer waren Ertragsmengen in der Landwirtschaft erreicht, die den Bauern gestatteten, einen Teil ihrer Produkte zu verkaufen. Außerdem war der Grundzins nicht nur in Naturalien abzuliefern, sondern auch in Geld. Des Weiteren benötigten die Bauern handwerkliche Erzeugnisse, die sie nicht selbst herstellen konnten. Ein derartiger Handel war aber nur an Markorten bzw. in Städten gestattet. Zunächst bestand für die hiesigen Bauern die Möglichkeit des Verkaufens und Kau-

fens nur in Rochlitz. Die weitere Entwicklung erforderte aber einen Markort in der näheren Umgebung. Die Ausrufung einer Stadt bzw. des Marktrechtes geschah durch den Landesherrn an Orten, die bereits zentrale Funktionen besaßen. Unter Stadt verstand man ursprünglich nur einen Ort, an dem täglich Handel stattfand, d. h. die ständige Anwesenheit von Händlern, zu denen auch die Handwerker zählten, da sie letztendlich auch kauften und nach der Bearbeitung des Eingekauften ihre Produkte wieder verkauften. Dieser tägliche Markt ist also das, was für die Menschen des späten Mittelalters den Begriff Stadt (oder auch Weichbild) für einen Ort rechtfertigte und auch den Anfang einer Stadt ausmachte. Der freie Markt, d. h. der regelmäßig einmal an einem bestimmten Tag in der Woche stattfindende Markt (Wochenmarkt), kam dann erst zur Stadt dazu.⁸

Der untere Teil des Dorfes Mittweida mit Pfarrkirche und Erbgericht⁹ war ein solcher Zentralort, denn der Pfarrsprengel der Kirche war der größte im östlichen Teil der Grafschaft Rochlitz. Außerdem kreuzten sich hier die nach der Besiedlung entstandenen Straßen von Leisnig nach Chemnitz und von Rochlitz nach Freiberg.¹⁰ Über die Zschopau führte eine Brücke¹¹, für die die Mittweidaer Pfarrkirche unterhaltspflichtig war. Daraus kann man wohl schließen, dass die Brücke bereits vorhanden war, bevor sich die Stadtgemeinde mit Ratsverfassung ausgebildet hatte.¹² Während die Einnahmen aus Zoll, Marktrecht, Geschoss noch nicht der Stadtgemeinde zugutekamen¹³, hatte die Kirche bereits ein gesichertes Einkommen aus den kirchlichen Abgaben (z. B. Zehnt) aus ihrem Pfarrsprengel, woraus auch die Unterhaltung der Brücke finanziert werden konnte. Vermutlich erhielt die Kirche für den Bauunterhalt der Brücke bereits vor 1300 die Erbzinsen aus dem Dorf Neudörfchen, das nach Seifersbach gepfarrt war und in das Amt Freiberg gehörte.¹⁴ Wie es scheint, bekam die Kirche dazu auch das bei Neudörfchen gelegene Waldstück am Roten Berg, das früher Schützenholz genannt wurde.¹⁵ Die Einwohner von Neudörfchen waren verpflichtet, die für die Brücke geschlagenen Bäume zu schälen.¹⁶

Die hervorragende Stellung der Mittweidaer Kirche geht auch daraus hervor, dass in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts ihr Pfarrer in markgräflichen Urkunden als Zeuge erscheint. In der in Rochlitz 1209 durch Markgraf Konrad von der Ostmark ausgestellten Urkunde über die Gründung eines Hospitals in Geithain erscheinen nach den weltlichen Zeugen neben den Pfarrern von Geithain, Rochlitz und Rochsburg auch „Iordanus de Mideweide“.¹⁷ Dies ist zugleich die erste (indirekte) Erwähnung Mittweidas. Bei der Übereignung von fünf Hufen in Kolkwitz an das Nonnenkloster in Großenhain durch Markgraf Heinrich 1243 trat als zweiter Zeuge nach dem Dompropst Heinrich von Meißen der Pfarrer Andreas von Mittweida auf.¹⁸

Am Anfang des 14. Jahrhunderts erhielt die Mittweidaer Kirche die Grundherrschaft über zwei Dörfer ihres Pfarrsprengels. Im Jahre 1300 übereignete



Der Pfarrsprengel Mittweida um 1200

Zeichnung: Wolfgang Schwabenicky

Markgraf Friedrich auf Bitten Gertruds, Schwester des Mittweidaer Pfarrers Gelfrad von Haugwitz, der Kirche die beiden Dörfer Rößgen und Kockisch, die der Ritter Otto von Lichtenwalde von ihm zu Lehen hatte, Gertrud hatte diese Dörfer gekauft und behielt sie bis an ihr Lebensende.¹⁹ Dies ist vor 1318 eingetreten, denn in diesem Jahre verfügte der Meißner Bischof Withego II., dass für die Einkünfte aus den beiden Dörfern in der Kirche eine tägliche Frühmesse zu lesen ist.²⁰

Das Patronatsrecht über die Mittweidaer Kirche lag bis in die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts in den Händen der Landesherrschaft. Wie es scheint, wurde bis dahin ursprünglich in die Pfarrkirche Mittweida eingemeindeten Dorf Altmittweida eine Pfarrkirche errichtet, denn die Gründung einer Pfarrkirche im Sprengel einer anderen ist ohne Abfindung, von der nichts überliefert ist, nur durch den Eigenkirchenherrn möglich. Vielleicht geschah die Neugründung der Altmittweidaer Kirche als Entschädigung des Archidiakonats Zschillen, zu dem die Mittweidaer Kirche vorher gehörte.

Die Kirche Altmittweida und der Pfarrhof stehen nicht wie bei den meisten Dörfern in einer Reihe mit den Bauerngehöften, sondern links des Dorfbaches auf der Gemeinde, d. h. auf dem Grund und Boden der bäuerlichen Gemeinde, und zwar an der Grenze zwischen oberer und unterer Altgemeinde. Es hat also ganz den Anschein, als ob die Exemption von der Mittweidaer Kirche durch die bäuerlichen Gemeinden betrieben worden ist. Allerdings war ein Teil der Bauern der unteren Gemeinde zwischen Stadtgrenze und heutiger Bahnbrücke nicht mit in die neue Dorfkirche gepfarrt worden, sondern verblieben bis 1940 in der Stadtkirche.²¹ Die Altmittweidaer Kirche bekam zu ihrer Ausstattung sechs Siebentel einer Bauernhufe auf der Südostseite des Dorfes. In den Schriftquellen kommt die Kirche in Altmittweida, die zum Archidiakonats Zschillen gehörte, erstmals 1428 vor. In einem Einnahmeregister der Bischöfe von Meißen steht unter anderem „Plebanus in antiqua Mittweida dedit VIII gr.“ („Der Pfarrer von Altmittweida gibt acht Groschen“).²² Mit der Ausparrung eines Teiles von Altmittweida kann es zusammenhängen, dass die Kirche Altmittweida in der Stadt eine Fleischbank besaß²³, die übrigen gehörten der Kirche in Mittweida.

1323 übertrugen die Landgräfin Elisabeth und ihr Sohn Markgraf Friedrich II. das Patronatsrecht über die Mittweidaer Pfarrkirche an Bischof Withego II. und das Meißner Kapitel.²⁴ Der Bischof versprach die Pfarrstelle mit einem Domherren zu besetzen.²⁵ Bereits 1307 hatte der Erzbischof von Magdeburg bestimmt, dass die Domherren, die Pfarrämter innehaben, geeignete Stellvertreter in den Pfarreien einzusetzen haben.²⁶ Zur Einrichtung einer Vikarie übereignet Markgraf Friedrich der Kirche in Mittweida zwei Talente und drei Schillinge Zinsen aus dem Dorf Falkenhain, die dem Pleban Gelfrad von Haugwitz zustanden und einem Hof, beim Kirchhofe gelegen, den Guntzlinus von Haugwitz besaß.²⁷ Fal-



Altmittweida und Mittweida im Spätmittelalter
Zeichnung: Wolfgang Schwabenicky

kenhain bestand aus sieben Bauern, die nun alle nach Mittweida zinsten. Mit dem Hof beim Kirchhof ist der Pfarrhof gemeint.²⁸ Möglicherweise war Guntzlin von Haugwitz ein Vorgänger oder Nachfolger von Gelfrad von Haugwitz.

Die Übertragung der Kirche an einen Domherrn erfolgte 1350. In diesem Jahr übereignete Bischof Johann I. von Eisenberg dem Domkapitel die Pfarre Zschautz, dem Scholasticus die Pfarre Mittweida und dem Kustos die Pfarre Göda mit allen Rechten und Nutzungen unter der Bedingung, dass die dort angestellten Vikare ein ausreichendes Einkommen hatten.²⁹ Drei Jahre später nahm der Bischof einige Bestimmungen davon zurück, wobei allerdings die Mittweidaer Kirche unverändert beim Scholasticus, damals Dietrich von Kapellendorf, blieb.³⁰

Vor 1358 war Dietrich von Kapellendorf als Pfarrer von Mittweida in den Besitz von Grundstücken und dem Patronatsrecht über die Kirche in Ringethal gekommen. In diesem Jahre entschied Otto Burggraf von Leisnig im Auftrage der Markgrafen Friedrich III. und Balthasar einen Streit wegen dieser Grundstücke zwischen Dietrich von Kapellendorf und Gerhard Lubschitz wie folgt: Dietrich von Kapellendorf und der Kirche in Mittweida wurde der einstmals Heinrich Biermann gehörende Garten sowie das damit zusammenhängende Patronatsrecht über die Kirche zu Ringethal zugesprochen. Die Wiese, genannt Erllich, erhielt Gerhard von Lubschitz gegen die Übertragung von zwei Gärten mit einem Jahreszins von vier breiten Groschen an Dietrich von Kapellendorf und die Kirche zu Mittweida.³¹ Die dem Pfarrer und der Kirche Mittweida zugesprochenen Grundstücke und Kirchlehen wurden schon vorher von Friedrich von Maltitz zur Stiftung eines Seelenheiles für seine Eltern an diese übertragen.³²

1336 wurde anlässlich der Stiftung von zwei Pfund Pfennigen Zinsen durch den Pfarrer von Ottendorf für dessen Seelenheil, die er auf Grundstücken vor der Stadt erworben hatte, zum ersten Male das Marienpatrozinium für die Mittweidaer Kirche erwähnt.³³

1347 bestätigte Bischof Johann I. von Eisenberg den Kreuzaltar (S. Crucis) als ersten Nebenaltar. Der Altar war vom Ottendorfer Pfarrer Nikolaus unter Mitwirkung der Geschworenen der Stadt gestiftet worden. Als Ausstattung erhielt er 216 Groschen Zinsen, die auf Äckern von Mittweidaer Bürger lagen. Das Präsentationsrecht erhielt der Pfarrer von Mittweida.³⁴

Der zweite Nebenaltar, der St. Nikolaus und St. Katharina geweiht war, wurde 1371 von Henze und Otto Schlegel gestiftet, die dafür Zinsen auf Altmittweidaer und Mittweidaer Grundstücken gekauft hatten.³⁵ 1375 wurde dieser Altar durch Bischof Konrad II. von Kirchbach bestätigt; das Patronatsrecht über den Altar erhielt der Pfarrer.³⁶ Drei Jahre später erhielt der Altar noch eine größere Zustiftung von Zinsen aus dem Dorfe Erlau.³⁷ Im Zusammenhang mit dem Nikolai- und Katharinenaltar wurden erstmals Bürgermeister und Rat der Stadt Mittweida genannt.

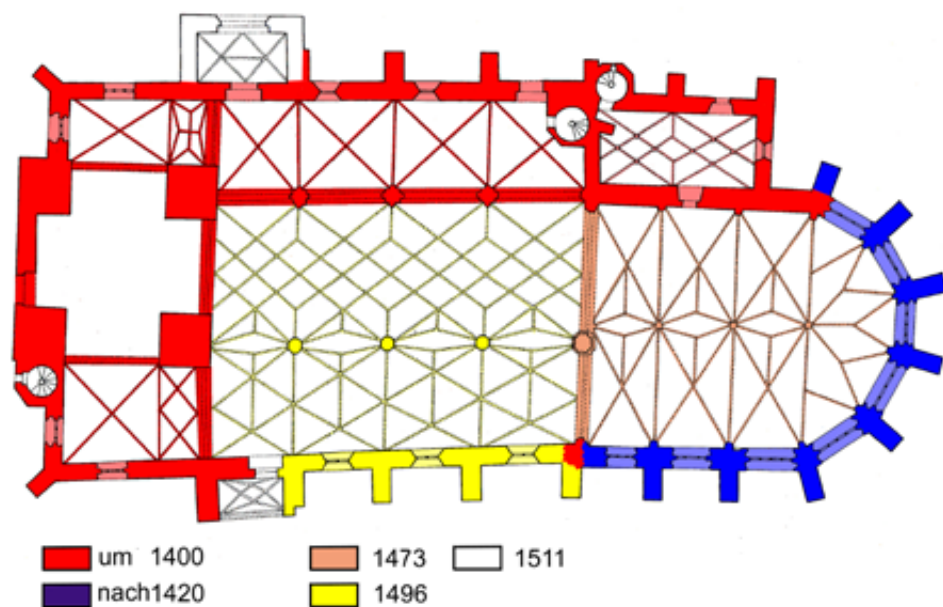
In der zweiten Hälfte des 14. bis zum Anfang des 15. Jahrhunderts erfuhr die Stadt Mittweida einen erheblichen Aufschwung. Es setzte sich die Ratsverfassung durch. Die Stadt wurde ummauert. Der Rat erlangte die Erbgerichtsbarkeit.³⁸ Im Jahre 1401 bestätigte Markgraf Wilhelm I. das Meilenrecht für Mittweida.³⁹ Vermutlich verlieh Wilhelm I. auch den Jahrmarkt, der Sonntag und Montag nach dem Festtag Marien Geburt (8. September) abgehalten wurde. Die Urkunde darüber ist im Brand 1450 vernichtet worden. In der 1484 erfolgten Neubestätigung durch Kurfürst Ernst und Herzog Albrecht wurde ausdrücklich darauf hingewiesen, dass der Jahrmarkt bereits von ihren Vorfahren verliehen worden war.⁴⁰

In dieser Zeit wurde auch eine neue Kirche erbaut, und zwar eine dreischiffige vierjochige Hallenkirche, allerdings nicht mit drei gleichhohen Schiffen, sondern mit einem höheren Mittelschiff, d. h. eine sogenannte Stufen- oder Staffelhalle. Im Westen in der Achse des Mittelschiffes befand sich der heute

noch im Unterteil erhaltene Einturm mit ursprünglich einer Turmhalle und Seitenhallen in der Breite der Seitenschiffe. In der Breite des Mittelschiffes erstreckte sich nach Osten über drei Joche ein Langchor vermutlich mit einem Fünf-Achtel-Abschluss, wie es für Stadtkirchen durchaus üblich war. Unmittelbar an den Ostabschluss des nördlichen Seitenschiffes an die Nordseite des Chores angebaut befand sich eine aus Backsteinen errichtete Sakristei mit einem Obergeschoss. In der Bausubstanz der Kirche ist noch etwa ein Viertel dieses Bauwerkes erhalten. Dies ist vor allem das nördliche Seitenschiff mit Kreuzgratgewölbe. In der Nordwand des Seitenschiffes befinden sich jeweils im westlichen und östlichen Joch originale Eingänge, die der Zeit um 1400 zugeordnet werden können.

In die Zeit des Kirchenneubaus fiel wohl auch die Gründung des Altars St. Peter und Paul. Eine Urkunde darüber ist nicht vorhanden. 1394 bestätigte Bischof Johannes III., dass in diesem Altar Reliquien der Heiligen Jacobus, Vincentius und Briccus enthalten sind, und gewährte all denen, die vor diesem Altar kniend drei Vaterunser und drei Ave Maria beteten, einen vierzehntägigen Ablass.⁴¹

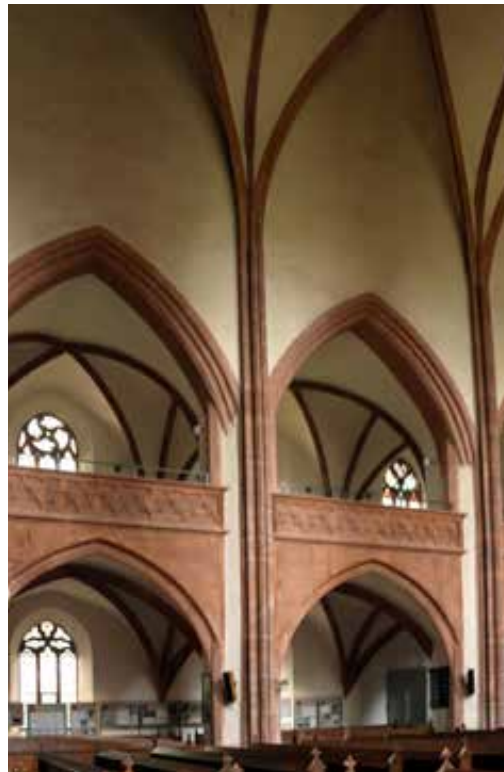
Im späten Mittelalter bildeten sich hauptsächlich in den Städten Laienbruderschaften, die den Pfarrkirchen angegliedert waren. Dieser Zusammenschluss von Laien aber auch von Priestern diente der zusätzlichen Absicherung des Totengedennisses. In der Regel unterhielten sie in der Kirche einen eigenen Altar. 1351 bestätigte Bischof Johannes I. von Eisenberg die vom Rat und Bürgerschaft gestiftete Kalandbruderschaft Unser Lieben Frauen.⁴² Diese Bruderschaft war Inhaber des Altars zu Ehren des Fronleichnams Christi, der Jungfrau Maria und der Heiligen Erasmus und Agnes. Die Brüder Friedrich und Sigismund, Herzöge zu Sachsen, gaben 1435 die Einwilligung zum Verkauf von sieben Schock jährlicher Zinsen durch den Rat von Mittweida zur Ausstattung dieses Altars.⁴³ Die Bestätigung des Fronleichnamsaltars



Kirche Unser Lieben Frauen in Mittweida, Baualtersplan
Zeichnung: Robert Hofmann/
Wolfgang Schwabenicky



links: Kirche Unser Lieben Frauen in Mittweida, östliches Portal an der Nordseite
Foto: Wolfgang Schwabenicky



rechts: Kirche Unser Lieben Frauen in Mittweida, Nordschiff mit Arkaden der ursprünglichen Stufenhalle und jüngerer Empore. Die Emporenbrüstung stammt von 1886/87.
Foto: Wolfgang Schwabenicky

durch Bischof Johann IV. geschah 1436. Aus dieser Urkunde erfahren wir, dass zumindest einige Vorsteher dem geistlichen Stande angehörten. Genannt werden Johannes, Pfarrer zu Erlau, Heinrich, Pfarrer zu Frankenau, Heinrich Teschewitz, Stadtschreiber und Dekan der Bruderschaft. Joseph, Pfarrer zu Seelitz, und Nikolaus Thurow, Bürger zu Mittweida. Der Altar wurde mit einem Kapital von 109 Schock ausgestattet. Das Patronatsrecht erhielt der Seelitzer Pfarrer. Nach dessen Tod sollte es an den Rat fallen.⁴⁴ Der zweite Altar der Kalandbruderschaft war der Marienaltar, der mit 400 Groschen Zinsen ausgestattet worden war, was 1461 durch den Bischof Capar von Schönberg bestätigt wurde.⁴⁵

Im Verlauf des 15. Jahrhunderts schlossen sich die Schützen in den Städten zu Bruderschaften zusammen, die halbkirchliches Gepräge hatten. Im Jahre 1477 wurde die Bruderschaft St. Fabian und Sebastian vom Mittweidaer Rat bestätigt.⁴⁶ Einige Jahre später, höchstwahrscheinlich 1484, stiftete die Bruderschaft in der Pfarrkirche den Altar St. Fabian, Sebastian und Wolfgang. Der erste Altarist wurde Wolfgang Welsch, Prediger zu St. Peter in Freiberg.⁴⁷ In den folgenden Jahren erhält die Bruderschaft für ihren Altar weitere Stiftungen: 1486 vom Mittweidaer Bürger Nickel Hilbrand und seiner Frau eine Wiese am Schweitzerwald⁴⁸ und 1487 eine weitere Wiese am Schweitzerwald von Bartel Berger.⁴⁹ Es folgten weitere Zuwendungen. Im Zusammenhang mit diesen Stiftungen findet sich immer der Zusatz „dem neuen Altar“. 1492 war das Kapital der Schützenbruderschaft schon so weit angewachsen, dass sie für 100 Gulden von Hans von Hayn auf Ringethal einen jährlichen Zins von sechs Gulden kaufen konnten, der von

Hayns zinspflichtigen Bauern zu Hermsdorf gezahlt werden musste.⁵⁰

Eine weitere Bruderschaft, die sich in Mittweida gebildet hatte, war die Bruderschaft der Schuhknechte St. Anna, die wohl nur anfangs eine Gesellenvereinigung war. In einem nicht mehr vorhandenen Register der Verstorbenen dieser Bruderschaft, das mit dem Jahre 1494 begann, wurden u. a. Hans und Heinrich von Hayn auf Ringethal, Johannes Sartoris (Schneider), Pfarrer zu Mittweida, Anthonius, Pfarrer zu Seelitz, und Nicol Zschoppold, Bürgermeister zu Mittweida, genannt.⁵¹ Wahrscheinlich stiftete die Bruderschaft im Jahre 1494 in der Pfarrkirche Mittweida den Altar St. Anna, da der Schreiber des genannten Totenregisters, Balthasar Langweber, sich bereits „Capellan bey dem Altar St. Annä“ nennt. In der Meißner Bistumsmatrikel von 1495 ist der Altar bereits verzeichnet.⁵² In diesem Jahr vermachte auch der Lektorist Balthasar Langweber sein Vermögen dem Altar St. Anna bzw. der Bruderschaft.⁵³ 1496 geschah die schriftliche Festlegung der Ausstattung des Annenaltars durch Caspar Zschoppold und Jacob Rudloff, Helfer und Vorsteher der Bruderschaft der Schuhknechte: Besitzer des Altars wurde Balthasar Langweber, Lektorist in Mittweida; er schenkte dem Altar eine Wiese zu Rochlitz mit 16 guten Schock Zinsen, 42 Lot Silber für einen Kelch, 30 Pfund Zinn für den großen Leuchter und eine zinnerne Viertelskanne für den kleinen Leuchter. Am Altar sollen zwei Messen gelesen werden, eine für die Bruderschaft der Schuhknechte, die andere für die Jungherrin Albrecht.⁵⁴ Im Jahre 1500 bestätigte Bischof Johann VI. von Salhausen die Stiftung des Altars.⁵⁵ Vermutlich ist in diesem Jahr der Altarschrein fertig geworden und aufgestellt

Skulpturen des ehemaligen Altars St. Anna aus der Mittweidaer Kirche, geschaffen vom Meister des Meißner Frauenkirchenaltars, heute im Museum Alte Pfarrhäuser Mittweida
Foto: Klaus Ebert



worden. Drei Skulpturen aus dem Retabel des Annenaltars sind der einzige Überrest der ehemals reichen Ausstattung der Mittweidaer Kirche.⁵⁶ Der Verehrung Marias widmete sich in Mittweida noch eine zweite Bruderschaft mit dem Namen „Unser Lieben Frauen Sieben Gezeiten“. 1497 wird

im Testament des Mittweidaer Bürgers Barthel Berger und seiner Ehefrau diese Bruderschaft erstmals genannt.⁵⁷ Vermutlich wurde diese Bruderschaft erst kurz zuvor gegründet, denn in den Einträgen im Stadtbuch wird bis dahin nur von der Bruderschaft Unser Lieben Frauen gesprochen, erst danach wird differenziert zwischen Unser Lieben Frauen Kalandbruderschaft und Unser Lieben Frauen Sieben Gezeiten. 1514 besaß diese Bruderschaft bereits ein beträchtliches Kapital, sodass sie vom Rat 5 Gulden jährliche Zinsen auf Wiederkauf

links: Kirche Unser Lieben Frauen in Mittweida, Chor von Osten
Foto: Klaus Ebert



rechts: Kirche Unser Lieben Frauen in Mittweida, Chor mit Triumphbögen und Achtecksäulen
Foto: Wolfgang Schwabenicky



für 100 Gulden kaufen konnten.⁵⁸ Nach der einzigen erhaltenen Rechnung der Bruderschaft für die Jahre 1513 bis 1515 hatten in diesen Jahren noch die Stadt Freiberg für 300 Gulden und die Stadt Döbeln für 100 Gulden Zinsen zu zahlen.⁵⁹

Kurz nach Einführung der Reformation⁶⁰ betrug das ausgeliehene Kapital der vier Mittweidaer Bruderschaften im Jahre 1543 insgesamt 6.208 Gulden. Davon fielen allein auf Nickel von Tegkwitz auf Frohburg 1.200 Gulden, wofür er jährlich 60 Gulden Zinsen zu zahlen hatte.⁶¹

Anfang des 16. Jahrhunderts wurde noch ein Altar gestiftet.⁶² Der Bürgermeister Marcus Hartmann gründete mit seiner Ehefrau Margarethe im Jahre 1508 einen Altar zu Ehren der Heiligen Dreifaltigkeit, der Jungfrau Maria und der Heiligen Drei Könige mit 50 Gulden jährlicher Zinsen, die der Rat zu Rochlitz zu zahlen hatte. Das Patronatsrecht behielt sich Marcus Hartmann vor; nach seinem Tode sollte es sein Neffe Matthes Höppner erhalten.⁶³

In der Pfarrkirche Unser Lieben Frauen zu Mittweida standen in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts insgesamt acht Seitenaltäre.⁶⁴ Die Kirche gehörte damit zu den am besten ausgestatteten Stadtpfarrkirchen des Landes. Außerdem befand sich auf der Neustadt die Kapelle Allerheiligen, deren Patronatsrechte beim Rat der Stadt lagen. Zur Ausstattung der Kapelle kaufte der Rat 1384 von Dietrich Schlegel Geld- und Getreidezinsen in Weinsdorf in Höhe von 410 Freiburger Groschen.⁶⁵ Am 15. März 1385 bestätigte Bischof Nikolaus von Meißen die neu errichtete Kapelle.⁶⁶ Markgraf Wilhelm I. überreichte dem Rat im November des gleichen Jahres das von den bisherigen Lehnbesitzern Burggraf Albrecht von Leisnig, Dietrich Schlegel und Johann von Pocza, des Markgrafen Schreiber,

gekauft Dorf Weinsdorf in der Pflege Freiberg, damit die Bürger jährlich 452 Groschen zum neuen Altar, der der Jungfrau Maria und Allen Heiligen geweiht war, geben konnten. Der Kaplan sollte Walpurgis und Michaelis je 223 Groschen Zinsen erhalten und dafür alle Messen zwischen Frühmesse und hoher Messe lesen.⁶⁷

Zum Schluss noch einige Bemerkungen zur Baugeschichte der Pfarrkirche, die sich als Konglomerat verschiedener Bauteile aus unterschiedlichen Zeiten zeigt, das durch den kostengünstigen Wiederaufbau nach dem großen Stadtbrand im sächsischen Bruderkrieg 1450 entstand.⁶⁸ Mittweida war von Anfang an Pfarrdorf; anfangs muss eine aus Stein erbaute kleine romanische Kirche⁶⁹ vorhanden gewesen sein, die von einem möglicherweise schon befestigten Kirchhof⁷⁰ umgeben war. Im heutigen Baubestand ist der älteste Teil das Nordschiff mit der Sakristei. Dieser Teil der Kirche entstand im letzten Drittel des 14. Jahrhunderts bis um 1400. In dieser Zeit erfuhr auch die Stadt einen deutlichen Entwicklungsschub durch Förderung Markgraf Wilhelms. Im Laufe der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts wurde ein neuer Chor im Stil der sogenannten Reichen Chorfassaden angebaut, zu vergleichen u. a. mit dem Chor der Kunigundenkirche in Rochlitz. Es ist nicht klar, ob dieser Chor fertig gestellt war, als die Kirche 1450 zusammen mit der gesamten Stadt im sächsischen Bruderkrieg zerstört worden war. Der anschließende Wiederaufbau zog sich fast bis zum Ende des 15. Jahrhunderts hin. Als Werkmeister war Jorge von Rochlitz tätig. Er verwendete für den Aufbau soviel wie möglich noch intakte Bausubstanz. Die Weihe der Kirche erfolgte Pfingsten des Jahres 1496.⁷¹

1 Gerhard Billig: Burgenarchäologische und siedlungskundliche Betrachtungen zum Flußgebiet der Zschopau und der Freiburger Mulde, in: Zeitschrift für Archäologie 15 (1981), S. 265-297.

2 André Thieme: Kloster Altzelle und die Besiedlung im mittleren Erzgebirgsvorland, in: Martina Schattkowsky/André Thieme (Hrsg.): Altzelle. Zisterzienserabtei in Mitteldeutschland und Hauskloster der Wettiner, Leipzig 2002, S. 101-139, hier S. 106 f.

3 Die Abgrenzung des Hersfelder Eigens ist der Wasserlauf der Zschopau und nicht die Wasserscheide zwischen Zschopau und Zwickauer Mulde, wie es Klaus Petzoldt: Monasterium Kempnicense. Eine Untersuchung zur Vor- und Frühgeschichte des Klosterwesens zwischen Saale und Elbe, Leipzig 1982, S. 16 glaubhaft machen will. Ihm folgt kritiklos Andreas Christl: Verschiebungen der Höhengrenzen der ur- und frühgeschichtlichen Besiedlung am Erzgebirge, Langenweißbach 2004, S. 44 f. Dabei verkennen beide Autoren den Verlauf der Besiedlung sowohl östlich als auch westlich der Zschopau. Der Fluss selbst, nicht die Wasserscheide, ist eine klare Grenzlinie in herrschaftlicher als auch in kirchlicher Hinsicht.

4 Otto Posse (Hrsg.): Urkunden der Markgrafen von Meißen und Landgrafen von Thüringen 1100-1195

(Codex diplomaticus Saxoniae regiae. Erster Haupttheil. Bd. 2), Leipzig 1889, Nr. 355, S. 245 f.

5 Karlheinz Blaschke/Walther Haupt/Heinz Wiefener: Die Kirchenorganisation in den Bistümern Meißen, Merseburg und Naumburg um 1500, Weimar 1969, Kartenblatt 4.

6 Das Dorf Mittweida umfasste zur Zeit der Besiedlung die heutigen Orte Mittweida (Stadt) und Altmittweida und bestand aus drei bäuerlichen Gemeinden. In der unteren Gemeinde entstand um 1200 die Stadt, während die oberen beiden Gemeinden Dorf blieben, für das im 14. Jahrhundert der Name Altmittweida (1350 antiqua Mittweide) aufkam; vgl. Wolfgang Schwabenicky: Die Stadt Mittweida und ihre nähere Umgebung im Mittelalter, in: Sächsische Heimatblätter 55 (2009), S. 174-186.

7 Wolfgang Schwabenicky: Grundherrschaft, Rittergut und Schloß Neusorge in Zschöppichen bei Mittweida, in: Burgenforschung aus Sachsen 14 (2001), S. 55-85, hier S. 62.

8 Wolfgang Schwabenicky: Bergstädte des 12. bis 14. Jahrhunderts in Sachsen, in: Yves Hoffmann/Uwe Richter (Hrsg.): Die Frühgeschichte Freibergs im überregionalen Vergleich. Städtische Frühgeschichte – Bergbau – früher Hausbau, Halle 2013, S. 211-224, hier S. 214 f.

- 9 Noch vor zehn Jahren nahm der Verfasser an, dass sich das Erbgericht gegenüber der Kirche auf der anderen Talseite befunden habe (Schwabenicky 2009, wie Anm. 6). Durch rückschreibende Interpretation der Schriftquellen und Flurrekonstruktion konnte das Richtergut an der Stelle des späteren Hauses Kirchstraße 16 lokalisiert werden. Die dazu gehörige Hufe grenzte damit nach Südwesten an die Pfarrhufe und nach Nordosten an die Liegenschaften der Großmühle. Im Jahre 1398 erwarb der Rat von Mittweida die niedere oder Erbgerichtsbarkeit einschließlich des Hofemaßes an Salz und von Wagen und Karren, welches alles bis zu diesem Jahr Paul von Heinrichsdorf gehörte; vgl. Sächsisches Staatsarchiv, Hauptstaatsarchiv Dresden (folgend HStA Dresden), 12857 Stadt Mittweida (D), Nr. 14, Kriegsverlust. Heinrichsdorf verkaufte nur seine Rechte, nicht aber Hof und Felder. Er erwarb noch im gleichen Jahr die Großmühle (HStA Dresden, 10004 Kopiale, Nr. 30, Bl. 119), mit der dann die Liegenschaften, die Heinrichsdorf als Erbrichter besessen hatte, vereinigt wurden.
- 10 Die Bedeutung dieser Straße wird durch ihre Nennung im Zolltarif der Stadt Freiberg, der um 1336 aufgeschrieben wurde, unterstrichen: „per stratam Gyten vel Mittweide vel Frankenberg“; vgl. Hubert Ermisch (Hrsg.): Urkundenbuch der Stadt Freiberg (Codex diplomaticus Saxoniae regiae. Zweiter Haupttheil. Bd. 14), Leipzig 1891, S. 154.
- 11 Die Brücke erscheint in der schriftlichen Überlieferung erstmals 1378: „Nuwendorfchen penes pontem in Mittewyde“; vgl. Hans Beschorner: Register dominorum marchionum Missnensium 1378, Leipzig 1933, S. 247.
- 12 Ähnliches vermutet Karlheinz Blaschke auch für die Elbbrücke in Dresden, die bereits in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts vorhanden war; vgl. Karlheinz Blaschke: Die Elbbrücke, in: Derselbe (Hrsg.): Geschichte der Stadt Dresden. Bd. 1, Stuttgart 2005, S. 98-101. Er bringt das Verhältnis Brücke-Kirche nicht nur in Dresden mit der Existenz von verfassungsmäßig selbständigen Kaufmannssiedlungen, die aber keine voll ausgebildeten Städte sind, in Verbindung; vgl. auch Karlheinz Blaschke: Nikolaipatrosinium und städtische Frühgeschichte, Neuabdruck in: Karlheinz Blaschke: Stadtgrundriß und Stadtentwicklung, Köln/Weimar/Wien 2001, S. 3-58, hier S. 37 f.
- 13 So gehörten z. B. 1350 der Zoll und das Marktrecht von Mittweida Rudolf und Günther von Büнау. Anlässlich der Belehnung der von Büнау mit Königsfeld behielt sich Markgraf Friedrich III. beides vor; vgl. Woldemar Lippert/Hans Beschorner: Das Lehnbuch Friedrichs des Strengen 1349/1350, Leipzig 1903, S. 65 f., S. 295-297. Noch 1378 waren Geschoss, Zoll, Marktrecht und Gerichte Einnahmen der Landesherren; vgl. Beschorner (wie Anm. 11), S. 311, 359.
- 14 Nicht eindeutig ist, ob die Kirche die Zinsen aus Neudörfchen und den Wald dabei für die Brücke erhalten hat. Den Zeitpunkt der Verleihung vor 1300 zu setzen, ist berechtigt, da alle Erwerbungen ab 1300 urkundlich belegt sind. Im Verzeichnis von 1378 (wie Anm. 11) besaßen die Landesherren in Neudörfchen nur noch die Gerichte.
- 15 Stadtarchiv Mittweida (folgend StadtA Mittweida), A1 5 4 1, Acta den Zschopaubrückenbau betr., Bl. 13.
- 16 Dies ist überliefert durch einen Streit darum im Jahre 1534 zwischen den Rat von Mittweida und den Einwohnern von Neudörfchen; vgl. StadtA Mittweida, A1 5 4 1, Bl. 1-2.
- 17 Otto Posse (Hrsg.): Urkunden der Markgrafen von Meißen und Landgrafen von Thüringen 1196-1234 (Codex diplomaticus Saxoniae regiae. Erster Haupttheil. Bd. 3), Leipzig 1898, S. 110 f., Nr. 141.
- 18 Harald Schieckel: Regesten der Urkunden des Sächsischen Landeshauptarchivs Dresden. Bd. 1: 948-1300, Berlin 1960, S. 137, Nr. 484.
- 19 StadtA Mittweida, A1 5 2 1, Acta. Die zu dem hiesigen Pfarreinkommen donierten beyden Dörfer Rößgen und Kockisch, ingl. einiger Lehenlute zu Falkenhayn betr., Bl. 1 (Abschrift aus dem 16. Jahrhundert, falsch datiert auf 1303); HStA Dresden, 12613 Gerichtsbücher, GB Mittweida 145, Bl. 377 (Abschrift von 1651), abgedruckt in Christian Hermann: Mittweidisches Denkmal. Das ist Beschreibung der Stadt Mittweida, Chemnitz 1698, S. 244 f.
- 20 HStA Dresden, 12613 Gerichtsbücher, GB Mittweida 145, Bl. 377b-378 (Abschrift von 1651), abgedruckt in Hermann 1698 (wie Anm. 19), S. 245-247.
- 21 Herbert Helbig: Untersuchungen über die Kirchenpatrosinien in Sachsen auf siedlungsgeschichtlicher Grundlage, Berlin 1940, S. 66, ist dem Irrtum aufgesessen, dass die Altmittweidaer Dorfkirche die ältere wäre, deren Pfarrer 1209 genannt worden sei. Das gleiche behauptet auch Walter Schlesinger: Kirchengeschichte Sachsens im Mittelalter. Bd. 2, Köln/Graz 1962, S. 389, 419.
- 22 Ernst Gotthelf Gersdorf (Hrsg.): Urkundenbuch des Hochstifts Meißen (Codex diplomaticus Saxoniae regiae. Zweiter Haupttheil. Bd. 3), Leipzig 1867 (folgend CDS II, 3), S. 12-19, Nr. 924.
- 23 HStA Dresden, 10088 Oberkonsistorium, Loc. 2001 Visitation des Gebirgischen Kreises 1555, Bl. 333b.
- 24 Ernst Gotthelf Gersdorf (Hrsg.): Urkundenbuch des Hochstifts Meißen (Codex diplomaticus Saxoniae regiae. Zweiter Haupttheil. Bd. 1), Leipzig 1864 (folgend CDS II, 1), S. 316, Nr. 386.
- 25 CDS II, 1, S. 316 f., Nr. 387.
- 26 Schlesinger 1962 (wie Anm. 21), S. 428.
- 27 Hermann 1698 (wie Anm. 19), S. 304; Berthold Schmidt: Urkundenbuch der Vögte von Weida, Gera und Plauen. Bd. 1. 1122-1356, Jena 1885, S. 276, Nr. 580. Die Urkunde ist Kriegsverlust; sie befand sich im HStA Dresden, 12857 Stadt Mittweida (D), Nr. 2.
- 28 Früher nahm der Verfasser an, dass es sich hier um einen Adelshof handelte, der 1325 der Kirche übereignet wurde; vgl. Wolfgang Schwabenicky: Ergebnisse der Stadtkernforschung in Mittweida, in: Arbeits- und Forschungsberichte zur sächsischen Bodendenkmalpflege 31 (1987), S. 325-368, hier S. 329, 339 f.
- 29 CDS II, 1, S. 377, Nr. 454; Hermann 1698 (wie Anm. 19), S. 367; Willi Rittenbach/Siegfried Seifert: Geschichte der Bischöfe von Meißen 968-1551, Leipzig 1965, S. 235 f.
- 30 HStA Dresden, 12856 Domkapitel Meißen (D), Nr. 309; CDS II, 1, S. 407, Nr. 471.
- 31 HStA Dresden, 12856 Domkapitel Meißen (D), Nr. 342; Hermann 1698 (wie Anm. 19), S. 368.
- 32 HStA Dresden, 10001 Ältere Urkunden, Nr. 5359.
- 33 HStA Dresden, 12856 Domkapitel Meißen (D), Nr. 265; Hermann 1698 (wie Anm. 19), S. 364; Helbig 1940 (wie Anm. 21), S. 66 f.
- 34 Hermann 1698 (wie Anm. 19), S. 159. Die Urkunde ist Kriegsverlust; sie befand sich im HStA Dresden, 12857 Stadt Mittweida (D), Nr. 3.
- 35 StadtA Mittweida, Verzeichnis der dem königlichen Haupt-Staatsarchiv zu Dresden zur Aufbe-

- wahrung übergebenen Urkunden der Stadt Mittweida, Regest 5. Die Urkunde ist Kriegsverlust; sie befand sich im HStA Dresden, 12857 Stadt Mittweida (D), Nr. 5.
- 36 StadtA Mittweida, Verzeichnis (wie Anm. 35), Regest 6. Die Urkunde ist Kriegsverlust; sie befand sich im HStA Dresden, 12857 Stadt Mittweida (D), Nr. 6.
- 37 StadtA Mittweida, Verzeichnis (wie Anm. 35), Regest 9. Die Urkunde ist Kriegsverlust; sie befand sich im HStA Dresden, 12857 Stadt Mittweida (D), Nr. 9.
- 38 Schwabenicky 2009 (wie Anm. 6).
- 39 HStA Dresden, 12613 Gerichtsbücher, GB Mittweida 145, Bl. 246 f.; gedruckt bei Herrmann 1698 (wie Anm. 19), S. 258 ff.
- 40 HStA Dresden, 12857 Stadt Mittweida (D), Nr. 39; Abschrift in HStA Dresden, 12613 Gerichtsbücher, GB Mittweida 145, Bl. 274b-276.
- 41 HStA Dresden, 12857 Stadt Mittweida (D), Nr. 12. Unter dem Urkundentext ist eine Bestätigung des Ablasses durch Bischof Caspar von Schönberg 1461 nachgetragen. Gleichzeitig bestätigte er auch die Gründung des Altars und die Ausstattung mit 16 alten Schock Groschen. Die Urkunde ebenda, Nr. 30 ist Kriegsverlust.
- 42 Hermann 1698 (wie Anm. 19), S. 175. Die Urkunde HStA Dresden, 12857 Stadt Mittweida (D), Nr. 4 ist Kriegsverlust.
- 43 StadtA Mittweida, A1 5 1 11, Acta zusammengesuchte Nachrichten von dem in hiesiger Pfarrkirche vorhanden gewesenen Altare Corporis Christi genannt, Bl. 3.
- 44 HStA Dresden, 12857 Stadt Mittweida (D), Nr. 22.
- 45 Hermann 1698 (wie Anm. 19), S. 159. Die Urkunde ist Kriegsverlust; sie befand sich in HStA Dresden, 12857 Stadt Mittweida (D), Nr. 30.
- 46 HStA Dresden, 12516 Stadt Mittweida, Schützengesellschaft (D), Nr. 1.
- 47 1493 stiftete der Altarist Wolfgang Welsch mit einem Zins von jährlich sieben Gulden eine vierte Messe an diesem Altar. Im Eintrag im Mittweidaer Stadtbuch wird auf die ursprüngliche Verschreibung von 1484 Bezug genommen; vgl. HStA Dresden, 12613 Gerichtsbücher, GB Mittweida 146, Bl. 254-254b. Ein Jahr später wurde diese Stiftung von Bischof Johann VI. von Salhausen bestätigt, wobei Wolfgang Welsch ausdrücklich als erster Altarist bezeichnet wird. Die Urkunde ist Kriegsverlust; sie befand sich in HStA Dresden, 12857 Stadt Mittweida (D), Nr. 41.
- 48 StadtA Mittweida, A1 5 01 003, Acta Die wegen der in hiesiger Pfarrkirche vorhanden gewesenen Altars SS. Fabiani und Sebastiani ingl. St. Wolfgangi genannt, aufgefundenen Nachrichten, Bl. 3.
- 49 HStA Dresden, 12613 Gerichtsbücher, GB Mittweida 146, Bl. 74b-75.
- 50 StadtA Mittweida, A1 4 15 1, Protokoll, die Vogel-schützengesellschaft allhier, Bl. 1.
- 51 Hermann 1698 (wie Anm. 19), S. 180 f.
- 52 Walther Haupt: Die Meißener Bistumsmatrikel 1495, Dresden 1968, S. 23.
- 53 HStA Dresden, 12857 Stadt Mittweida (D), Nr. 42.
- 54 StadtA Mittweida, A1 5 1 4, Acta, Die wegen der in hiesiger Pfarrkirche vorhanden gewesenen Altars, S. Annae genannt, aufgefundenen Nachrichten, Bl. 1b-2.
- 55 StadtA Mittweida, G1 Nr. 45; ebenda A1 5 1 4, Bl. 5.
- 56 Wolfgang Schwabenicky: Der ehemalige Annenaltar der Kirche zu Mittweida, ein Werk des Meisters des Meißner Frauenkirchenaltars, in: Sächsische Heimatblätter 27 (1981), S. 164-166.
- 57 HStA Dresden, 12613 Gerichtsbücher, GB Mittweida 146, Bl. 141-142.
- 58 StadtA Mittweida, G1 Nr. 55; HStA Dresden, 12613 Gerichtsbücher, GB Mittweida 145, Bl. 163 f.
- 59 StadtA Mittweida, A1 5 12 7a, Register der sieben gezeiten unser leben frawen 1513-1515, Bl. 27.
- 60 In Mittweida, wie im gesamten Amt Rochlitz, wurde die Reformation bereits im Jahre 1537 durch Herzogin Elisabeth von Sachsen eingeführt.
- 61 StadtA Mittweida, A1 5 12 11, Der Geistlichen Gestift zur Mitweide rechnung Anno 1543.
- 62 In der Meißener Bistumsmatrikel ist die Errichtung des Altars der Heiligen Drei Könige, Franziskus und Ottilie im Jahre 1520 durch Jakob Heyne, Wolfgang Theoderich und Magister Gregor Beuter verzeichnet. Vgl. Haupt 1968 (wie Anm. 52), S. 22 f. Dieser Eintrag scheint fälschlicherweise an diese Stelle gekommen zu sein, denn in Mittweida ist sonst keinerlei schriftliche Nachricht zu diesem Altar vorhanden. Die beiden genannten Bürger kommen in den Geschossregistern der Stadt nicht vor.
- 63 StadtA Mittweida, G1 Nr. 46; Hermann 1698 (wie Anm. 19), S. 170 f.
- 64 In dem Einnahmeregister des Steuerausschreibens des Bischofs von 1428 ist nach dem Pfarrer von Altmittweida ein „altarista sancti Andraee in Mittweid“ verzeichnet; vgl. CDS II, 3, S.15.
- 65 HStA Dresden, 12857 Stadt Mittweida (D), Nr. 9.
- 66 HStA Dresden, 12857 Stadt Mittweida (D), Nr. 10, Kriegsverlust.
- 67 HStA Dresden, 12857 Stadt Mittweida (D), Nr. 11; StadtA Mittweida, A1 5 1 14, Acta Die wegen der in hiesiger Capelle vorhanden gewesenen Altars Omnium Sanctor. genannt aufgefundenen Nachrichten, Bl. 4-5 (Abschrift aus dem 16. Jahrhundert). Auf diese Urkunde wird Bezug genommen in HStA Dresden, 12613 Gerichtsbücher, GB Mittweida 146, Bl. 213: „Itz Achtehalb ßo zwene gl Zinse gibt man dem Besytzer des Lehens der Capellen noch laute vnsers g hern Hertzoge Wyhelsms weyland Confirmunge [...] Possessor diser Zzeit des Lehens Loborius Magdeburgk 1522“.
- 68 Ausführlicher dazu Wolfgang Schwabenicky: Die Baugeschichte der Kirche unser Lieben Frauen zu Mittweida, in: Ladegast-Jehmlich-Orgel Stadtkirche Unser Lieben Frauen. Festschrift zur Wieder-einweihung der Orgel, Mittweida 2018, S. 15-20.
- 69 Hölzerne Kirchen sind bislang im Kolonisationsgebiet der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts nicht nachgewiesen. Dagegen konnten zwei Kirchen dendrochronologisch datiert werden, und zwar die Türme der Kirchen in Obergräfenhain auf kurz nach 1162 und Flemmingen auf 1169. Zu Obergräfenhain vgl. Wolfgang Schwabenicky: Baugeschichtliche Untersuchungen an Dorfkirchen im Landkreis Mittweida, Mittweida 1999, S. 5. Zu Flemmingen vgl. Lutz Scherf: Baugeschichtliche Beobachtungen an den Gotteshäusern des Kirchspiels Flemmingen, In: Die Gotteshäuser im Kirchspiel Flemmingen, Langenweißbach 2008, S. 14-21, hier S. 16.
- 70 Wolfgang Schwabenicky: Befestigte Kirchen in Mittelsachsen, in: Dirk Höhne/Reinhard Schmitt: Wehrhafte Kirchen und befestigte Kirchhöfe, Langenweißbach 2015, S. 187-200, hier. S. 196-199.
- 71 StadtA Mittweida, A1 5 12 006, Alt Kirchenn Register 1495-1498.

Autor
Dr. Wolfgang Schwabenicky
Altmittweida



Lötzschen – ein vergessenes Herrenhaus

Matthias Donath

Herrenhaus Lötzschen, Hofseite
Foto: Matthias Donath

Noch immer können Baudenkmale entdeckt werden, die bisher keine Aufmerksamkeit erfahren haben. So vergaßen die Kunsthistoriker und Denkmalpfleger bislang ein Herrenhaus des 16. Jahrhunderts, das Schutz und Erhaltung verdient. Es befindet sich in Lötzschen, einem Ortsteil der Gemeinde Thiendorf. Cornelius Gurlitt behandelte das Gebäude wie auch den Ort Lötzschen in seinem Inventarverzeichnis der Baudenkmale der Amtshauptmannschaft Großenhain nicht. Auch in ein Denkmalverzeichnis ist das Herrenhaus nie aufgenommen worden – weder zu DDR-Zeiten, noch bei der flächendeckenden Inventarisierung der 1990er Jahre. Auch ich habe Lötzschen in meiner Buchreihe über Schlösser und Herrenhäuser in Sachsen nicht behandelt.

Lötzschen liegt am nordöstlichen Rand des Landkreises Meißen zwischen der Großenhainer Pflege und der Königsbrücker Heide.¹ Das Straßengerdorf, das erst 1406 eine erste urkundliche Erwähnung fand („Leczsche“), gehörte zum wettinischen Amt Großenhain und war Teil der Grundherrschaft Schönfeld alten Teils. Kirchlich gehörte es zur Pfarrei Sacka. Die Herrschaft Schönfeld war seit 1421 in die Anteile Schönfeld alten oder vorderen Teils und Schönfeld neuen oder hinteren Teils geteilt. Die Herrensitze und Gutshöfe befanden sich nebeneinander in der Ortsmitte von Schönfeld. In der Mitte des 15. Jahrhunderts gelangten beide Anteile an die Familie von der Sahl. Das Adelsgeschlecht, das 1891 mit Henriette Magdale-

na von der Sahl (1793–1891) ausstarb, hat bislang keine wissenschaftliche Bearbeitung erfahren, obwohl es zwei bedeutende Persönlichkeiten sächsischer und europäischer Geschichte stellte: Landgraf Philipp von Hessen (1504–1567) führte seit 1539 eine Zweitehe mit Margarete von der Sahl (1522–1566) aus Schönfeld, was als Bigamie gegen das Gesetz verstieß, aber von den Reformatoren aus politischen Gründen rechtfertigt wurde. Ernst Christoph August von der Sahl (1791–1815) aus Sohland/Spree plante 1811 und 1815 die Ermordung Napoleons, wurde aber jeweils kurz vor der Ausführung seiner Taten verhaftet.

Lötzschen war ein Bauerndorf. 1553 sind zwölf besessene Mann bezeugt. Abraham von der Sahl (1523–1594) auf Schönfeld alten Teils kaufte um 1565 drei Bauerngüter und legte diese zu einem Vorwerk zusammen.² Der Gutshof befindet sich im Mittelteil des Dorfgangers oberhalb des Kettenbachs, welcher durch Lötzschen fließt. Die Hofanlage besteht aus dem Herrenhaus, einer wohl in den 1930er Jahren erbauten Scheune und einem Stall. Heute ist dieser ehemals zugehörige Hof durch eine Grundstücksgrenze geteilt. Das Herrenhaus hat die Anschrift Am Kettenbach 19. Das Erdgeschoss des rechteckigen Gebäudes besteht aus Bruchstein. Die profilierten Fenster- und Türgehänge aus Sandstein lassen einen herrschaftlichen Anspruch erkennen. Die Fenstergewände auf der Ostseite, der Rückseite des Gebäudes, sind mit Diamantquadern in quadratischen Zierfeldern geschmückt.

- 1 Die bisher einzige Darstellung zur Ortsgeschichte ist ein Aufsatz von Heinrich Stöcker: 2006 – Lötzschen 600 Jahre, in: Großenhainer Stadt- und Landkalender 2006, S. 74–76.
- 2 Stöcker 2006 (wie Anm. 1), S. 75.
- 3 Yves Hofmann/Uwe Richter: Fenstersäulen – Fensterpfeiler – Fensterkonsolen – Wandkonsolen. Ein Beitrag zur Innenarchitektur profaner Räume des 16. und 17. Jahrhunderts in Freiberg, in: Yves Hofmann/Uwe Richter (Hrsg.): Denkmale in Sachsen. Stadt Freiberg. Beiträge. Bd. III, Freiberg 2004, S. 974, 976.

Vergleichbare Diamantmotive begegnen in der Bürgerhausarchitektur Sachsens in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts etwa in Freiberg. Beispiele sind die mit Diamantquadern verzierten Konsolen der Bürgerhäuser Aschegasse 3 und Burgstraße 16 in Freiberg.³ Die Konsole im ersten Obergeschoss der Burgstraße 16 ist auf 1561 datiert. Ein kleineres Rechteckfenster ebenfalls auf der Ostseite besitzt breite abgeschrägte Gewandflächen, in denen jeweils ein leeres Medaillon angeordnet ist. Die runden Medaillons begegnen bei den Tüргewänden der Türen im Inneren des Schlosses Schönfeld alten Teils, die zum Ursprungsbau des Abraham von der Sahla um 1570 gehören.⁴ Betritt man das Herrenhaus, erkennt man, dass die ursprüngliche Raumaufteilung mit Ausnahme einiger nachträglich eingezogener Zwischenwände erhalten geblieben ist. Durch das Portal erreicht man einen Mittelflur. Der Raum, der sich rechts anschließt, ist mit einem Kreuzgratgewölbe überdeckt. Ansonsten besitzen die Räume flache Putzdecken. Mehrere Rechtecktüren haben aufwendig dekorierte, jedoch mehrfach übermalte Sandsteingewände. Eine Tür zeigt die gleichen Rundmedaillons wie bei einem Außenfenster der Ostseite und im Schloss Schönfeld. Eine weitere Tür ist mit einzelnen quadratischen Diamantquadern dekoriert, wie sie auch außen in den Fenstergewänden zu sehen sind.

Die Fenstergewände auf der nach Westen gerichteten Hofseite sind anders gebildet, was auf eine zeitlich abweichende Entstehung hindeutet. Es handelt sich um Rechteckfenster, deren Gewände im unteren Teil abgeschrägt sind. Im oberen Teil ist eine sehr feine Profilierung ausgebildet. Zu diesen Fenstern gehört wohl auch das Renaissance-Portal, das leider durch einen Umbau der örtlichen LPG in den 1980er Jahren stark verstümmelt wurde. Es handelt sich um ein Rundbogenportal mit einer Quaderung. Auf der Außenseite waren links und rechts auskragende Sitzkonsolen ausgebildet. Damit handelt es sich um ein Sitznischenportal – aber ohne eingetiefte Nischen. Die Konsolen wurden bedauerlicherweise bei dem letzten rabiaten Umbau abgeschlagen. Portale mit gequadrerten Einfassungen sind charakteristisch für das späte 16. und frühe 17. Jahrhundert. Ein Beispiel ist das Portal des Herrenhauses Niederjähna bei Meißen, das anhand der Wappen auf 1580 oder später datiert werden kann. Zu vermuten ist, dass das Gebäude in Lötzschen in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts einem Umbau unterzogen wurde, bei dem ein auf der Hofseite ein neues Portal und neue Fenstergewände eingebaut wurden.

Das Fenster rechts neben dem Portal – es belichtet den Flur – hat eine abweichende Gewändebildung, die stilistisch nicht passt. Im oberen Teil sind Kehlen ausgebildet, die von Stäben begrenzt werden. Diese überkreuzen sich in den Ecken. Diese sogenannte Überstäubung kommt aus der spätgotischen Bautradition. Möglicherweise handelt es sich hier um ein älteres Gewände, das von einem anderen Ort stammt und hier zweitverwendet wurde. Dafür spricht, dass das obere Gewändestück nicht unmittelbar auf die Seitengewände gesetzt wurde. Man wollte das Fenster verlängern und vergrößerte es durch einen Einschub aus Ziegeln.



Die baugeschichtlichen Befunde passen gut zur überlieferten Herrschaftsgeschichte. Abraham von der Sahla gründete das Vorwerk Lötzschen und errichtete hier ein steinernes Herrenhaus – in zeitlichem Zusammenhang mit dem Bau des Schlosses Schönfeld alten Teils. Er starb 1594. Schönfeld alten Teils mit Lötzschen fiel an den ältesten Sohn dritter Ehe, Christoph von der Sahla (1569–1629). Seine Söhne nahmen eine Besitzteilung vor. Der älteste Sohn Georg Dietrich (gest. 1671) übernahm Lötzschen, das dadurch zum eigenständigen Rittergut wurde. Ihm könnte man den Umbau der Hofseite des Herrenhauses zuschreiben. Für wenige Jahrzehnte war das Herrenhaus Lötzschen ein eigener Herrnsitz. Georg Dietrich von der Sahla auf Lötzschen starb 1671, ohne Kinder zu hinterlassen, so dass der Besitz seinem Bruder Abraham von der Sahla auf Schönfeld alten Teils zufiel. Dessen Sohn starb kinderlos, womit dieser Familienzweig erlosch. Der nachfolgende Lehnserbe war Christoph Abraham von der Sahla (1627–1707), ein Enkel des oben genannten Abraham von der Sahla (1523–1594).⁵ Er hatte 1670 das Rittergut Obersohland in Sohland/Spree erworben. 1685 fiel ihm Schönfeld alten Teils mit Lötzschen zu. Er trat Lötzschen an seinen jüngeren Bruder Rudolf Fortunatus von der Sahla ab. Wieder befand sich im Herrenhaus für einige Jahre ein eigenständiger Herrnsitz. Aber Rudolf Fortunatus starb 1690, und damit wurde Lötzschen erneut und nunmehr für immer dem Rittergut Schönfeld alten Teils angegliedert.

Wie das Obergeschoss des Herrenhauses des 16. und 17. Jahrhunderts ausgesehen hat, ist nicht bekannt und lässt sich derzeit auch nicht durch Befunde belegen. Denkbar ist ein Obergeschoss aus verputztem Fachwerk.

Durch eine Eheschließung fielen die Schönfelder Rittergüter 1765 an die Familie von Erdmannsdorff. Prägende Spuren hinterließ Heinrich Otto von Erdmannsdorff, der am 1. April 1842 Schönfeld mit Lötzschen von seinem Vater gekauft hatte. Er ließ mit großem finanziellen Aufwand die Wirtschaftshöfe erneuern. Auf ihn geht die heutige Baugestalt des Herrenhauses Lötzschen zurück. 1856 ließ er – möglicherweise anstelle des abgebrannten Obergeschosses – ein neues Dachgeschoss aufrichten. Zunächst wurde

Herrenhaus Lötzschen, um 1933.
Der 1883 aufgesetzte Dachreiter ist hier bereits nicht mehr vorhanden.
Archiv J. Klauka

4 Das Schloss Schönfeld alten Teils wurde 1882 bis 1884 nach Plänen von Gottlieb Ludwig Möckel im Neorenaissancestil überformt; vgl. Stefan Dähne: Schloss Schönfeld bei Großhain und sein Umbau in den Formen der Neorenaissance 1882–1884, Frankfurt am Main u. a. 2006.

5 Zu ihm vgl. Kurt Toller: Christoph Abraham von der Sahla, Obrist und Kommandant der Pleißenburg. Lebensbild aus der vaterländischen Geschichte, in: Neues Archiv für Sächsische Geschichte 35 (1914), S. 88–101.

links: Herrenhaus Lötzschen, Fenstergewände mit Diamantquadrern



rechts: Herrenhaus Lötzschen, Fenstergewände mit Rundmedaillons



links: Herrenhaus Lötzschen, Fenstergewände mit feiner Profilierung



rechts: Herrenhaus Lötzschen, Portal



6 Foto in der SLUB Dresden, Deutsche Fotothek, vgl. http://www.deutschefotothek.de/documents/obj/33122976/df_hauptkatalog_0355255.

ein hoher fensterloser DrempeI aus Ziegeln aufgemauert. Ein Fries aus rotem Ziegeln leitet zur Dachtraufe über. Über dem Portal wurde ein Zwerchhaus mit Giebel angeordnet. Der Raum im Obergeschoss wird durch drei Rechteckfenster belichtet. Im dreieckigen Giebfeld ist ein Rundfenster zu sehen. Die Zwerchhausfront wird von Lisenen eingefasst, die von Postamenten bekrönt werden, auf denen steinerne Kugeln aufsitzen. Die Giebelspitze wird durch einen steinernen Obelisk bekrönt. Auch Nord- und Südgiebel lassen erkennen, dass Heinrich Otto von Erdmannsdorff keine Kosten scheute. Die Giebeleinfassungen bestehen aus Sandstein.

1882 kaufte Arthur Dathe Freiherr von Burgk (1823–1897) die Schönfelder Rittergüter, um sie seinem Sohn Maximilian zur Hochzeit zu schenken. Maximilian Dathe Freiherr von Burgk (1853–1931) nahm umgehend Modernisierungen am Herrenhaus Lötzschen vor. In das Rundfenster des Südgiebels wurde eine Uhr eingelassen. Zudem erhielt das Herrenhaus einen Dachreiter. Er ist durch ein Foto des Topographischen Dienstes Sachsen aus der Zeit um 1910 dokumentiert.⁶ Die Wetterfahne dieses Glockentürmchens enthielt die Jahreszahl 1883. Vermutlich Anfang der 1930er Jahre wurde der Turm wieder abgetragen und die Uhr beseitigt.

Das Vorwerk Lötzschen umfasste 73 Hektar und wurde von einem Vogt verwaltet, der im Herrenhaus wohnte. 1935 verpachtete Arthur Freiherr Dathe von Burgk (1886–1970) das Vorwerk mit 59 Hektar an den bisherigen Vogt, Bruno Krause.

Bei der Bodenreform wurde das gesamte Land des Freiherrn von Burgk und damit auch das verpachtete Vorwerk aufgeteilt. Man richtete drei Neubauernstellen ein. Auch das Herrenhaus diente als Neubauernhaus. 1960 mussten die Bauern ihr Land in die LPG einbringen. Im Herrenhaus wohnte ein Mann, der Haus und Grundstück mit Maschinenteilen, Werkzeugen, Schrott und Hausrat aller Art füllte und dadurch regelrecht vermüllen ließ. Da er Fremden den Zugang verwehrte, war es unmöglich, das Gebäude in Augenschein zu nehmen. Allerdings ließ der Eigentümer die Bausubstanz – mit Ausnahme des rabiaten Umbaus des Portals – unverändert. 2018 gelangte das Grundstück an den Sohn. Er bewohnt das noch unsanierte Herrenhaus, beräumt den Müll und möchte das Gebäude für sich und seine Familie ausbauen.

Die vorhandene Bausubstanz und der historische wie kunsthistorische Wert rechtfertigen eine Aufnahme des Herrenhauses Lötzschen in die Liste der Kulturdenkmale des Freistaats Sachsen.

Autor

Dr. Matthias Donath
Herausgeber der
„Sächsischen Heimatblätter“



Johann Jacob Schramm (1724–1808)

– ein kaum bekannter sächsischer Orgelbauer

Erhard Junge

Johann Jacob Schramm wurde in der Oberen Mühle oder Ackermann-Mühle (spätere Frankmühle) in Mülsen St. Jacob (heute Ortsteil der Gemeinde Mülsen) am 18. Januar 1724 als Sohn des Mahlmüllers Samuel Schramm geboren.¹ Dieser stammte aus Reinsdorf, war dort am 2. Februar 1685 geboren worden und starb am 25. Juli 1753 in Mülsen St. Jacob. Bereits am 20. Januar wurde der Sohn „zum Bad der geistl. Wiedergeburt befördert“, das heißt, getauft.² Folgende drei Paten werden im Jacober Kirchenbuch aufgeführt: Johann Uhlmann aus Reinsdorf sowie Susanne Uhlmann und Meister Martin Schmutzler, beide aus St. Jacob. Schon während seiner Schulzeit muss sich Schramm mit Mechanik und Technik beschäftigt haben. Er erlernte die Orgelbaukunst bei dem Zwickauer Orgelbauer Johann Jacob Donati (1662–1750). Donati war mit der Tochter des Zwickauer Orgelbauers Severin verheiratet. Wie es heißt, erhielt Schramm nach bestandem Abschluss seiner Lehre einen „ehrenden Lehrbrief“. Aus den Jacober Pasto-

ratsakten (Tagebücher Magister Gottlob August Werners)³ geht hervor, dass der junge Orgelbauer, der auch andere Instrumente baute und reparierte, die ersten Schaffensjahre im elterlichen Anwesen verbracht haben muss. Es heißt dort: „Dienstags den 29sten Octbr. [1743] Ließ mir von Johann Jacob Schramm, aus St. Jacob das von Mons. Grunern entlehnte Clavir zurechte machen“. Mit fast 42 Jahren heiratete Schramm die aus Lichtentanne bei Zwickau stammende Caroline Wilhelmine Schimpfermann.

Interessant ist ein Taufeintrag im Niclaser Kirchenbuch: „1745 (25. 1.) 3. Pate bei dem Kind Christian Gottlieb Ebersbach war Johann Jacob Schramm, Mstr. Samuel Schramms molitoris in St. Jacob ältester Sohn“. Wann Schramm in St. Niclas ansässig wurde, kann nur vermutet werden. Zwei Eintragungen im Niclaser Kirchstuhlregister⁴ und ein Vermerk in einem Einwohnerverzeichnis geben an, wann der Orgelbauer in Mülsen St. Niclas anzutreffen ist: Im Kirchstuhlregister wird kund-

Schramm-Organ in der Kirche St. Otto in Wechselburg
Foto: Matthias Donath

- 1 Pfarrarchiv Mülsen St. Jacob, Kirchenbuch, Geburten, Seite 75b. Zu Leben und Werk des Orgelbauers vgl. Erhard Junge: Der Orgelbauer Johann Jacob Schramm aus dem Mülsengrund, Mülsen St. Jacob 2014.
- 2 Pfarrarchiv Mülsen St. Niclas, Lebenslauf Nr. 446.
- 3 Pfarrarchiv Mülsen St. Jacob. Magister Richter amtierte für die Kirchspiele St. Niclas und St. Jacob und hatte seinen Wohnsitz in Mülsen St. Niclas.
- 4 Pfarrarchiv Mülsen St. Niclas.
- 5 Pfarrarchiv Mülsen St. Niclas, Loc. 46, Nr. 18a.
- 6 Pfarrarchiv Mülsen St. Niclas.
- 7 Ulrich Dähnert: Historische Orgeln in Sachsen. Ein Orgelinventar, 2. Auflage Leipzig 1983, S. 270.
- 8 Dähnert (wie Anm. 7), S. 256.
- 9 Dähnert (wie Anm. 7), S. 52.
- 10 Dähnert (wie Anm. 7), S. 36.
- 11 Dähnert (wie Anm. 7), S. 127.
- 12 Für diese Behauptung fehlt zur Zeit der Nachweis; jedenfalls ist das besagte Kirchenbuch im Michelner Pfarrarchiv nicht auffindbar. Der „Schönburgische Kalender“ liegt im Niclaser Pfarrarchiv vor.

getan, dass der Orgelbauer Schramm seinen Platz ab 1759 unter der Nr. 98 – er wird als fast einziger mit „Herr“ angesprochen – und ab dann unter Nr. 70 („Die neugebauten Stühle unten in der Kirche an den langen Seiten und Kirch-Thüren her“) hatte. Im Pfarrarchiv befindet sich ein „Personenregister, angeleget zu Ende des Jahres [um 1800], so Hauswirte und Hausgenossen betr.“⁵ Ein vierter Eintrag in den Rechnungsbüchern⁶ sagt aus, dass Schramm 1755 in Niclas ein Haus kaufte. Hier wird Johann Jacob Schramm als Niclaser Bürger erwähnt. Ob er aber schon nach dem Tode Egers nach Niclas kam und dann eventuell dessen Haus und Werkstatt übernahm, konnte noch nicht nachgewiesen werden. Der Orgelbauer verkaufte 1804 – vier Jahre vor seinem Tod – an den Weber Christian Friedrich Petzold.

In den Niclaser „Cancel-Büchern“ finden sich die Vermeldungen zu Trauung und Begräbnis Schramms. Von Johann Jacob Schramm sind folgende Töchter bekannt: Christiana Friderika Schubert, geborene Schramm (geboren 23. April 1766, gestorben 13. Januar 1798; im Kirchenbuch ist vermerkt: „starb d. 13. Jan. nach Entbindung [...] und wurden beyde [Mutter und Kind] den 16. [...] begraben“), Carolina Wilhelmina Münch, verwitwete Gerber, geborene Schramm (geboren 13. Oktober 1767, gestorben 29. 3. 1826), Christiane Henriette Schramm (ledig, geboren 31. Juli 1769, gestorben 5. Oktober 1769), Henriette Auguste Voigt, geborene Schramm (geboren 5. April 1773, Todesdatum nicht bekannt).

Das Schaffen Johann Jacob Schramms

Das größte noch original erhaltene Werk Schramms ist das in der Wechselburger Pfarrkirche St. Otto. Am 24. September 1774 wurde mit Schramm ein Vertrag geschlossen. Das Werk wurde im Frühjahr 1781 fertiggestellt. Kantor Christian Gotthilf aus Hohenstein erstellte ein befürwortendes Gutachten. Die Einweihung fand am 22. April 1781 statt. Die Kosten beliefen sich auf 1.989 Taler, 14 Groschen und 2 Pfennige. Durch die Abgabe von Buntmetall infolge der Kriegswirren musste auch die Wechselburger Kirchgemeinde die Prospekt Pfeifen der Orgel opfern. Erst nach jahrzehntelangem Warten erklingt das Werk wieder in alter Schönheit.⁷

Ebenfalls in gutem Zustand erhalten ist die Orgel in Stangengrün bei Zwickau. Dort disponierte Schramm am 20. Dezember 1765 ein Werk mit Principal 4'. Für eine 16-stimmige Orgel fertigte er am 4. Februar 1766 einen Anschlag an. Auf der Superintendentur in Zwickau wurde im Beisein des

Werdauer Organisten Johann Christoph Spies am 28. März 1766 eine Vertragsverabredung geschlossen. Schramm unterzeichnete am 5. Juni 1766 den Vertrag und quittierte die erste Rate von 100 Talern mit „Mülßen St. Nicl. den 7ten Junij 1766“. Die Abnahme erfolgte am 26. August 1769 durch den Organisten Spies. Schramm erhielt einen Zuschuss von 75 Talern, außerdem wurde ihm die alte Orgel überlassen.⁸

Über die Schramm-Orgel in Burkhardtsdorf bei Thum ist wenig bekannt. Der Prospekt war vermutlich mit drei Türmen und vier Zwischenfeldern versehen, ähnlich der Orgel in Stangengrün. Es liegt kein historischer Bestand vor. Die Archivalien waren bis 1983 noch nicht aufgefunden worden.⁹ Das 1712 von einem unbekanntem Orgelbauer erbaute Werk in Bärenwalde bei Zwickau wurde 1771 von Schramm „mit einem Gesellen“ innerhalb von 15 Wochen für 100 Taler instandgesetzt.¹⁰ Wahrscheinlich baute er einen Principalbaß 8' ein. 1782 stimmte Johann Jacob Schramm die Silbermann-Orgel in der Glauchauer Stadtkirche.¹¹

Schramm reparierte auch Orgeln um Umkreis seines Wohnsitzes. So ist bekannt, dass er bei der Reparatur des Lichtensteiner Werkes sein gesamtes Werkzeug durch einen Brand in der Stadt verlor. Im Lebenslauf heißt es dazu, dass „er vor seine Person fühlte zwar bey seiner Geistesschwäche das drückende seiner Lage nicht sondern lebte wie ein Kind ohne Sorgen“.

Auch im Mülsengrund hat der ansässige Orgelbauer gewirkt. In seinem Heimatort Mülsen St. Niclas schuf er 1799 ein Werk, von dem wohl nur noch der Prospekt (mit Umbauten) übrig geblieben ist. Durch die Modernisierung auf pneumatische Traktur und Herausnahme des Spieltisches ist der Orgel der frühere Zustand verlorengegangen.

Von einer Schrammorgel in Mülsen St. Micheln ist vermutlich nur der Prospekt erhalten geblieben. Die Orgel, drei Jahre nach dem Kirchenbau (1750) entstanden, hatte ihren Platz über dem Altar. Das Werk wurde im Zuge von Erweiterungsbauten des Gotteshauses (1888) auf die gegenüberliegende Empore verlegt. Prof. Walter Hüttel (Glauchau) gab in seiner Schrift „Musikgeschichte von Glauchau“ an, dass Schramm hier eine „ehedem gelobte Orgel [...] ‚aufgesetzt‘ hatte (lt. Kirchenbuch 1753/54)“.¹² Auch im „Schönburgischen Kalender“ von 1809 wird Schramm als der Erbauer der ersten Michelner Orgel genannt: „Der damalige geschickte Orgelbauer Schramm in Mülßen St. Niclas erbaute ein schönes und dauerhaften Werk, zwar nur mit einem Klavier, welches aber doch 16 Register hat, wovon viele von Zinne sind und wobey sich 3 Bässe befinden und 3 Bälge, die getreten werden, geben der Orgel den Wind. Fast ist dies Werk in diese Kirche zu stark. Es wurde überhaupt für 150 Thlr. akkodirt und am Ende 200 Thlr. gezahlt; auch wurde die erforderlichen Bretter und bey Aufstellung derselben von der Gemeinde freyer Unterhalt gegeben. Jetzt würde dies Werk unter 1000 bis 1200 Thlr. nicht erbaut. Vor

Unterschrift des Orgelbauers

Johann Jacob Schramm
Orgelbauer in Mülsen St. Niclas

3 Jahren hat es wieder eine kleine Ausbesserung erhalten.“ Weiter schreibt Hüttel, dass Schramm „engere Pfeifenmensen [bevorzugte] und vermittelte somit zu einem neueren Klangideal (Rubhardt). Wie J. C. G. Donati hat er sich auch an die gleichschwebende Temperatur gehalten, daß ein Ton so gut als der andere dem Gehör angemessen ist, wie es in der Disposition zu seinem Instrument für Mülsen St. Niclas (23. Januar 1796) heißt.“

Schramm hatte auch in seinen Nachbardörfern Reparaturen ausgeführt: In Ortmannsdorf wurde 1758/59 eine größere Reparatur durchgeführt und ein neuer Balg hinzugefügt.¹³ In einer Quittung¹⁴ bemerkte Schramm, dass ihm wahrscheinlich die Erstfassung verloren gegangen sei. Wenn sie wieder auftauchen sollte, möchte man die Zweitausstellung für nichtig erklären. Als erste Orgel in Mülsen St. Jacob ist eine Orgel von Severin Holbeck (Zwickau) bekannt (1695). 1731 erfolgte ein Umbau durch Schramms Lehrmeister Johann Jacob Donati, der „ein Klein Gedackt“ einsetzte. Der Verbleib dieser Orgel nach dem Neubau 1844 durch Steinmüller (Grünhain) ist nicht bekannt.¹⁵ Im Jacober Rechnungsbuch beginnen von Schramm ausgeführte Reparaturen mit dem Rechnungsjahr 1743/44: „dem Schram vor Reparatur des Orgelwerks“ und 1747/48: „4 Tlr. Johann Jacob Schramm allhier [es bestätigt sich die Vermutung, dass Schramm in St. Jacob eine Werkstatt hatte], vor zwey mahl Ausleimung der beyden Bälge und Reparatur des Orgelwerks.“ 1754/55: „4 Tlr. 16 Gr. dem Orgelmacher vor Reparatur des Orgelwerks“, 1755/56 „8 Pfg. H. Schramen Orgelmachern, von einer Feder, an ein Register, in die Orgel zu machen.“ Von 1757 bis 1800 war Schramm jährlich mit Reparaturarbeiten beschäftigt: „dem Orgelbauer, H. Schramen, vor Ausbesserung des Orgelwerks“. Zu jedem Eintrag findet sich der Vermerk: „lt. Beleg [x]“. Leider ist von diesen Belegen nichts mehr vorhanden.¹⁶

Die Orgel in Mülsen St. Jacob

Im Folgenden soll die Schramm-Organ seines Heimatortes näher vorgestellt werden. Der Vorgänger dieses Werkes wurde vom Niclaser „Einwohner und Zimmermann“ Georg Eger geschaffen. Sie stand dem jetzigen Werk gegenüber. Es war eine „brauchbare Orgel von 10 Registern, Pedal und Coppel“, die er für die Gemeinde schuf. Eger fertigte das Instrument im Jahre 1736 für 50 Taler an. Schramm reparierte später das Eger'sche Werk mehrmals. In den „Ausgaben zum Kirchenbau“ findet man dann fast jährlich Eintragungen über Reparaturen. Weitere Instandhaltungsarbeiten lohnten sich fast nicht mehr. Diese kleine Orgel wurde „auf künftigen Fastnachts Dienstags als den 17 Februar“ (1801) im Vettermannschen Gasthof des Ortes versteigert. Der Erlös brachte 10 Taler ein. Eger hatte sich „in der Morgenfrüh des 10. März 1750“ das Leben genommen und wurde in aller Stille begraben.¹⁷ Wann er geboren wurde, konnte nicht ermittelt werden.



Das Siegel der Orgelbauerzunft, wie es auch Schramm verwendete
Foto: Erhard Junge

Durch das Orgelspiel des damaligen Schulmeisters Gabriel Keppel inspiriert, wurde der Wunsch nach einer neuen Orgel geweckt. Schramm lieferte im hohen Alter von über 70 Jahren an die Niclaser Kirchenbehörde einen „Anschlag und Abriß und Disposition zu einer neu zu erbauenden Orgel in die Kirche...den 23. Januar 1796“ ab. Hier findet man erstmalig seine Unterschrift: „Johan Jacob Schram, Orgelbauer zu Mülsen“.¹⁸ In der Disposition sah er folgende Register vor: Principal 4', Quintadena 8', Flauto de Gamba 8', Rohr-Flöthe 4', Octav 2', Cornet 4fach, Flagoletto 1', Mixtur, Nasat 1 und 1/2' (ursprünglich Gemshorn; durchgestrichen), Flauto traverso 4', Grobgedackt 8' („In das Manual-Clavier), Sub-Baß 16', Posaunen-Baß 16', Violon-Baß 8' („In das Pedal-Clavier“). Einen „Flöthen-Baß“ strich er wieder. „In Beyzügen“ sah Schramm eine Koppel „in das Pedal, dadurch das Manual unter den Spielen an und abgezogen werden kann, ist dauerhaft“, einen Tremulant „in das Manual-Canal gelegt, spielt sanfft und keinen Wind“ und einen „Calcanten-Ruff“ vor. Er kam bei seinem Kostenanschlag auf 1.050 Taler. Auf sein Anschreiben hin erhielt Schramm am 1. Februar 1796 eine Antwort von „Gabriel Keppel, Schulmstr.“. Nach mehreren Vergleichen und Änderungen kam ein Vertrag zustande. Nach vierjähriger Bauzeit konnte die neue Orgel am 24. Juni 1800 eingeweiht werden. Es machte sich ein Kostenmehraufwand von 200 Talern nötig. Während des Baues stellte sich heraus, dass die Orgel zu hoch werden würde. So musste über dem Altar das Gewölbe entfernt werden, um Platz zu schaffen. Das Prospekt schuf der Oberlungwitzer Bildhauer Johann Georg Dost. Die Niclaser Gutsbesitzerin Rosine Vettermann ließ ihn zusammen mit der Kanzel für 105 Taler vergolden. Die Weihpredigt hielt Superintendent Caspari aus Waldenburg. Kantor Christian Gotthilf Tag aus Hohenstein „examierte“ die Orgel und stellte fest, dass sie „gut und dauerhaft“ sei. In einem Bericht

- 13 Pfarrarchiv Ortmannsdorf.
- 14 In Ortmannsdorf sind noch alle Quittungen zum Kirchenbau vorhanden.
- 15 Klaus Walter: Der sächsische Orgelbauer Christian Gottlob Steinmüller (1792–1864), in: Acta Organologica 19 (1987), S. 9–156.
- 16 Pfarrarchiv Mülsen St. Jacob, Loc. 19, B XXV 3.
- 17 Pfarrarchiv Mülsen St. Niclas.
- 18 Pfarrarchiv Mülsen St. Niclas.
- 19 Günter Leistner: Zur Geschichte der Orgel, Mülsen St. Jacob 1995.

Haus Mühlenstraße 37 in Mülsen
St. Jacob, vermutlich das Wohn-
haus von Johann Jacob Schramm
Foto: Erhard Junge



20 Pfarrarchiv Mülsen St. Nic-
las, Lebenslauf Nr. 446.

Der Autor dankt für die Zuarbeit und die Einsichtnahme in die Kirchenbücher der einzelnen Kirchgemeinden, besonders des Niclaser Pfarrarchivs, der privaten und staatlichen Archive und Herrn Günther Leistner (†) für die Überlassung seiner Artikel. Viele kleine Hinweise waren nötig, viele Schriftstücke mussten recherchiert werden, um zu einer Aussage über den Orgelbauer Johann Jacob Schramm zu gelangen. Für weitere Hinweise ist der Autor stets dankbar.

Autor
Erhard Junge
St. Jacob

wird über die Orgelweihe ausführlich berichtet, die mehrere Tage gedauert haben muss, denn es tritt der Satz auf, dass die Herren „zu Bette gingen“. Auch über die Orgelmahlzeit wird geschrieben. Schulmeister Gabriel Keppel lobte Schramms Werk und vermerkte, „dass Herr Schramm ein äußerst accurater Mann ist, der bey allen seinen Arbeiten die pünctlichste Genauigkeit beobachtet und dahwer auch alles gut und dauerhaft machet“. Ende des 20. Jahrhunderts wurde der farbige Urzustand des Prospektes von 1799, den man 1932 mit einer porphyrbraunen Farbe überzogen hatte, durch den Lößnitzer Restaurator Helmut Georgi wiederhergestellt.¹⁹

Leider hat sich der Beruf des Orgelbauers nach dem Tod Schramms in seiner Nachfolge nicht fortgesetzt. Auch seine Orgelwerke sind fast alle in Vergessenheit geraten und nicht mehr im originalen Zustand – außer dem Wechselburger und dem Stangengrüner Werk – erhalten geblieben. Desto wertvoller sind die dokumentarischen Überlieferungen, die sein Lebenswerk chronologisch aufzeigt. Umso wichtiger wäre es, seinem Geburtshaus in Mülsen St. Jacob eine Gedenktafel zu setzen.

In seinem Lebenslauf heißt es u. a.: „[Er] suchte sich nach großen Männern besonders nach dem berühmten Silbermann zu bilden. Sein Name kam bald in Ruf und er hat sich durch viele große Werke einen unsterblichen Namen gemacht. Von Eigennutz war er ganz frey, und wenn andere seinesgleichen sich solcher Vortheile bedienten woraus sie Gewinne ziehen konnten, so suchte er vielmehr durch Bestimmtheit, Accuratessen, Dauerhaftigkeit und guter Baumaterialien sich manchen Nachtheil zuzuziehen, und sein (ich möchte beinahe sagen) übertriebener Eigensinn hat ihn in seinen ökonomi-

schen Verhältnissen manchen Schaden zugezogen.“ Schließlich müssen wir im Lebenslauf lesen: „Endlich nahte sich die Stunde seiner Auflösung und sein Geist entfloß seiner irdischen Hülle am 3ten Pfingstfeiertag als am 7 Juny Vormittags um 10 Uhr, nachdem er sein Leben gebracht auf 84 Jahre 4 Monate 3 Wochen weniger 1 Tag. Im ledigen Stande hat er 41 Jahr und 4 Monate und im ehel. 43 Jahre gelebet. Seine Gebeine ruhen im Frieden und sein Gedächtniß sey und bleibe unter uns in Segen.“²⁰ Johann Jacob Schramm starb am 17. Februar 1808.

Ein Wort zum Archivbestand. Es wurden Eintragungen zur Geburt/Taufe, Trauung, Begräbnis und andere Verzeichnisse ausgewertet. So war vieles in den Rechnungsbüchern, Stuhlregistern, Abkündigungsbüchern und Pastoralprotokollen der Kirchgemeinden über den Orgelbauer zu finden.

Der Autor ist nach langen Recherchen auf den (möglichen) Standort des Wohnhauses Schramms gestoßen. Durch Vergleiche mit Nilaser Einwohnerlisten und Kaufurkunden aus dem Staatsarchiv Chemnitz konnte die Vermutung bestärkt werden, dass der Orgelbauer sein Anwesen am 22. Dezember 1755 von Meister Christian Fritzsche kaufte. 1804, vier Jahr vor seinem Tod, verkaufte er das Haus an Meister Christian Friedrich Petzold. In der Urkunde wird genau vermerkt, was die Familie Schramm nun für einen Wohnraum beanspruchen will. Sollte der Orgelbauer vor seiner Frau sterben, legt er die Wohnungswünsche für die Witwe fest („Auf diese Weise sind beyderseits Contrahenten einig und zufriednen gewesen, haben diesen Handel mit gewöhnlichem Handschlag bestätigt, auf der Kirche, Almosen und neuen Orgel...“). Damit war der Standort des Wohnhauses die heutige Mühlenstraße 37. Die Werkstatt könnte sich dort oder an anderer Stelle befunden haben.

Die gescheiterte Fürstin

Maria Josepha von Sachsen (1803–1829) als Königin von Spanien

Jörg Ludwig

Wenn in Dresden 2019 vom Jubiläum einer königlichen Hochzeit die Rede war, so bezog sich dies auf die zur sächsischen „Jahrhunderthochzeit“ erklärte Vermählung von Kurprinz Friedrich August mit der Kaisertochter Maria Josepha im Jahr 1719. Der Trubel um dieses Jubiläum ließ aus dem Blick geraten, dass sich 2019 noch eine andere königliche Hochzeit Dresdens jährte: die der sächsischen Prinzessin Maria Josepha mit dem spanischen König Ferdinand VII. (1784–1833) am 28. August 1819. Mit den folgenden Zeilen soll an diese vergessene Hochzeit, vor allem aber an die sächsische Prinzessin Maria Josepha erinnert werden, die zehn Jahre spanische Königin war und 1829 im Alter von nur 25 Jahren starb. Ihre bislang einzige Biografie hat Konrad Haebler 1892 veröffentlicht, wobei er über Unschoenes in ihrem Leben glättend hinwegging.¹ Ihm lagen jedoch noch Briefe Maria Josephas und andere zeitgenössische Unterlagen aus dem Besitz der sächsischen Königsfamilie vor, die inzwischen verlorengegangen sind.

Maria Josepha wurde am 6. Dezember 1803 als jüngste Tochter von Prinz Maximilian von Sachsen (1759–1838) und Carolina Maria Theresia, geborene Prinzessin von Parma (1770–1804), in Dresden geboren. Ihre Mutter starb knapp drei Monate nach der Geburt, wodurch Maria Josepha und ihre sechs Geschwister (darunter die späteren Könige Friedrich August II. und Johann) Halbweisen wurden. Über die Kindheit Maria Josephas ist nicht allzu viel bekannt: Sie bewohnte mit ihrem Vater und ihren Geschwistern Räume im Prinzlichen Palais am Taschenberg, hielt sich oft in Schloss Pillnitz sowie im Garten-Palais ihres Vaters an der Ostra-Allee auf und wuchs im altertümlich-monotonen Getriebe des Dresdner Hoflebens heran.²

Wie ihre Geschwister erhielt Maria Josepha eine sorgfältige Erziehung. Einfluss übte neben ihrem Vater Maximilian und der Obersthofmeisterin Friederika Louisa Marquise Piatti vor allem die Gräfin Carolina von Lamberg aus, eine Hofdame im hinterlassenen Hofstaat von Maria Josephas Mutter. Nach zeitgenössischer Einschätzung scheint Maria Josepha bereits als Heranwachsende einen schwierigen Charakter gezeigt zu haben. Für das „horribelste“ Kind unter den sieben Geschwistern, wild, respektlos, übermütig und begabt mit einer allzu lebhaften Phantasie, wurde sogar die

Einweisung in das strenge Erziehungsinternat der Salesianerinnen in Wien in Erwägung gezogen.³ Insgesamt scheint Maria Josepha aber eine glückliche Kindheit verlebt zu haben. Eine besonders enge Beziehung bestand zu Johann (1801–1873), dem späteren König, der ihr vom Alter her am nächsten stand und mit dem sie in kindlichem Eifer religiöse Fragen erörterte. Maximilian, der als ängstlicher, frommer und gewissenhafter Vater geschildert wird, kümmerte sich liebevoll um seine Kinder, schottete sie aber auch von anderen Menschen, besonders Gleichaltrigen, ab. Die fehlenden Sozialkontakte über den Kreis der Familie und des Hofes hinaus haben offenbar dazu geführt, dass viele seiner Kinder schüchtern und verschlossen waren und als Jugendliche den Umgang mit fremden Menschen erst erlernen mussten.⁴ Das friedlich-gleichmäßige Familienleben erfuhr durch die Ereignisse der Napoleonzeit einige Einschnitte. 1806 floh die kurfürstliche Familie vor den heranrückenden Franzosen nach Frankfurt

- 1 Konrad Haebler: Maria Josefa Amalia. Herzogin zu Sachsen, Königin von Spanien, Dresden 1892.
- 2 Die in der spanischen Literatur verbreitete, wohl auf Wenceslao Ramirez de Villaurrutia (Las mujeres de Fernando VII, Madrid 1916, S. 98) zurückgehende Angabe, Maria Josepha sei in einem Kloster an der Elbe erzogen worden, ist unrichtig.

Prinz-Max-Palais in Dresden.
Kolorierte Radierung von Ludwig Richter, um 1823 (Ausschnitt)
© Wikimedia



- 3 Woldemar Lippert: Friedrich Augusts II. Entwicklungsgang. Fragment einer Selbstbiographie, in: Neues Archiv für Sächsische Geschichte und Altertumskunde 45 (1924), S. 102 f.
- 4 So etwa das Urteil über Maria Josephas Bruder Friedrich August in: Sächsisches Staatsarchiv, Hauptstaatsarchiv Dresden (im Folgenden: HStA Dresden), 10026, Loc. 792/10.
- 5 Über diese Hochzeit informiert ausführlich: HStA Dresden, 10006 Oberhofmarschallamt, B, Nr. 39.
- 6 HStA Dresden, 10006 Oberhofmarschallamt, O 4, Nr. 216.
- 7 HStA Dresden, 10026 Geheimes Kabinett, Loc. 31727/2 (Bericht aus Madrid vom 3. Oktober 1819).

am Main; 1813 wich sie nach Bayreuth, Regensburg und Prag aus und verbrachte nach der Leipziger Völkerschlacht etwa anderthalb Jahre in Prag. Als Maximilian mit seinen Kindern im Juni 1815 nach Dresden zurückkehrte, war Maria Josepha elf Jahre alt.

Die Ankunft in Dresden stellte für Maximilians Kinder nicht nur wegen der politischen Veränderungen (bekanntlich war Sachsen auf dem Wiener Kongress geteilt worden und nur knapp einem Anschluss an Preußen entgangen), sondern auch persönlich ein neues Zeitalter dar. Für die ältesten Töchter war es nun Zeit, an eine Heirat zu denken, für die jungen Männer an eine spätere Thronfolge; denn da König Friedrich August I. (1750–1827) und sein Bruder Anton (1755–1836) keine männlichen Nachkommen hatten, musste die Dynastie von Maximilians Söhnen gesichert werden. In den Jahren 1817 bis 1819 heirateten drei Kinder Maximilians. Diese Ehen sind auch als Elemente der äußeren Stabilisierung einer Dynastie zu verstehen, der 1815 in Sachsen noch das Ende gedroht hatte. Als erste (1817) wurde Maximilians drittälteste Tochter Maria Anna (1799–1832) mit Großherzog Leopold II. von Toskana (1797–1870) vermählt. Zwei Jahre später wurde in Wien Erzherzogin Maria Caroline von Österreich (1801–1832) mit Prinz Friedrich August (1797–1854) getraut. Die dritte Hochzeit war etwas überraschend die der jüngsten Tochter Maximilians, Maria Josepha, mit dem spanischen König Ferdinand VII. im August 1819 in Dresden.⁵

Die Initiative für diese Ehe ging von spanischer Seite aus. Der bereits 34-jährige, zweimal verwitwete Ferdinand suchte eine neue Gattin und erhoffte sich von ihr die Sicherung der Thronfolge.

Sicherlich erinnerte man sich dabei in Madrid an die kinderreiche sächsische Prinzessin und spätere spanische Königin Maria Amalia (die Großmutter Ferdinands), die 13 Kinder geboren hatte. Am 22. März 1819 ließ sich der spanische Marqués de Cerralbo am Dresdner Hof vorstellen⁶, um im Auftrag von König Ferdinand diskret nach einer Braut Ausschau zu halten. Unter den unverheirateten Töchtern Maximilians fiel die Wahl auf die damals 15-jährige Maria Josepha. Besonders interessiert zeigte sich die spanische Seite am gesundheitlichen Zustand der jungen Prinzessin. Auf schon fast indiskrete Nachfragen erhielt sie die Antwort, dass Maria Josepha 1804 gegen Pocken geimpft worden sei, bis auf Masern die üblichen Kinderkrankheiten gehabt habe und eine starke, gesunde Konstitution besäße, die eine zahlreiche und gesunde Nachkommenschaft erwarten ließe.

Nachdem die verschiedenen Vorbereitungen abgeschlossen waren, fand die Hochzeit statt. Die eigentliche Trauungszeremonie (in Abwesenheit Ferdinands, der sich von König Friedrich August I. vertreten ließ) begann am 28. August, um 19 Uhr und endete mit dem Ja-Wort und der Heimführung der Braut. Bereits als Königin von Spanien nahm Maria Josepha am 29. August im Schloss Glückwünsche entgegen, wohnte anschließend in der Hofkirche einem Tedeum und abends im Großen Opernhaus der Vermählungs-Kantate „Albino und Tajo“ bei.

Am übernächsten Tag hieß es für Maria Josepha Abschiednehmen von Dresden und ihrer Familie. Unter Kanonenschüssen und dem Läuten aller Glocken setzte sich ihr Zug um 10 Uhr in Bewegung. Für die Reise bis zur spanischen Grenze war eine Route über Chemnitz, Bayreuth, Heidelberg bis Rastatt, dann durch Frankreich über Straßburg, Lyon, Montpellier und Toulouse bis Bayonne festgelegt worden.

Zur größten Beruhigung des sächsischen wie des spanischen Hofes verlief die Reise ohne Komplikationen. Am 1. Oktober trafen Maria Josepha und ihr Gefolge in Bayonne ein und erreichten am 2. Oktober die spanische Grenzstadt Irún. Am 3. Oktober erfolgte dort die Übergabe der Königin an ein spanisches Empfangskomitee. Maria Josepha verabschiedete sich von ihren Begleitern, von denen sie einige seit frühester Kindheit kannte. Die Trennung war besonders einschneidend, da der sächsische König Friedrich August I. nicht auf den Vorschlag der spanischen Seite eingegangen war, der jungen Königin zur Eingewöhnung in Spanien eine sächsische Hofdame und einen eigenen Beichtvater mitzugeben.⁷ Vermutlich wollte er damit erreichen, dass sie sich sofort in ihre neue Rolle fügte.

Während die sächsische Delegation nach Dresden zurückreiste, setzte Maria Josepha ihren Weg fort. Am 20. Oktober, 50 Tage nach ihrer Abreise aus Dresden, traf sie in Madrid ein, wo der spanische Teil der Heiratszeremonie stattfand. Ferdinand zeigte sich sichtlich zufrieden mit seiner jungen, schönen Braut, und auch das öffentliche Urteil fiel



Titelseite der von Francesco Morlacchi komponierten Hochzeitskantate „Albino und Tajo“, 1819
 © Sächsisches Staatsarchiv, Hauptstaatsarchiv Dresden



links: Königin Maria Josepha von Spanien, Gemälde von Francisco Lacoma Sans, 1820
© Wikimedia

rechts: König Ferdinand VII. von Spanien, Gemälde von Vicente López Portaña, um 1814
© Wikipedia

günstig über die sächsische Prinzessin aus. Man fand sie „sehr hübsch, besonders ihre Augen, Augenbrauen und Wimpern; sehr anständig und artig, aber überaus ernst“.⁸

Falls Maria Josepha sich ihrerseits einen körperlich und intellektuell attraktiven Bräutigam erhofft haben sollte, wurde sie eher enttäuscht. Ferdinand war knapp 20 Jahre älter als sie, dick und von wenig einnehmendem Äußeren. Er litt unter starken Gichtanfällen, die zeitweise auch auf Füße und Hände übergriffen und ihn dann oft mehrere Tage ans Bett fesselten. Durch früh erlittene Kälte und Missgunst im Elternhaus hatte er einen schwierigen Charakter entwickelt, war wankelmütig und neigte zu Heuchelei und Lüge. Auf der anderen Seite galt er als unpräntiös und umgänglich, liebte Späße und Abwechslung und hatte sich seinen beiden ersten Ehefrauen gegenüber als liebevoller Partner erwiesen.

Wie sich die Beziehung des königlichen Paares entwickelte, wissen wir nur andeutungsweise. In den sächsischen Gesandtschaftsberichten wird die Ehe von Beginn an als vollkommen harmonisch und beiderseits befriedigend dargestellt, doch ist dieser Einschätzung schon deswegen zu misstrauen, weil die sächsischen Diplomaten kaum persönliche Informationen von Maria Josepha erhielten und auch keinen Zugang zu ihrer engsten Umgebung hatten. Mehr von ihrer Gefühlswelt dürfte Maria Josepha in den Briefen preisgegeben haben, die sie an ihre Geschwister und ihren Vater schrieb, doch leider ist diese Korrespondenz fast vollständig verlorengegangen. In den wenigen überlieferten Stücken (aus dem Jahr 1827) bezeichnet sie Ferdinand etwas distanziert als „mein Mann“, berichtet aber auch von beiderseitiger Zuneigung, gleichen politischen Auffassungen und seelischer Übereinstimmung.

Schwierig für Maria Josepha war aber nicht nur ihre neue Rolle als Ehefrau und Königin, sondern vor allem die Situation in ihrem neuen Heimatland. Politische Unruhe, Finanzmisere, Kolonialkrieg und wirtschaftlicher Niedergang hatten sich hier zu einer explosiven Krisensituation angestaut. Kurz nachdem die mit diesen Problemen völlig unbekannt Maria Josepha in Madrid eingetroffen war, brach ein liberaler Aufstand aus. In Andalusien war ein großes Expeditionsheer zusammengezogen worden, mit dem die Unabhängigkeitsbewegung in Amerika niedergeschlagen werden sollte. Liberale Offiziere proklamierten am 1. Januar 1820 die Verfassung, die Ferdinand 1814 beseitigt hatte, und gaben damit das Signal für die erneute Einführung der konstitutionellen Monarchie.

Für Maria Josepha muss der Ausbruch der Revolution schockierend gewesen sein. Von ihrer Herkunft und Erziehung her stand sie den politischen Grundsätzen eines gemäßigten Absolutismus nahe, denen ihr Onkel, König Friedrich August I., bei seiner Regierungstätigkeit folgte. Eine Veränderung des politischen Systems durch einen Militär- und Volksaufstand sowie die Einführung einer Konstitution waren diesen Maximen fremd.

Obwohl die spanischen Liberalen im Unterschied zu Frankreichs Jakobinern das Königtum nicht wirklich antasteten, waren die Revolutionsjahre von 1820 bis 1823 für die junge Königin unruhig und schwierig. Belastend war auch, dass sie nicht schwanger wurde und den großen Wunsch des Königs nach Thronerben nicht erfüllte. Da Ferdinand bereits Kinder gezeugt hatte, lag es nahe, die Ursache dafür bei Maria Josepha zu suchen. Die zu Rate gezogenen Hofärzte erklärten die ausbleibende Schwangerschaft mit dem noch jugendlichen Alter der Königin, die ja bei ihrer Hochzeit noch

- 8 Sächsisches Staatsarchiv, Staatsarchiv Leipzig, 20532 Rittergut Rötha mit Trachenaun, Nr. 1527, Brief vom 23. Oktober 1819.
- 9 Emilio La Parra: Fernando VII. Un rey deseado y detestado, Barcelona 2018, S. 395.
- 10 Cartas de la Reina Witinia a su hermana, la princesa Fernandina, Madrid 1822, S. 72 f. Die Meinung einiger spanischer Historiker, die „Cartas“ seien von Maria Josepha geschrieben worden, ist unzutreffend; zur Autorschaft vgl. Haebler (wie Anm. 1), S. 144 f.
- 11 La Parra (wie Anm. 9), S. 397.
- 12 HStA Dresden, 10026, Loc. 674/07, Berichte vom 11. Juli bis 30. September 1822.
- 13 Archivo General del Palacio Real (Madrid), Sección Reinados, Fondo Fernando VII, Caja 21, Exp. 6, Bl. 8.
- 14 Haebler (wie Anm. 1), S. 208.
- 15 Robert Waldmüller (= Édouard Duboc): Aus den Memoiren einer Fürstentochter, Dresden 1883, S. 157–173, 187–218. Das Tagebuch ist überliefert in: HStA Dresden, 10716 Haus Wettin Albertinischer Linie e. V., Nr. 480.

Ankunft der königlich-spanischen Familie in Puerto de Santa María nach der Befreiung aus liberaler „Gefangenschaft“ (Maria Josepha in weißem Kleid in der Bildmitte), Gemälde von José Aparicio, nach 1823
© Wikimedia



keine 16 Jahre zählte. Kein unwichtiges Detail war, dass Maria Josepha vermutlich keine Aufklärung über den Intimverkehr zwischen Mann und Frau erhalten hatte, und vor der Hochzeit nicht, wie es sonst üblich war, von ihrer Mutter in dieses delikate Thema eingewiesen werden konnte, denn diese war bereits 1804 verstorben. Nach einer maliziösen Schilderung des französischen Literaten Prosper Mérimée (1803–1870) wurde die Hochzeitsnacht zum Desaster, denn angeblich verließ Maria Josepha beim Anblick ihres entkleideten Ehemanns entsetzt das Schlafzimmer und musste von einer ihrer Schwägerinnen und einer Hofdame zum Vollzug der Ehe überredet werden.⁹ Auch in den folgenden Jahren fand sie offenbar wenig Gefallen an Intimkontakten mit ihrem Mann, zumal die für sie einzig sinnvolle Begründung dafür, die Zeugung von Nachwuchs, durch das Ausbleiben einer Schwangerschaft immer mehr an Gewicht verlor. Vermutlich sah sie alles Körperlich-Erotische als abstoßend und sündhaft an, was auch ihre ängstlich zurückweisende Reaktion auf eine der in Spanien populären Bolero-Vorführungen (am Abend nach ihrer Hochzeit) erklärt.¹⁰ Ihre Abneigung gegen sexuelle Handlungen steigerte sich gegen Ende ihrer Ehe so, dass Ferdinand VII. Papst Leo XII. (1760–1829) bat, seine Frau an die Erfüllung ihrer ehelichen Pflichten zu mahnen.¹¹

Die seit Anfang 1820 erlebten Konflikte, Spannungen und Enttäuschungen in politischer sowie persönlicher Hinsicht kulminierten im Sommer 1822 im Ausbruch einer schweren, von Erbrechen und Krampfanfällen begleiteten Nervenkrise.¹² In Madrid hatte sich Anfang Juli 1822 die Situation extrem zugespitzt, als nach einem Aufstand königstreuer Garden gegen die Konstitution das Schloss von verfassungstreuen Militär- und Milizeinheiten belagert und der Militärputsch schließlich niedergeschlagen wurde. Maria Josepha fürchtete ernsthaft, dass die Konstitutionellen jetzt Hand an die in den Putsch verstrickte Königsfamilie legen würden, was sich jedoch nicht bewahrheitete.¹³ Die Nervenkrise legte indessen die psychische Instabili-

lität der jungen, 18-jährigen Königin offen, die auch Anzeichen sozialer und anderer Phobien zeigte, wie etwa das Meiden von Menschenansammlungen oder die Weigerung, die in Spanien sehr beliebten Stiergefächte anzusehen.

Ende 1823, nach der gewaltsamen Niederschlagung der liberalen Revolution durch französische Interventionstruppen, brachen für Maria Josepha etwas ruhigere Zeiten an. Für ihr neues Heimatland galt das allerdings weniger, denn Spanien musste sich mit dem Zusammenbruch seines Kolonialreiches auseinandersetzen und erlebte eine Periode scharfer politischer Unterdrückung. Viele Liberale mussten das Land verlassen, viele wurden Opfer von Misshandlung und Verfolgung, nicht wenige fanden den Tod. Die politische Verantwortung für diese aus Sicht des aufgeklärten Europas unwürdigen und kontraproduktiven Vorgänge trug Ferdinand VII. Nach Meinung der spanischen Ultrakonservativen handelte der König aber noch viel zu milde, denn er weigerte sich, die Inquisition wieder einzuführen, und berief einige gemäßigt konservative Minister in die Regierung. Das Lager um den König brach auseinander, und die Ultrareaktionäre scharten sich um Ferdinands Bruder Carlos und forderten, dass Ferdinand diesem den Thron überlassen sollte. Dabei erwies sich als besonders fatal, dass Carlos auf eine gesicherte Thronfolge verweisen konnte, während die Versuche von Ferdinand und seiner Frau Nachwuchs zu zeugen, trotz regelmäßiger Besuche der zu diesem Zweck ärztlich empfohlenen Badeorte Sacedón und Solán de Cabras nicht zum gewünschten Ergebnis führten.

Unter diesen Umständen verwundert nicht, dass Maria Josephas Stimmung auch nach dem Ende der Revolution melancholisch blieb.¹⁴ Immerhin sorgte 1824/25 der Besuch ihres Vaters und ihrer Schwester Amalie (1794–1870) für Aufmunterung. Am 3. Dezember 1824 trafen Prinz Maximilian und Amalie mit Maria Josepha zusammen, und Vater und Tochter lagen sich nach fünf Jahren Trennung in den Armen. Was die beiden fürstlichen Besucher aus Dresden in Spanien erlebten, lässt sich großenteils den Eintragungen entnehmen, die Amalie ihrem Reisetagebuch anvertraute.¹⁵ Dabei erstaunt allerdings, dass Maria Josepha und deren Rolle am Hof so gut wie unerwähnt bleiben. Das Fehlen dieser Informationen ist bedauerlich, weil die gemäßigte Partei am Hof den Aufenthalt Prinz Maximilians nutzen wollte, um ihre Position im Kampf mit den Ultraabsolutisten zu stärken und besonders auch die junge Königin auf ihre Seite zu ziehen. Auf entsprechende Vorstöße ging Maria Josepha allerdings nicht ein, sondern hielt an ihrem Grundsatz fest, sich in die Regierungsgeschäfte nicht einzumischen.¹⁶

Als Prinz Maximilian mit Amalie Ende April 1825 nach Sachsen zurückreiste, fiel Maria Josepha der Abschied sehr schwer. Bei der großen Entfernung zwischen Madrid und Dresden und dem bereits fortgeschrittenen Alter ihres Vaters dürften beide geahnt haben, dass diese Begegnung die letzte war.

Der für Maria Josepha so wichtige Gedankenaustausch mit ihrem Vater erfolgte nun wieder brieflich.

In den (leider nur 17 erhaltenen) Briefen¹⁷ redete sie Maximilian liebevoll mit „Liebstes Papachen“ an, siezte ihn nach damals üblicher Sitte und unterzeichnete mit „Ihr Kind“. Sie berichtete von ihren Trennungsjahren, als Ferdinand im Jahr 1827 nach Katalonien reisen musste, um die dort zugunsten einer Thronbesteigung seines Bruders ausgebrochenen Unruhen zu dämpfen. Zugleich erwähnte sie nervliche Erregungszustände und eine Phobie vor ausbrechendem Feuer, die sie bei Übernachtungen in ihr unbekanntem Häusern befahl. Als sie nach Valencia zu ihrem Mann reiste, der mit ihr anschließend in das befriedete Katalonien fuhr, reduzierten sich ihre Ängste; dafür behagten ihr nun die vielen Treffen mit Würdenträgern und Unternehmern vor Ort sowie die Besuche von Sehenswürdigkeiten als „Herumgerenne“ nicht: Die damals 23-Jährige schätzte mithin ein zurückgezogenes Leben mit ruhigen und vorhersehbaren Abläufen. Ihrer Schwester Amalie vertraute sie einmal brieflich an, dass sie sich zu Hause am wohlsten fühle, und an Stelle von Theater, Tanz und anderen „Narrenposen“ einen Spaziergang an einem einsamen Ort mit vertrauten Personen und ohne Etikette vorziehe.¹⁸

In der selbstgewählten Zurückgezogenheit befasste sich Maria Josepha längere Zeit auch mit literarischen Arbeiten. Bereits als Kind hatte sie Verse verfasst und darin beachtliche Fähigkeiten gezeigt.¹⁹ Nach 1819 entstanden zahlreiche Gedichte auf Spanisch, oft mit religiösen, nicht selten aber auch politischen Inhalten, was zeigt, dass sie eine politisch durchaus interessierte Person war. Ihr umfangreichstes Werk, ein rund 7.000-zeiliges Heldengedicht auf den mittelalterlichen König Ferdinand III. von Kastilien, stellte sie 1826 fertig.²⁰

Zugleich las Maria Josepha gern und ließ sich Bücher aus Deutschland zusenden. In ihrem Nachlass befanden sich mehrere Werke von Friedrich Schiller und Theodor Körner sowie eine Ausgabe der berühmten Gedichte von Ossian.²¹

Ihr stilles und geregelt Dasein mag Maria Josepha einigermaßen ruhig- und zufriedengestellt haben, zumal es zwischen ihr und ihrem Mann an Vertrautheit und freundlichem Umgang nicht fehlte und sie den Gang ihres Lebens letztlich auf das nicht beeinflussbare Wirken der göttlichen Vorsehung zurückführte. Und dennoch: die Tatsache, dass sie ihrem Mann die gewünschten Nachkommen nicht schenken und die in sie gesetzten Erwartungen nicht erfüllen konnte, muss sie innerlich tief frustriert haben. Vielleicht weil ihr die eigene Familiengründung versagt blieb, verstärkte sich die Sehnsucht nach ihrem Vater und ihren Geschwistern. Noch wenige Wochen vor ihrem Tod beklagte sie die nur geringe Wahrscheinlichkeit eines Wiedersehens; und selbst in ihren letzten Momenten soll sie nicht aufgehört haben, von ihrem geliebten Bruder Johann und seiner erhofften Reise nach Spanien zu reden.

Dieses Verlangen ist sicher auch ein Hinweis darauf, dass Maria Josepha in der spanischen Königs-

familie nicht wirklich heimisch wurde. Ab Mitte der 1820er Jahre traten in dieser durch die auf die Inthronisierung von Ferdinands Bruder Carlos gerichteten Bestrebungen zudem starke Spannungen auf, wobei für Ferdinand und Maria Josepha sogar die Gefahr bestand, durch eine Verschwörung oder Palastintrige aus dem Weg geräumt zu werden.²² Möglicherweise haben all diese Frustrationen und Stressfaktoren auf Dauer so zusammengewirkt, dass Maria Josephas Gesundheit immer mehr untergraben wurde. Ein um 1828 entstandenes Bildnis, das sie offenbar in ihrem letzten Lebensjahr darstellt, zeigt Müdigkeit und Resignation.

Körperlich war Maria Josepha seit 1819 kaum krank gewesen, und auch die im Sommer 1822 aufgetretene depressive Störung hatte offenbar keine bleibenden Folgen hinterlassen. Im Jahr 1829 stellten sich allerdings ernsthafte gesundheitliche Probleme ein: Anfang Januar brach eine starke Halsentzündung aus, mit hohem Fieber, Unruhezuständen und Schlafstörungen. Um welche Art von Erkrankung es sich handelte, wissen wir heute ebenso wenig wie die Ärzte damals, die den Hals der Königin mit 24 Blutegeln und einer spanischen Fliege²³ traktierten. Ihr Zustand verbesserte sich darauf hin, und Anfang Februar galt sie als vollständig wiederhergestellt.

Die Erleichterung darüber war allerdings verfrüht, denn Ende April wurde die Königin erneut krank. Sie litt unter Kopfschmerzen, Fieber und starkem Husten, so dass eine Lungenentzündung diagnostiziert wurde. Nach einigen Tagen klang der Husten ab, dafür blieben hohes Fieber und ein starker Druck in der Brust bestehen, der Atembeschwerden



16 María José Rubio: *Reinas de España. Siglos XVIII-XXI*, de María Luisa Gabriela de Saboya a Letizia Ortiz, Madrid 2009, S. 463.

17 HStA Dresden, 12459 Fürstennachlass Maximilian, Prinz von Sachsen, Nr. 15.

18 Waldmüller (wie Anm. 15), S. 176.

19 Neuer Nekrolog der Deutschen 7 (1829), Ilmenau 1831, S. 436.

20 Haebler (wie Anm. 1), S. 222.

21 HStA Dresden, 10026 Geheimen Kabinetts, Loc. 674/8, Bl. 107-109.

22 Rubio (wie Anm. 16), S. 467.

23 Starkes Reizgift aus zerriebenen Käfern der Art *Lytta vesicatoria*.

Titelseite des Poems „Vida de San Fernando“, 1826 © HStA Dresden Sächsisches Staatsarchiv, Hauptstaatsarchiv Dresden

Königin Maria Josepha von Spanien, Gemälde von Vicente López Portaña, um 1828
© Wikimedia



24 Allgemeine Zeitung, 2. Mai 1829, S. 485, 12. Juni 1829, S. 649.

25 Rubio (wie Anm. 16), S. 466.

26 La Parra (wie Anm. 9), S. 396.

verursachte. Die Königin fiel mehrmals in Ohnmacht und begann wirr zu reden, so dass man sich ab dem 8. Mai ernsthaft Sorgen um sie machte. Mit dem erneuten Anlegen von Blutegeln und einer spanischen Fliege sowie dem Verabreichen von Senfpflastern und Chinin hoffte man, ihren Zustand zu verbessern, doch die Kräfte schwanden mehr und mehr, so dass sie am 16. Mai die letzte Ölung empfing und am 17. Mai 1829, kurz vor zwei Uhr morgens, starb.

An welcher Krankheit Maria Josepha eigentlich litt, ist unbekannt. Die Ärzte nahmen Symptome wie Husten, Fieber, Atembeschwerden und Delirium wahr, konnten beim damaligen Stand der Medizin aber keine eigentliche Ursache diagnostizieren. Dass die Königin ihrem Leiden so schnell erlag, dass sie nicht genügend Abwehrkräfte mobilisieren konnte – und vielleicht auch nicht wollte – mag auch daran gelegen haben, dass sie in ihrem Leben keinen rechten Sinn mehr sah. War es denn, da ihre Unfruchtbarkeit erwiesen schien, nicht sogar ihre letzte Pflicht, von der Bühne abzutreten und Platz für eine fruchtbarere Nachfolgerin zu machen? In diese Richtung zielten in der zeitgenössischen Presse kolportierte Gerüchte, wonach die Königin ihrem Mann empfohlen habe, sich erneut zu verheiraten und mit einer anderen Frau die ersehnten Kinder zu zeugen, und dass sie sich im Falle einer Wiedergenesung dauerhaft in ein Kloster zurückziehen werde.²⁴ Ferdinand war über die schwere Erkrankung seiner Frau bestürzt und betrauerte ihren Tod aufrichtig. Mit ihrer bedingungslosen Fügsamkeit und ihrer Weigerung, sich in die Regierungsgeschäfte ihres Ehemanns und in die Palastintrigen einzumischen, war sie eigentlich eine ideale Partnerin gewesen, hätte es da nicht das Problem der Thronfolge gegeben. Genau diese war aber von großer politischer Bedeutung, weil die Ultraabsolutisten – wie bereits erwähnt – Ferdinands mit Söhnen bereits mehrfach gesegneten Bruder Carlos auf den Thron bringen wollten. So ließen der spanischen König und seine

politischen Berater nur eine kurze Trauerzeit vergehen und streckten die Heiratsfühler erneut aus: Sieben Monate nach Maria Josephas Tod heiratete Ferdinand seine Nichte Maria Christina von Neapel-Sizilien (1806–1878), die ihm zehn Monate später eine erste und im Januar 1832 eine zweite Tochter gebar. Damit kann als sicher gelten, dass die Kinderlosigkeit Maria Josephas nicht mit einer etwaigen Zeugungsunfähigkeit ihres Mannes zusammenhing, sondern mit ihrer eigenen Unfruchtbarkeit.

Lässt sich diese Unfruchtbarkeit abschließend als Metapher für die gesamte Lebensbilanz von Maria Josepha verwenden? Eine nüchterne Prüfung muss tatsächlich zu dem Resultat kommen, dass von ihrem zehnjährigen Leben als spanische Königin nicht viel Nennenswertes geblieben ist. Im Unterschied zu den ersten beiden Frauen Ferdinands und selbst zu ihren beiden Schwägerinnen in Madrid hat sie keine politische Rolle spielen wollen und sich auch nicht um die Gründung oder Entwicklung einer Kulturstiftung verdient gemacht. Selbst ihre karitative Arbeit (sie unterstützte Einrichtungen für Kinder, Kranke und Blinde) bewegte sich in einem recht überschaubaren Rahmen.²⁵ In Spanien ist Maria Josepha als schüchterne, überfromme und triste Königin in Erinnerung geblieben²⁶, wobei in diese letztlich negative Bewertung auch einfließt, dass ihr Mann Ferdinand in der Landesgeschichte eine eher unrühmliche Rolle gespielt hat.

Zugleich kann das Scheitern Maria Josephas aber auch als eine Art kulturelle Inkompatibilität bzw. als Systemfehler hochadliger Heiraten gewertet werden. Ihr Charakter war von genau jener monotonen Frömmigkeit, Pflichterfüllung und Regelmäßigkeit bestimmt, die das Dresdner Hofleben unter König Friedrich August I. so sehr prägten. Dazu gehörte auch die von ihrem Vater und ihrem Onkel Anton vorgelebte Abstinenz von jeglicher Regierungstätigkeit. An einem deutschen oder mitteleuropäischen Hof wäre Maria Josepha mit diesen Charakterzügen und Prinzipien wohl nicht weiter aufgefallen; ihre Tragik bestand darin, dass sie nach Madrid verheiratet wurde, wo ihr Ethos frommer, bescheidener Pflichterfüllung mit dem unruhigen und sprunghaften, von Machtkämpfen und Intrigen gekennzeichneten politischen und Hofleben kollidierte und am Ende daran zerbrach. Die von den frustrierenden Verhältnissen ausgelösten Spannungen und Ängste, für die Maria Josepha aufgrund genetischer und erzieherischer Disposition empfänglich war, versuchte sie durch intensive Religiosität, den Rückzug in die Poesie und ein bedingungsloses Anschließen an ihren Mann zu kontrollieren. Doch lässt ihr frühes Ende Zweifel daran aufkommen, ob das tatsächlich eine persönlich befriedigende und psychisch befreiende Lösung war oder ob ihr Onkel und ihr Vater im Mai 1819 nicht besser daran getan hätten, der Werbung Ferdinands VII. mit einer höflichen Absage zu begegnen und Maria Josepha vor einem Dasein als Königin Spaniens zu bewahren, für das sie charakterlich, emotional und mit Blick auf den fehlenden Nachwuchs wohl auch körperlich nicht geeignet war.

Autor

Dr. Jörg Ludwig
Sächsisches Staatsarchiv
Hauptstaatsarchiv Dresden
Archivstraße 14
01097 Dresden



Das Vorwerk Podemus und seine Besitzer

Matthias Donath

„Vorwerk Podemus“ ist heute ein Markenzeichen für hochwertige ökologische Lebensmittel. Der Landwirtschaftsbetrieb am Stadtrand Dresdens, hervorgegangen aus einem Bauernhof mit langer Geschichte, hat sich ganz dem ökologischen Landbau verschrieben. Die Lebensmittel werden nicht nur im eigenen Hofladen verkauft, sondern auch in eigenen Biomärkten in Dresden, Radebeul, Bautzen und Pirna. Eine Besonderheit des Vorwerks Podemus ist ferner, dass sich die Reihe der Besitzer nahezu lückenlos bis ins 14. Jahrhundert zurückverfolgen lässt. Auf Bitten von Dr. Manfred Probst untersuchte der Verfasser den historischen Hintergrund des Hofes. Die Bearbeitung erfolgte durch Auswertung veröffentlichter Quellen und durch eine gezielte Recherche im Hauptstaatsarchiv Dresden.

Die Geschichte des Vorwerks Podemus war bisher noch nicht wissenschaftlich aufgearbeitet worden. Auch zur Ortsgeschichte von Podemus liegen keine relevanten Veröffentlichungen vor. Die einzige Ausnahme bildet der Abschnitt „Podemus“ in der „Geschichte des Zschoner Grundes bis zur Ablösung aller Fronen“ von Alwin Bergmann, veröffentlicht 1902 und als Reprint 2003.¹ Ausgewertet sind dort die Urkunden im Urkundenbuch des Hochstifts Meißen² sowie anderer Quellenwerke aus den Jahren von 1378 bis 1438. Die Jahre nach 1438 sind bisher nicht erforscht oder behandelt worden.

Ein wichtiges Dokument zur Geschichte des Dorfes ist das Gerichtsbuch von Podemus, angelegt 1579/90 von Richter Philipp Pietzsch, mit Eintragungen bis 1654.³ Hervorzugeben sind ferner ein

Vorwerk Podemus, Luftaufnahme, im Hintergrund das Elbtal
© Vorwerk Podemus

1 Alwin Bergmann: Geschichte des Zschoner Grundes bis zur Ablösung aller Fronen, Dresden 1902. Entgegen dem Titel des Buches wird die Ortsgeschichte von Podemus (S. 35-37) nicht bis zur Ablösung aller Fronen, sondern nur bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts behandelt.

- 2 Ernst Gotthelf Gersdorf (Hrsg.): Urkundenbuch des Hochstifts Meißen (Codex diplomaticus Saxoniae regiae, 2. Haupttheil, Bd. 1-3), Leipzig 1864-1871.
- 3 HStA Dresden, 12613 Gerichtsbücher, GB AG Meißen Nr. 368.
- 4 HStA Dresden, 10047 Amt Dresden, Nr. 5323: Individual-Grund-Ertrags-Register von Dorfe Podemus de anno 1835.
- 5 HStA Dresden, 10804 Katasteramt Dresden, Nr. 213.
- 6 HStA Dresden, 10084 Appellationsgericht, Nr. 13451.
- 7 Güter-Adreßbuch für das Königreich Sachsen (Niekammer's Güter-Adreßbücher 9), Leipzig 1910, S. 96 f.
- 8 CDS II, 2, Nr. 786.
- 9 CDS II, 2, Nr. 794.

Zinsregister des Jahres 1835, das kurz vor der Ablösung der in Geldwerte umgerechneten Dienste erstellt wurde⁴, sowie das Flurbuch von Podemus, welches am 22. Dezember 1882 in Kraft trat.⁵ Ältere Zinsregister sind nach bisherigem Kenntnisstand nicht erhalten geblieben. Das wohl um 1720 erstellte Zinsregister des Dorfes „Boderitz“, welches die Bearbeiter im Hauptstaatsarchiv dem Dorf Podemus zuordneten, bezieht sich auf Boderitz bei Bannewitz südlich von Dresden.⁶

Das Dorf Podemus

Das Dorf Podemus liegt 8 Kilometer westlich des Stadtzentrums von Dresden und gehört heute zur Landeshauptstadt Dresden. Die Fluren gehören zum Meißner Hochland und liegen oberhalb des Dresdner Elbtalkessels. Benachbart sind die Gemarkungen Brabschütz, Alt-Leuteritz, Merbitz, Ockerwitz, Pennrich, Steinbach und Roitzsch. Podemus gehört zur Pfarchie Briesnitz.

Die Schreibung des Ortsnamens wechselte. Die ältesten Belege sind Podemiz (1350), Pademis (1378) und Podemuz (1405). Spätere Schreibweisen waren Bodewiß, Bodmuß, Bodemicz, Bodemitz, Bodnitz, Podnitz und Podemus. In der ersten kursächsischen Landesaufnahme, die ab 1586 durch Matthäus Oeder durchgeführt wurde, erscheint das Dorf unter dem Namen „Bodems“. Podemus war ein Bauerndorf. Die Einteilung der Flur lässt sich nach dem Zinsregister von 1835 gut nachvollziehen. Die Flur teilte sich in 11 ½ Hufen. Der größte Hof, heute als „Vorwerk Podemus“ bezeichnet, umfasste 2 7/8 Hufen und nahm damit genau 25 Prozent der Gemarkung ein. Gemäß Niekammer's Güteradressbuch von 1910 gehörten zu diesem Hof insgesamt 61 Hektar.⁷ Es ist aber

schwierig, daraus abzuleiten, dass eine Hufe in Podemus rund 20 Hektar gemessen hätte, weil wir nicht wissen, welche Besitzver- und -zukäufe bis 1910 vollzogen worden sind. So ging das sogenannte Beigut, der frühere Hof der Familie Schirmer, an Familie Probst über. Der nächstgroße Hof umfasste 1 ¾ Hufen. Es folgten weitere Bauerngüter mit 1 ½ bis ½ Hufen. 1551 waren es acht Bauern, durch Hofteilung hatte sich die Zahl 1764 auf 10 Bauern und zwei Häusler erhöht. Die Einwohnerzahlen blieben das gesamte 19. und frühe 20. Jahrhundert stabil. Waren es 1834 125 Einwohner, 1871 140 Einwohner, 1890 122 Einwohner und 1910 164 Einwohner, so sank die Zahl 1939 wieder auf 140 Einwohner herab.

Der heute als „Vorwerk Podemus“ bekannte Hof war eines dieser Bauerngüter. Mit diesem Hof waren keine herrschaftlichen Rechte verbunden. Der Hof war zwar größer als die anderen, aber nicht so groß, dass er das Bauerndorf dominiert hätte. Nach den Zahlen von 1835 lasteten auf diesem Hof rund 25 Prozent aller Dienste und Zahlungen, die die Einwohner des Ortes zu erbringen hatten. Das entspricht exakt dem Anteil an der Gesamthufenzahl. Zu erbringen waren 25 Taler, 2 Groschen und 9 Pfennige Hufengeld (von 100 Talern und 15 Groschen), 12 Taler, 22 Groschen und 6 Pfennige für Spanndienste (von 51 Talern und 18 Groschen), 1 Taler und 6 Groschen für Handdienste sowie 13 Groschen und 5 Pfennige Schnitffuhrengeld. Das Dorf hatte einen Mahlzwang über 154 Scheffel Getreide bei der Hofmühle Plauen. Davon waren vom größten Hof 38 Scheffel, also 24,7 Prozent, zu erbringen. Umgekehrt bedeuten diese Zahlen, dass die anderen Bauern rund 75 Prozent der Fronen und Dienste zu leisten hatten. In einem Rittergutsdorf hätten die Anteile ganz anders ausgesehen. Der Anteil des Ritterguts an der Dorfflur wäre höher gewesen, und natürlich hätte ein Rittergut keine Fronen und Angaben leisten müssen. Dennoch dürfte im „Vorwerk Podemus“ ursprünglich der alte Herrnsitz zu suchen sein, wie weiter unten gezeigt wird.

Bei der Recherche ließ sich keine Kontinuität des Begriffes „Vorwerk Podemus“ nachweisen. Der Begriff erscheint erstmals in der Urkunde von 1405, wo vom „dorffe und vorwerge czu Podemuz in der pflege zu Dresden“ die Rede ist.⁸ 1406 wird abermals vom „forwerge czu Podemos“ gesprochen.⁹ Damals ging dieser Hof an die Brüder Nickel und Christian Pietzsch über. Dass der heutige Hof Probst mit dem damaligen Vorwerk identisch ist, ergibt sich allein daraus, dass die Familie Pietzsch bis zum ersten Drittel des 16. Jahrhunderts in Podemus blieb und den größten Hof der Dorfflur bewirtschaftete. Der Hof wurde allerdings in den Akten des 16. bis 19. Jahrhunderts nie mehr als „Vorwerk“ bezeichnet, sondern stets – vom 16. Jahrhundert bis zur Aufhebung der Hufeneinteilung um 1840 – „2 7/8-Hufengut“. Eine besondere Bezeichnung oder andere namentliche Hervorhebung ist nicht nachzuweisen. Die weitere Besitzerfolge nach 1840 ist wiederum allein durch die Hofgröße bzw. ab 1882 durch die Grundbucheinträge im Flurbuch nachzuvollziehen.



Flurplan von Podemus, um 1900. Der als „Werner's Gut“ bezeichnete Dreiseithof mit der Nummer 2, der größte Hof des Ortes, ist mit dem Vorwerk Podemus identisch.

Zu vermuten ist, dass der größte Hof der Dorfflur auf einen älteren Herrnsitz zurückgeht. Die älteste Erwähnung des Ortes beruht auf einem Eintrag im Lehnbuch Markgraf Friedrichs des Strengen von 1349/50. Zum Dorf Pratzschwitz ist als Besitzer ein „Luczman de Podemiz“ vermerkt.¹⁰ Es ist davon auszugehen, dass sich dieser Niederadlige nach dem Stammsitz der Familie nannte und dass es sich dabei um Podemus gehandelt hat. Dieser „Luczman de Podemiz“ ist aber bisher das einzige bekannte Mitglied dieses Adelsgeschlecht. Daher kann man nur vermuten, dass es in Podemus ehemals einen Herrnsitz gab, der aber im 14. Jahrhundert bereits aufgegeben war. Im Lehnbuch Friedrichs des Strengen fehlt der Ort Podemus ganz, und im Einkünfteregister der Markgrafen von Meißen aus dem Jahr 1378 ist für Podemus kein adliger Grundherr eingetragen.¹¹

Der Begriff „Vorwerk“, der 1405 und 1406 belegt ist, ist allerdings selbst ein starkes Indiz für die oben genannte These. Denn das deutsche Wort „Vorwerk“ bedeutete damals ungefähr „Wirtschaftshof eines Herrnsitzes“. Erst später, im 18. und 19. Jahrhundert, vollzog sich ein Begriffswandel, der dazu führte, dass Vorwerk in der Neuzeit als „Nebengut eines größeren landwirtschaftlichen Besitzes“ angesehen wurde. Heute ist diese Bezeichnung aus dem aktiven Sprachgebrauch verschwunden. Die ursprüngliche zeitgenössische Bedeutung des 15. Jahrhunderts könnte darauf hindeuten, dass es sich zu diesem Zeitpunkt eben nicht mehr um einen selbständigen Herrnsitz bzw. ein sich allmählich herausbildendes Rittergut gehandelt hat, sondern das Gut mittlerweile zum Wirtschaftshof eines anderen Grundherrn herabgesunken war.

Da der Begriff „Vorwerk“ über Jahrhunderte nicht verwendet wurde, muss er später wieder eingeführt worden sein. Wahrscheinlich war es August Probst, der den Begriff um 1920 wieder einführte. Das Wissen um diesen Begriff konnte er Alwin Bergmanns „Geschichte des Zschoner Grundes“ entnehmen, die 1902 erschienen war und die Quellenbelege des 15. Jahrhunderts vor Ort bekannt gemacht hatte. Der bislang früheste Beleg ist die Eintragung des Hofes als „V.“ (= Vorwerk) in Niekammers Güteradressbuch von 1925.¹² In den vorhergehenden Ausgaben des Güteradressbuches von 1910 und 1920 ist der Hof nur als „Gut“ gekennzeichnet. Das bedeutet, dass August Probst zwischen 1920 und 1925 den zuletzt 1406 bezeugten Namen „Vorwerk“ wieder aufnahm. Das Vorwerk Podemus ist demnach anders zu bewerten als andere Vorwerke, die diesen Namen kontinuierlich über Jahrhunderte führten, wie etwa das Kleine und das Große Vorwerk in Dresden-Briesnitz.

Landesherrschaft und Grundherrschaft

Die Bauern in Podemus unterstanden übergeordneten Herrschaftsinstanzen. Dabei ist zwischen der Landesherrschaft und der Grundherrschaft zu unterscheiden. Der Landesherr war der Inha-

ber der Landeshoheit über ein Territorium, in dem er die höchste Herrschaftsgewalt ausübte. Dieser konnte das Land als Lehen an untergeordnete Grundherren übergeben. Der Grundherr übte die Grundherrschaft aus, was in der Regel mit Verwaltungsaufgaben und der Ausübung der Gerichtsbarkeit verbunden war. Die Abgaben der Bauern fielen dem Grundherrn zu, der wiederum in einem Lehnrechtsverhältnis mit dem Landesherrn stand.

Das Dorf Podemus war, soweit die Urkunden zurückreichen, Teil der Landesherrschaft der Markgrafen von Meißen, der späteren Herzöge, Kurfürsten und Könige von Sachsen aus dem Haus Wettin. Eine Landeshoheit der Bischöfe von Meißen lässt sich nicht nachweisen. Podemus war nie Teil des Hochstifts Meißen, was auch auf das als Vorwerk bezeichnete Gut zu beziehen ist.¹³ Podemus stand nach dem Einnahmeverzeichnis der Markgrafen von Meißen aus dem Jahr 1378 im Eigentum der Markgrafen, die bestimmte Getreideabgaben erhielten.¹⁴ 1405 wird ausdrücklich gesagt, dass Dorf und Vorwerk Podemus „in der pflege czu Dresden“ liegen, also im Amt Dresden des Markgrafen Wilhelms I. von Meißen.¹⁵ Aus dieser wie aus den weiteren Urkunden geht hervor, dass die Markgrafen von Meißen und späteren Kurfürsten von Sachsen die Lehnshoheit ausübten, weshalb sie auch die Wechsel in der Grundherrschaft beurkundeten. Die Landesherrschaft blieb vom Mittelalter bis zur Neuzeit unverändert bei den wettinischen Landesfürsten. Die Grundherrschaft wechselte hingegen. Der älteste Beleg nennt zu 1349/50 besagten „Luczman de Podemiz“. Möglicherweise reichte ein Siedelzug der Burggrafen von Dohna, die die alte Offenlandschaft im und um das Dresdner Elbtal – den sogenannten Gau Nisan – übertragen bekommen hatten, entlang des Zschonerbaches bis nach Podemus. Für eine vormalige Zugehörigkeit der Grundherren zur Klientel der Burggrafen von Dohna spricht der Nachweis eines „Bernhard von Sorsen“ zum Jahr 1405. Bei ihm handelt es sich um ein Mitglied der Familie von Sürßen. Sürßen ist heute ein Ortsteil von Dohna. Mitglieder der Familie von Sürßen sind bereits seit 1289 in relativ dichter Folge urkundlich bezeugt. Sie gehörten unstreitig zur Klientel der Burggrafen von Dohna und übten z. B. als Kastellane zeitweilig hohe Ämter aus. Bereits 1350 erscheint im Lehnbuch Markgraf Friedrichs des Strengen ein Bernhard von Sürßen („Bernhardus de Sursen“). Es ist jedoch fraglich, ob jener mit dem 55 Jahre später in Podemus nachgewiesenen gleichnamigen Bernhard von Sürßen identisch ist.¹⁶

Ebenso ist dessen Vasallität unklar, denn mittlerweile hatte sich die alte Burggrafenfamilie von Dohna in der Dohnaischen Fehde mit Markgraf Wilhelm von Meißen nahezu vollständig aufgerieben, so dass Bernhard von Sürßen auch in die Vasallität des Markgrafen gewechselt sein kann. Er verkaufte jedenfalls Dorf und Vorwerk zu Podemus an den Weihbischof Nikolaus von Catho-

10 Woldemar Lippert/Hans Beschorner: Das Lehnbuch Friedrichs des Strengen Markgrafen von Meißen und Landgrafen von Thüringen 1349/50, Leipzig 1903, S. 40. Nr. 36: „Item Hans Luczman de Podemiz habet 6 ½ marcas reddituum in villa Prautschicz.“

11 Hans Beschorner: Registrum dominorum marchionum Misnensium. Verzeichnis der den Landgrafen in Thüringen und Markgrafen zu Meißen jährlich in den wettinischen Landen zustehenden Einkünfte 1378. Bd. 1, Leipzig/Berlin 1933, S. 260: „Pademis Walpurgis 1 sexagenam, Item Michaelis 2 sexagenas Item 8 modios siliginis et tantum avene.“

12 Niekammer's Landwirtschaftliche Güter-Adreßbücher. Bd. IX. Freistaat Sachsen, Leipzig 1925, S. 170-171.

13 Zur Landesherrschaft der Bischöfe von Meißen vgl. zuletzt Uwe Ulrich Jäschke/Matthias Donath: Das Hochstift Meißen vor der Reformation, in: Sächsische Heimatblätter 64 (2018), Heft 4, S. 400-403 (mit Karte).

14 Vgl. Anm. 11.

15 CDS II, 2, Nr. 786.

16 Die Information dieser Zusammenhänge verdanke ich Dr. Lars-Arne Dannenberg, wofür ich mich herzlich bedanke.

- 17 Zu Weihbischof Nikolaus vgl. Matthias Donath: Weihbischöfe im Bistum Meißen, in: *Ecclesia Misnensis* 2001, S. 104 f.
- 18 CDS II, 2, Nr. 786.
- 19 CDS II, 2, Nr. 794.
- 20 CDS II, 2, Nr. 798.
- 21 CDS II, 3, Nr. 911.
- 22 Gemeint ist nicht ein Diener im heutigen Verständnis, sondern ein Hofmitglied.
- 23 Zu ihm vgl. Matthias Donath (Hrsg.): *Die Grabmonumente im Dom zu Meißen*, Leipzig 2004, S. 295-297.
- 24 CDS II, 3, Nr. 912 und 913.
- 25 CDS II, 3, Nr. 914.
- 26 Wie Anm. 22.
- 27 CDS II, 3, Nr. 946.
- 28 Bis heute fehlt eine Geschichte des Prokuratoramts Meißen. Die Angaben in Karlheinz Blaschke/Uwe Ulrich Jäschke: *Kursächsischer Ämteratlas 1790*, Chemnitz 2009, S. 48 sind unpräzise und fehlerhaft.

sia¹⁷, was Markgraf Wilhelm I. von Meißen am 8. September 1405 beurkundete.¹⁸ Der Markgraf erlaubte dem Weihbischof zugleich, das Vorwerk mit einem Jahreszins von 6 Schock Groschen „vererben“ zu dürfen. Damit ist ein Weiterverkauf gemeint. Dieser Weiterverkauf erfolgte bereits im nächsten Jahr, denn am 1. April 1406 vergab der Weihbischof das Vorwerk in Podemus gegen einen jährlichen Erbzins an „Nickele Peczen, synem bruder Kyrstan vnd allen eren erben“.¹⁹ Spätestens zu diesem Zeitpunkt endete der herrschaftliche Charakter des Gutes, und es sank zu einem Bauerngut ohne besondere Vorrechte herab. Künftig ging es besitzrechtlich den gleichen Weg wie die übrigen Bauernhöfe des Dorfes. Mit dem Erwerb durch Nickel und Christian Pietzsch begann zugleich die Besitzerfolge der Bauernfamilie Pietzsch in Podemus, die bis 1634 reichte.

Der Weihbischof blieb aber Grundherr. Am 17. Januar 1408 bestätigten die Markgrafen Friedrich IV. (der Streitbare) und Wilhelm II. von Meißen als Nachfolger ihres verstorbenen Onkels Wilhelms I. dem Weihbischof Nikolaus das Lehen über „daz dorf Podemus“.²⁰ Beim Tod des Bischofs sollte Podemus jedoch wieder an die Markgrafen zurückfallen. Am 12. Dezember 1411 erneuerte Markgraf Friedrich IV., der spätere Kurfürst von Sachsen, diese Belehnung auf Lebenszeit. Als Weihbischof Nikolaus im September 1421 starb, fiel Podemus als erledigtes Lehen zurück. Am 5. Oktober 1423 nahm „Friderich von gotes gnaden landgraue in Doringen, marcgraue zcu Misen“ eine erneute Belehnung vor.²¹ Der Bearbeiter des Urkundenbuchs sah hierin Friedrich IV. den Friedfertigen (vor 1384–1440), Landgrafen von Thüringen, was sich dadurch bestätigen lässt, dass der in der Urkunde genannten Heinrich von Lichtenhain der Hofmeister seiner Gemahlin Anna Gräfin von Schwarzburg war. Zu fragen ist aber, wieso Friedrich der Friedfertige die Lehnsheerheit ausübte, obwohl das Gebiet um Dresden zum Herrschaftsbezirk Markgraf Friedrichs IV. von Meißen gehörte. Die Urkunde besagt, dass Friedrich der Friedfertige – wohl 1421 oder 1422 – den Hofmeister seiner Gemahlin, Heinrich von Lichtenhain („Heinrichen von Lichtenhayn“), und seinen Hofdiener²² Friedrich Stange („Fritzchen Stangen“), beide Mitglieder von Adelsfamilien des wettinischen Herrschaftsbereichs, mit Podemus belehnt habe. Jedoch war Heinrich von Lichtenhain gestorben, und seine Erben sowie Friedrich Stange verkauften „das dorff Podomußs“ an die Meißner Domherren Hartung von Kapell und Stephan Moyr²³. Aus der Urkunde geht hervor, dass zur Grundherrschaft die obere und die niedere Gerichtsbarkeit gehörten („mit allen sinen gerichtten ober hals vnd ober hand obersten und nydersten“). Der Kaufvertrag wurde am gleichen Tag beurkundet.²⁴ Am 21. Dezember 1423 bestätigten Boso Vitzthum, Landvogt von Meißen, sowie der Dresdner Stadtschreiber Nikolaus Türmann, dass die beiden Domherren den Kaufpreis vollständig bezahlt haben und die vormaligen Eigentümer befriedigt sind.²⁵

Domherr Stephan Moyr verstarb im Jahr 1427, wie die Inschrift seiner Grabplatte im Meißner Dom nachweist.²⁶ Damit war der Umgang mit dem halben Dorf Podemus zu regeln, über das er die Grundherrschaft innegehabt hatte. Die Testamentsvollstrecker – Bischof Johann IV. Hofmann sowie die Meißner Domherren Walter von Köckritz und Lampert von Seehausen – legten am 18. Oktober 1432 die Verteilung der Einkünfte nieder.²⁷ Demnach waren die Einnahmen für bestimmte Aufgaben im Dom zu Meißen und in der Kollegiatstiftskirche (Dom) St. Marien zu Wurzen zu verwenden. Sie wurden zur Ausstattung der Vikarie des Andreas von Sagan, zur Ausbesserung und Neuanschaffung von Chorhemden, zur Reinigung der Fenster in der Fastenzeit, zur Ausstattung der Marienkapelle im Meißner Dom sowie zur Unterhaltung eines Ewigen Lichts im Wurzener Dom bestimmt. Die Aufsicht über die Einnahmen sowie die Gerichtsbarkeit in Podemus übertrugen die Testamentsvollstrecker dem Subcustos. Dabei handelte es sich um einen Vikar, der als Vertreter des Custos die Finanzverwaltung über einen Großteil der Einnahmen und Ausgaben des Meißner Domkapitels wahrnahm. Wann Domherr Hartung von Kapell starb, ist nicht bekannt. Wahrscheinlich war es erst nach Ausstellung der Urkunde vom 18. Oktober 1432. Er dürfte zu seiner Hälfte des Dorfes Podemus eine ähnliche Regelung getroffen haben, jedoch ist die Urkunde, die das bestimmte, nicht erhalten geblieben.

Aus den Urkunden lässt sich erschließen, dass die Grundherrschaft über das Dorf Podemus (einschließlich des nur 1405 und 1406 eigens hervorgehobenen Vorwerks) um 1432 an das Domkapitel zu Meißen übergang, welches den Subkustos mit der Wahrnehmung der Verwaltungs- und Gerichtsaufgaben betraute. Die Landesherrschaft der nunmehrigen Kurfürsten von Sachsen blieb davon unberührt.

Die Reformation führte zu weiteren Veränderungen. Das Meißner Domkapitel blieb zwar als nunmehr evangelische Einrichtung bestehen, aber es verlor einen großen Teil seines Einkommens. Kurfürst August von Sachsen beschlagnahmte ab 1565 rund zwei Drittel des Grundbesitzes des Domkapitels. Aus diesem Vermögen – insgesamt rund 40 ganze Dörfer und 30 Dorfanteile – wurde das Prokuratoramt Meißen gebildet.²⁸ Es stand unter der Aufsicht eines Prokuratoramtsverwalters, der seinen Dienstsitz in Meißen hatte. Die Erträge wurden zur Finanzierung der Universität Leipzig, der Fürstenschule St. Afra und mehrerer Pfarrstellen abgeführt.

Das Prokuratoramt Meißen übte bis ins 19. Jahrhundert die Grundherrschaft über das Dorf Podemus aus. Das bedeutete, dass die Grundzinsen, Abgaben und Fronen dem Prokuratoramt zu leisten waren. Der Prokuratoramtsverwalter war der Gerichtsherr. Er war für die Durchführung der niederen und oberen Gerichtsbarkeit zuständig. Sämtliche Rechtsvorgänge, z. B. Kaufverträge, mussten vom Prokuratoramtsverwalter bestätigt werden.

Die Modernisierung des Königreiches Sachsen ab den 1830er Jahren umfasste nicht nur die Abschaffung der mittelalterlichen Agrarverfassung und die Verstaatlichung der Justiz, sondern auch die Einführung einer neuen Verwaltungsgliederung. Die überkommene Ämtergliederung war für einen modernen Staat nicht mehr geeignet und musste deshalb aufgehoben werden. Das Königreich wurde in Amtshauptmannschaften geteilt. Davon war auch das Prokuraturamt Meißen betroffen, welches 1836 aufgelöst wurde. Die zugehörigen Orte gelangten teils zur Amtshauptmannschaft Dresden (darunter auch Podemus), teils zur Amtshauptmannschaft Meißen. Mit der Ablösung der Dienste und Fronen durch Geldzahlungen erloschen die grundherrlichen Rechte. In Podemus wurde die Ablösung am 5. Dezember 1852 vollzogen.²⁹

Besitzerfolge des Vorwerks Podemus

Die Besitzerfolge des Hofes in Podemus lässt sich – mit einigen Lücken – von 1406 bis heute nachvollziehen. Mit urkundlicher Bestätigung vom 1. April 1406 übergab Weihbischof Nikolaus von Cathosia sein Vorwerk in Podemus an Nikolaus (Nickel) Pietzsch und seinen Bruder Christian Pietzsch.³⁰ Sie und ihre Nachfolger verpflichteten sich, als Nutzer des Gutes einen jährlichen Erbzins von 360 Groschen zu zahlen. Mit dieser Besitzübertragung wurde aus dem herrschaftlichen Gut in Podemus ein Bauerngut – vielleicht auch eine Erklärung dafür, warum spätere Urkunden den Begriff „Vorwerk“ nicht mehr erwähnen.

Die Herkunft der Familie Pietzsch in Podemus ist nicht bekannt. Der Familienname ist vermutlich eine deutsch-slawische Kurzform des Namens Peter. Eine andere Herleitung wäre die Herkunft der Namensträger aus dem Dorf Petzschitz bei Belgern oder Petzschwitz bei Lommatzsch. Die Schreibweise änderte sich sehr oft, bevor sich im 18. Jahrhundert die Standardform „Pietzsch“ durchsetzte. Belegt sind u. a. Pecz (1406), Pischcz (1580), Becz, Petsch, Petzsch, Pietsch. Der Familienname Pietzsch war vor allem im linkselbischen Raum zwischen Meißen und Dresden verbreitet, wo sich noch heute die größte Namensdichte dieses Familiennamens nachweisen lässt.

Die weitere Stammfolge der Familie Pietzsch in Podemus nach Nickel und Christian Pietzsch ist nicht bekannt. Der 1540 bezeugte Jakob Pietzsch (wohl geboren um 1480) dürfte jedoch ein Nachkomme von Nikolaus oder Christian Pietzsch gewesen sein. Er ist der Spitzenahn des Podemuser Zweigs der Familie Pietzsch. In der gleichen Zeit lebten Wenzel Pietzsch (gest. um 1528), der den Mobschatzer Zweig der Familie Pietzsch begründete, und Markus Pietzsch, auf den sich der Familienzweig in Ockerwitz und Omsewitz zurückführt.³¹

Jakob Pietzsch verkaufte das Bauerngut in Podemus am 24. August 1540 für 170 Schock Groschen an seinen Sohn Philipp Pietzsch.³² Seine namentlich nicht bekannte Schwester heiratete um 1520 in Briesnitz Peter Preißker, Besitzer eines Vorwerks in Wilsdruff.

Philipp Pietzsch wurde vermutlich um 1510 geboren. Er übernahm 1540 den väterlichen Hof, den er am 7. April 1579 seinem Sohn George Pietzsch im Erbkauf übergab.³³ Dieser Besitzwechsel ist der erste Eintrag im Gerichtsbuch von Podemus, das Philipp Pietzsch als Richter 1580 anlegte. Das Gerichtsbuch besitzt einen geprägten Ledereinband mit der Aufschrift „PHILIPPUS PISCHCZ ZU BODEMICZ 1580“. Philipp Pietzsch ist der erste namentlich bekannte Richter in Podemus. Dieses Amt vergaben die Bauern des Dorfes durch Wahl.³⁴ Gewählt wurde meist, aber nicht immer, der Besitzer des größten Hofes, des 2 ⁷/₈-Hufenguts. Die Besitzweitergabe des Bauerngutes erfolgte in der Regel zu Lebzeiten der Elterngeneration an einen Sohn. Dabei nutzte man die Rechtsform des Erbkaufs. Das bedeutete, dass der Käufer nur einen Teil der Kaufsumme sofort anzahlen musste. Der andere Teil war in Jahresraten abzutragen, die in der Regel zu Pfingsten zu zahlen waren. Diese Raten waren den Eltern bzw. nach deren Tod den Geschwistern ausuzahlen. So entrichtete George Pietzsch von 1581 bis 1594 einzelne Jahresraten, ehe der Hof ganz in seinen Besitz übergegangen war. Insgesamt hatte er 1.060 Gulden zu zahlen. Philipp Pietzsch starb 15 Jahre nach der Hofübergabe am 20. September 1594 in Podemus.³⁵ George Pietzsch der Ältere wurde um 1555 in Podemus geboren. Er heiratete am 19. November 1578 in Briesnitz Anna Andrie aus Podemus. George Pietzsch der Ältere hatte folgende Kinder: George, Peter, Martin, Hans, Barbara, Dorothea und Ursula. Nach der Verheiratung übernahm George Pietzsch den väterlichen Hof, später wurde er Richter. Er starb am 23. Dezember 1603 in Podemus.

Das 2 ⁷/₈-Hufengut wurde zunächst gemeinschaftlich von den Kindern weitergeführt. Dann aber übernahm George Pietzsch der Jüngere einen eigenen Bauernhof in Podemus. Er wurde später auch Richter des Dorfes. Martin Pietzsch erwarb einen Bauernhof in Oberhermsdorf. Mit Erbkauf vom 2. Juli 1611 erwarb Peter Pietzsch, wohl der zweite Sohn, geboren am 16. Juni 1586 in Podemus, das väterliche Gut von seinen Geschwistern für 3.850 Gulden. Peter Pietzsch war Gerichtsschöppe in Podemus. Er heiratete am 12. Februar 1623 in Briesnitz Maria Glaser. Die beiden hatten drei Kinder. Peter Pietzsch starb am 10. Januar 1633 in Podemus – möglicherweise beim Einfall schwedischer Truppen, die das Dorf Podemus überfielen und ausplünderten. Wahrscheinlich kamen auch seine Frau und zwei seiner drei Kinder um, die jedenfalls am 28. Juni 1634 nicht mehr am Leben waren. Nach dem Erbkaufvertrag, der dieses Datum trägt, wurde der Hof „in diesen schwehren Kriegesläufften des vergangenen Eintausend Sechshundert drey und dreyßigsten Jahres, so gänzlichen ausspolirt [ausgeraubt], und aller Vorrath an getreyde, viehe und geschirr umbbracht, ruiniret“³⁶. Es überlebte nur das „Söhnlein“ Philippus Pietzsch, geboren am 29. Januar 1624. Aufgrund der Ausplünderung des Hofes und der hohen Schuldenlast

29 Bergmann 1902 (wie Anm. 1), S. 64.

30 CDS II, 2, Nr. 794.

31 Vgl. Stammliste Pietzsch – Mobschatz/Röhrsdorf (undatiert) und Gottfried Bucher/Eva und Thomas Mitreiter: Vorwerk/Ökohof Podemus und unsere Vorfahren Pietzsch (2006), beide Dokumente unpubliziert im Besitz von Dr. Manfred Probst. Es gab vor 1945 einen Verband der kursächsischen Familien Pietzsch e.V. mit Sitz in Wilsdruff.

32 Information aus der Genealogie von Dr. Gottfried Bucher.

33 HStA Dresden, 12613 Gerichtsbücher, GB AG Meißen Nr. 368. Dort sind auch alle weiteren erwähnten Erbkäufe bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts verzeichnet.

34 Vgl. Bergmann 1902 (wie Anm. 1), S. 42.

35 Die Angaben zu den Lebensdaten des Philipp Pietzsch und seiner Nachkommen entstammen der Genealogie von Dr. Gottfried Bucher.

- 36 Zitiert aus dem Erbkaufvertrag vom 28. Juni 1634 in HStA Dresden, 12613 Gerichtsbücher, GB AG Meißen Nr. 368.
- 37 Kopie im Besitz von Dr. Manfred Probst.
- 38 Vgl. Die Hof-Silberkammer und die Hof-Kellerei zu Dresden, Dresden 1880, S. 34.
- 39 Wilhelm Schäfer: Sachsen-Chronik für Vergangenheit und Gegenwart, Dresden 1854, S. 119-123.
- 40 HStA Dresden, 10058 Prokuraturamt Meißen, Nr. 215. Die nachfolgenden Angaben, auch zum Gerichtsverfahren 1748/49, entstammen alle dieser Akte.
- 41 Vgl. auch der Eintrag im Namensverzeichnis der Grundstücksbesitzer in Podemus, um 1835, HStA Dresden, 12613 Gerichtsbücher, GB AG Dresden Nr. 105.
- 42 Der in den Akten mehrfach erwähnte Johann Gottlieb Rudolph, Besitzer des Erbschenkenguts in Oberwartha, gehörte wohl dem Oberwarthaer Zweig der Familie Rudolph an. Trotz der Namensähnlichkeit hat er nichts mit den Rudolphs in Podemus zu tun. Johann Gottlieb Rudolph aus Oberwartha war sehr wohlhabend, denn er investierte erhebliches Kapital in die Erweiterung seines Besitzes.
- 43 Die Sächsische Dorfzeitung. Ein unterhaltendes Blatt für Bürger und Landmann. Jahrgang 27 (1865), Ausgabe Nr. 69 vom 5. September 1865, S. 890.
- 44 Gemeindebuch des Dorfes Podemus, geführt von 1839 bis 1897, Kopie im Besitz von Dr. Manfred Probst.

entschloss sich der Vormund des „Söhnleins“, Michael Pietzsch, zu einem Verkauf des Bauernhofes an David de Münter aus Dresden. Der Kaufpreis von 3.500 Gulden war in mehreren Raten bis 1640 zu zahlen.

Philippus Pietzsch blieb in Podemus, da seine Verwandten hier noch begütert waren. George Pietzsch der Jüngere, Richter in Podemus, hatte seinen Hof am 9. Oktober 1616 im Erbkauf an seinen Sohn Peter Pietzsch den Jüngeren abgetreten, der nicht mit dem gleichnamigen Peter Pietzsch auf dem 2 7/8-Hufengut zu verwechseln ist. Nach dem Tod des George Pietzsch erfolgte eine Erbteilung, die am 20. März 1636 beurkundet wurde. Der Besitz fiel an die drei Söhne Peter, Georg und Hans sowie an die vier Töchter, von denen Ursula und Maria namentlich bekannt sind. Am 5. Februar 1650 erfolgte nochmals eine vertragliche Regelung der Erbschaft, und am 13. April 1654 einigten sich die Brüder Georg und Hans Pietzsch.

Philippus Pietzsch zog 1659, im Alter von 35 Jahren, nach Schkeuditz bei Leipzig. Dort wurde 1660 sein Sohn Gottfried geboren. Er starb am 22. Januar 1704 in Schkeuditz. Die weitere Abfolge der Familie Pietzsch lässt sich einer Aufstellung entnehmen, die Dr. Eberhard Beeg aus Potsdam erstellte.³⁷ Nach seiner Übersicht endete die Stammfolge mit Johann Friedrich Pietzsch, der 1881 in Schneeberg geboren wurde.

Der Käufer des 2 7/8-Hufenguts, David de Münter, entstammte einer Familie, die Ende des 16. Jahrhunderts aus Brüssel nach Dresden gekommen und flämischer Herkunft war. Sein Vater Ludwig de Münter war Goldschmied in Dresden, er fertigte mehrere kostbare Arbeiten an, die sich im Grünen Gewölbe des Dresdner Schlosses erhalten haben.³⁸ Der in Dresden geborene Sohn David de Münter studierte in Leipzig, Wittenberg und Straßburg. Kurfürst Johann Georg I. von Sachsen berief ihn am 12. September 1637 zum Geheimen Kammerdiener. Damals besaß er schon das Bauerngut in Podemus, das er mit Erbkaufvertrag vom 28. Juni 1634 übernommen hatte. Mehrere Briefe zwischen Kurfürst Johann Georg I. und David de Münter aus dem Jahr 1641 sind ediert.³⁹ David de Münter starb 1647.

Es ist nicht bekannt, wer das Bauerngut erbt oder kaufte. Somit besteht für die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts eine Lücke in der Besitzerfolge. Wohl Ende des 17. Jahrhunderts ging der Hof in den Besitz der Familie Rudolph über, die rund 200 Jahre in Podemus blieb. Es handelt sich um einen Seitenzweig der Familie Rudolph, die seit 1631 im Besitz des Brauschenkenguts Oberwartha war. Die Besitzerfolge dort beginnt mit Donat Rudolph, der 1631 Gutsbesitzer in Oberwartha wurde.

Das wahrscheinlich erste Familienmitglied in Podemus war Peter Rudolph, Besitzer des 2 7/8-Hufenguts und Richter in Podemus, verheiratet mit einer Martha. Am 22. Mai 1717 kaufte ihm sein Sohn Hans Rudolph das Gut im Erbkauf für

1.600 Gulden ab.⁴⁰ Er bezahlte 700 Gulden sofort, der Rest war in Jahresraten zu 50 Gulden zu zahlen. Den Eltern wurden Wohnräume und eine Naturalverpflegung („Auszugsgetreide“, u. a. Getreide, Butter, Beikost) zugesichert, die bekamen außerdem zwei Kühe. Hans Rudolph hatte einen Bruder namens George Rudolph, der in Ockerwitz ansässig wurde, und zwei verheiratete Schwestern: Marie Wetzels und Martha Gründler, verheiratet mit Andreas Gründler aus Dresden-Friedrichstadt. Nachdem die Mutter gestorben war, verklagten George Rudolph und Andreas Gründler als Vormund seiner Ehefrau am 15. Oktober 1748 Hans Rudolph in Podemus auf Herausgabe eines Teils des Nachlasses. Der Besitzer des Hofes war unterdessen wie sein Vater Richter in Podemus geworden, er unterzeichnete selbst „Johan Rudulff Richter zu Bottmuß“. Nach ergebnislosen Terminen einer gütlichen Einigung wurde die Juristenfakultät der Universität Wittenberg angerufen, die im Sinne der Kläger entschied. Nach Beschluss vom 12. September 1749 musste Hans Rudolph seinen Geschwistern Geld und das Auszugsgetreide aushändigen.

Die weiteren verwandtschaftlichen Verhältnisse der Familie Rudolph sind nicht bekannt. 1803 gehörte der Hof einem Johann Christian Rudolph, der wohl ein Enkel des oben genannten Hans Rudolph war. Mit Kaufvertrag vom 1. Juli 1820 übernahm der zweite Sohn Johann Christian Gottlieb Rudolph das „hinterlassene“ 2 7/8-Hufengut in Podemus.⁴¹ „Hinterlassen“ bedeutet, dass der Vorbesitzer verstorben war, so dass mit dem Kauf die Miterben auszahlten waren. Das waren die Witwe Anna Rosina sowie die Geschwister Johann Gottlob Rudolph⁴² und Johanna Rosina, verheiratete Kärlich. Die Auszahlungen reichten bis 1842.

Johann Christian Gottlieb Rudolph starb 1850. Damit fiel der Hof an seine Witwe Johanne Christiana Sophie Rudolph und die Kinder, was am 10. Juni 1850 in das Erbrechtregister eingetragen wurde. Bald darauf übernahm der Sohn Heinrich Gottlob Rudolph den Hof. Der Eintrag erfolgte am 12. Mai 1851.

Heinrich Gottlob Rudolph war mit Auguste, geb. Merbitz, verheiratet. Diese starb wohl Ende August 1865, was der Hofbesitzer am 2. September 1865 in der „Sächsischen Dorfzeitung“ bekanntmachte.⁴³ Aus der Anzeige geht hervor, dass er nur eine einzige Tochter namens Linna hatte.

Das Fehlen eines männlichen Nachfolgers hatte einen Verkauf des Hofes zur Folge. Dieser ist wohl in den 1870er Jahren erfolgt. Das genaue Datum ließ sich nicht ermitteln. Eigentümer wurde vermutlich der Landwirt Paul Werner. Dieser unterschrieb am 12. Januar 1879 und 24. März 1879 als Mitglied des Gemeinderates zu Podemus zwei Protokolle mit Beschlüssen des Gemeinderats.⁴⁴ Möglicherweise ist dieser Paul Werner früh gestorben, denn im Flurbuch von Podemus, das am 22. Dezember 1882 in Kraft trat, war der größte Hof des Dorfes dem Land-

wirt Johann Werner zugeordnet. Den Beschluss des Gemeinderates vom 26. Januar 1865 unterschrieb wiederum – an erster Stelle – ein Bruno Werner. Mangels weitere Quellen lassen sich die verwandtschaftlichen Zusammenhänge in der Familie Werner derzeit nicht detailliert darstellen. Die Familie Werner stammte aus Zscheila bei Meißen und hatte auch dort ihr Familiengrab.⁴⁵ Der Hof in Podemus war der größte und wertvollste Bauernhof des Dorfes. Das Hofgelände (Parzellennummer 2) wurde 1882 mit 133,84 Mark Grundsteuereinheiten bewertet – das war deutlich mehr als bei den anderen Höfen. Die einzelnen Flurstücke hatten insgesamt einen Wert von zusammen 1.785,54 Mark Grundsteuereinheiten, was insgesamt 1.919,38 Mark Steuereinheiten ergab. Nach Niekammer's Güteradressbuch von 1910 wurde das Vorwerk Podemus mit 2.332 Mark Grundsteuereinheiten bewertet.

Der Hof in Podemus blieb rund 30 Jahre in der Hand der Familie Werner. Der letzte Werner in Podemus soll Bankier in Meißen gewesen sein.⁴⁶ Da er nicht in der Landwirtschaft arbeitete, benötigte er einen Verwalter vor Ort. Dazu stellte er Johann Karl August Probst ein, der aus Birkau bei Göda in der Oberlausitz stammte, sorbischer Muttersprache war und zuvor eine umherreisende Schnitterkolonne angeführt hatte.

Nach dem Tod des Bankiers Werner heiratete die Witwe Anna Werner, geb. Scheiblich den genannten August Probst. Somit gelangte der Hof zu Beginn des 20. Jahrhunderts an die Familie Probst. Im Flurbuch von Podemus wurde dieser Eigentümerwechsel nachvollzogen, indem eine Änderungseintragung erfolgte. Dabei ordnete man die Parzellennummer 2 und die anderen Fluren dem Namen „Probst“ zu. Die Änderung ist undatiert, weil man auf eine zugehörige Akte mit dem entsprechenden Eintrag verwies, die allerdings nicht mehr vorhanden ist. Die Umschreibung muss – früheren Einträgen im Flurbuch folgend – um 1907 erfolgt sein.

Anna Probst, verwitwete Werner erhängte sich auf dem Hof in Podemus. Der Suizid wurde damit erklärt, dass sie schwermütig gewesen sein soll.⁴⁷ August Probst heiratete in zweiter Ehe Olga Große aus Merbitz. Aus der Ehe ging der Sohn Hellmut August Probst hervor, der 1913 in Podemus geboren wurde.

Über die wirtschaftlichen Verhältnisse im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts berichten die drei Ausgaben von Niekammer's Güteradressbuch von 1910, 1920 und 1925.⁴⁸ Der Hof des August Probst umfasste jeweils 61 Hektar, davon 47 Hektar Acker und Garten, 7 Hektar Wiesen, 5 Hektar Wald, ein Hektar Weiden und ein Hektar Unland, Hofräume und Wege. Verzeichnet sind 8 Pferde, 42 Rinder (davon 30 Kühe) und 15 Schweine. Schafe wurden nicht gehalten. Die Einträge blieben in allen drei Auflagen identisch. Lediglich in der Auflage 1925 wurden zwei Veränderungen vorgenommen. Einerseits wurde der

Hof nicht mehr als „Gut“ eingetragen, sondern als „Vorwerk“, andererseits hatte August Probst nunmehr einen Telefonanschluss (einen von zweien in Podemus) mit der Nummer „Cossebaude 31“. Eine Postkarte aus dieser Zeit zeigt den Hof in Podemus. Sie ist beschriftet mit „Gruss vom Vorwerk z. Podemus“. Da die Bezeichnung „Vorwerk“ zwischen 1920 und 1925 aufgenommen wurde, dürfte die Postkarte in die 1920er Jahre zu datieren sein.

August Probst hatte auf dem Hof zwölf Beschäftigte. Er war gut bekannt und befreundet mit Fritz Arndt, dem Eigentümer des Brauschenkenguts Oberwartha. Arndt war Mitbegründer der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft und Vorsitzender des Ackerbauausschusses.⁴⁹

August Probst starb 1929.⁵⁰ Damit ging das Eigentum auf seinen erst 16 Jahre alten Sohn Hellmut Probst über. Er bereitete sich auf dem in Sachsen bekannten und für Bauernsöhne beliebten Landwirtschaftsgymnasium Döbeln auf das Abitur vor. Da die Vorbereitung der Hofnachfolge Vorrang hatte, musste er eine dreijährige Landwirtschaftslehre, die zu bezahlen war, auf zwei Betrieben nachholen. Diese Lehre absolvierte er auf dem Gut Fehrmann in Gohlis bei Cossebaude und auf dem Rittergut Jiedlitz bei Kamenz in der Oberlausitz. In dieser Zeit war der Hof verpachtet, jedoch vernachlässigte der Pächter den Betrieb, weshalb ihm gekündigt wurde. An seiner Stelle wurde Herbert Franz aus Gohlis als Verwalter eingestellt. Er führte die Geschäfte in ausgezeichneter Weise, bis Hellmut Probst ab 1933/34 den Betrieb selbst leiten konnte.

Das Vorwerk Podemus erlebte unter dem jungen Hellmut Probst eine Modernisierung. So wurde 1934 der erste Traktor erworben (Marke Hanomag, Spatengreifer, 36 PS). Anfang der 1940er Jahre legte Hellmut Probst unter Mithilfe fähiger Obstbauexperten aus Pillnitz, darunter Kurt Thiele, in Podemus eine der ersten Intensiv-Obstplantagen an. Auf zehn Hektar wurden verschiedene Apfelsorten (James Grieve, Boskop, Berlepsch,

45 Anhand der Kirchenbücher der Kirchengemeinde St. Trinitatis Meißen-Zscheila könnten die verwandtschaftlichen Zusammenhänge erforscht werden.

46 Erinnerung von Dr. Manfred Probst, keine schriftlichen Belege vorhanden.

47 Erinnerung von Dr. Manfred Probst, keine schriftlichen Belege vorhanden.

48 Güter-Adressbuch für das Königreich Sachsen (Niekammer's Güter-Adressbücher 9), Leipzig 1910, S. 96 f; Niekammer's Güteradressbücher. Bd. IX. Freistaat Sachsen, Leipzig 1920, S. 136 f; Niekammer's Landwirtschaftliche Güter-Adressbücher. Bd. IX. Freistaat Sachsen, Leipzig 1925, S. 170 f.

49 Angabe von Dr. Manfred Probst. Die Familie Arndt floh zu Pfingsten 1960 nach West-Berlin.

50 Alle folgenden Angaben beruhen auf Aufzeichnungen von Dr. Manfred Probst.

Postkarte des Vorwerks Podemus, wohl 1920er Jahre. Unten links sieht man August Probst und seine zweite Ehefrau Olga, geb. Große.
© Vorwerk Podemus



51 Vgl. als grundlegendes Werk zum Speziallager Nr. 1 in Mühlberg: Achim Kilian: Mühlberg 1939-1948. Ein Gefangenenlager mitten in Deutschland, Köln 2001.

52 Vgl. Initiativegruppe Lager Mühlberg e. V. (Hrsg.): Totenbuch Speziallager Nr. 1 des sowjetischen NKWD, Mühlberg/Elbe 2008.

Cox Orange, Herrnhuter Glockenapfel) sowie Sauerkirschen, Birnen und Pflaumen angepflanzt. Seit Mai 1945 gehörte Podemus zur sowjetischen Besatzungszone Deutschlands. Von der Bodenreform, die im Herbst 1945 in der sowjetischen Besatzungszone durchgeführt wurde, war das Vorwerk Podemus nicht betroffen, weil der Betrieb weniger als 100 Hektar umfasste. Jedoch wurde Hellmut Probst 1946 verhaftet und vom sowjetischen Geheimdienst im Speziallager Nr. 1 bei Mühlberg/Elbe gefangen gehalten.⁵¹ Die Speziallager waren ein Mittel der Machtdurchsetzung in der sowjetischen Besatzungszone. Der Geheimdienst internierte in ihnen Personen, die er als „gefährlich“ einstuft, darunter Funktionsträger der NSDAP, Ortsbauernführer, angebliche „Werwölfe“, Unternehmer, Bauern und „Großbauern“ sowie bürgerliche und sozialdemokratische Gegner der Sowjetisierung. Ohne Anklage oder Gerichtsverfahren wurden die Betroffenen gefangen gehalten. Ein erheblicher Anteil starb durch Hunger und Krankheiten.⁵² Die Angehörigen wussten nicht, wo sich die Verhafteten befanden. Das traf auch bei Hellmut Probst zu. Er überlebte die Verfolgungsmaßnahmen. Als das Speziallager Mühlberg im September 1948 geschlossen wurde, wurde er zusammen mit zwei Dritteln der Insassen aus der Lagerhaft entlassen. Ein Teil der Internierten wurde in das Speziallager Buchenwald überführt. Dabei ist nicht erkennbar, nach welchen Kriterien die Entlassung aus der Lagerhaft erfolgte.

Hellmut Probst hatte Luise Probst, geb. Mätschke, geheiratet. Diese führte während der Lagerhaft ihres Mannes den Betrieb. Auf dem Vorwerk Podemus wuchs der 1945 geborene Helmut Manfred Probst auf. Er erinnert sich: „Meine Mutter hatte die CDU in Dresden mit begründet. Da alle schwer arbeiten mussten, hatten auch alle Mitarbeiter großen Hunger. Die Versuchung zu schlachten – was verboten war – lag auf der Hand. Sie hatte den Einflüsterungen widerstanden und so die Enteignung Ende der vierziger Jahre verhindert! Ohne diese starke und umsichtige Frau würden wir heute nicht hier wirtschaften dürfen.“

Zum „Aufbau des Sozialismus“ in der DDR gehörte die Kollektivierung der Landwirtschaft, die nach sowjetischem Vorbild zwischen 1952 und 1960 durchgeführt wurde. Die Bauern sollten freiwillig in Landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaften (LPG) eintreten. Nach den ersten LPG-Gründungen stagnierte dieser Prozess, weil die LPGs für Bauern mit etwas mehr Land nicht attraktiv waren. Die LPG-Mitglieder verloren ihre wirtschaftliche Selbstständigkeit und faktisch ihr Eigentum an Grund und Boden sowie an den Hofgebäuden, weil alle diese Produktionsmittel an die LPG übergingen. Die Partei- und Staatsführung der DDR forcierte einen Abschluss der Kollektivierung bis 1960, weshalb die Bauern, die noch nicht in eine LPG eingetreten waren, ab Jahreswechsel 1959/60 einer massiven Agita-

tion ausgesetzt waren. Dabei wurden auch Drohungen eingesetzt. Ein Mitarbeiter der Abteilung Landwirtschaft der SED-Kreisleitung im Kreis Dresden-Land sagte zu Hellmut Probst, der nicht LPG-Mitglied werden wollte, sinngemäß: „Wenn Du nicht den freiwilligen Beitritt zur LPG unterschreibst, kommst Du wieder dorthin, wo Du mal eingekerkert warst.“

Infolge dieser Bedrohungen erklärte Familie Probst im April 1960 den Beitritt zur LPG – der vermutlich letzte LPG-Eintritt im Kreis Dresden-Land. Die Zwangskollektivierung hatte zur Folge, dass die gesamte Familie am Pfingstsonntag, 5. Juni 1960, nach West-Berlin flüchtete und von dort nach Westdeutschland übersiedelte. Die verwitwete Großmutter Olga Probst (Ehefrau des August Probst), die Eltern Hellmut und Luise Probst und die Kinder Karin (16 Jahre), Manfred (15 Jahre) und Eva Maria (4 Jahre) konnten nur mitnehmen, was sie am Leibe hatten. Der verlassene Hof wurde samt Inventar der LPG angegliedert, sämtliches zurückgebliebenes Eigentum der Familie Probst wurde geplündert. 1969 erfolgte die Enteignung.

Manfred Probst erinnert sich: „Der Anfang im Westen war schwer. Vater war zwei Jahre Hilfsarbeiter, bevor eine Anstellung bei der Deutschen Gesellschaft für Landentwicklung erhielt (Chef war Heinrich Lübcke). Diese Firma war auch mein erster Arbeitgeber nach dem Studium.“ Die Familie erhielt im Westen einen Lastenausgleich gemäß Bundeslastenausgleichsgesetz. Die Zahlung betrug rund 6.000,- DM.

Nach dem Ende der DDR wurden die Enteignungen, die zwischen 1949 und 1989 erfolgt waren, auf Antrag rückgängig gemacht. Daher erhielt Hellmut Probst, der 2004 hochbetagt starb, 1991 den Hof und die landwirtschaftlichen Flächen in Podemus zurück. Das war jedoch mit erheblichen Kosten verbunden. Der Lastenausgleich musste mit Zinseszins zurückgezahlt werden, außerdem war das vorhandene Inventar (ein paar Kühe, ein alter ZT-Traktor und abgeschriebene Anhänger) zum vollen Wert zu vergüten. Hinzu kamen die Bauschäden an den Gebäuden, deren Beseitigung auf 3 Millionen DM geschätzt wurde. Manfred Probst urteilte dazu: „So haben wir im gewissen Sinne den Betrieb zurückgekauft. Fast keiner der Zwangskollektivierten und nach Hause Zurückgekehrten hatte das nach der Wende auf sich genommen. Dies war wohl politisch nicht gewollt!“

Der studierte Landwirt Dr. Manfred Probst, verheiratet mit Dr. Gabriele Probst, baute in Podemus einen ökologischen Landwirtschaftsbetrieb auf. Ein Teil seiner Fluren ging durch den Ausbau der Autobahn verloren, andererseits konnte er weitere Flächen erwerben und pachten. Inzwischen ist der Betrieb, der nach den Richtlinien des Gäa-Verbandes wirtschaftet, an die nächste Generation übergeben worden. Heute bewirtschaftet Bernhard Probst insgesamt 278 Hektar.

Autor

Dr. Matthias Donath
Herausgeber der
„Sächsischen Heimatblätter“



Franz O'Stückenberg (1857–1923) – der „Pferdemaler“ aus Dresden

Ursula und Frank P. Meyer

Im Nachlass unserer Familie fanden sich im vergangenen Jahr in Leipzig Ölbilder, Drucke und Zeichnungen von „Franz O'Stückenberg, akademischer Maler“, wie ein Vermerk lautete. Franz O'Stückenberg – wer war das denn? In der Familie war er nur bekannt als „Pferdemaler“, von dem einiges auf dem Dachboden oder im Keller zu finden sei. Niemand schaute wirklich nach. Man kannte ihn nur als früh verstorbenen Stiefvater von Walter Meyer, dem 1902 in Dresden geborenen Sohn der verwitweten Elfriede Meyer, die 1918 die Frau von Franz O'Stückenberg wurde. Franz O'Stückenberg ist also gewissermaßen ein angeheiratetes Familienmitglied, was nun unser Interesse weckte. Walter Meyer, den Stiefsohn, konnten

wir nicht mehr fragen. Er starb schon 1967. Er dürfte einiges über das Leben seines Stiefvaters gewusst haben, aber er berichtete kaum darüber. Aus den einschlägigen Kunstlexika ist nur wenig zu erfahren, obwohl Galerien und Auktionshäuser immer wieder Arbeiten von Franz O'Stückenberg anbieten.

Leider fanden sich im Nachlass kein Tagebuch oder ähnliche persönliche Aufzeichnungen des Malers, sodass viele seiner Lebensstationen im Dunkeln bleiben. Aber er enthält Urkunden, Zeugnisse, alte Fotos mit Abbildungen von Franz O'Stückenberg aus den 1890er Jahren, Briefe von Freunden, Briefe an Galerien, die seine Werke ausstellen wollten, z. B. die Galerie Arnold in Dresden, oder denen er sie zur Aus-

Franz O'Stückenberg:
Der Hürdenkönig Chic, Öl auf
Karton, (Dresden) Seidnitz, 1904



Porträtfotografie Franz O'Stücken-
berg, 1895. Auf der Rückseite der
eigenhändige Vermerk: Porträt des
Thiermalers Franz O'Stückenberg |
geb. 1857 in Dresden | wurde 1895
in Wien, von Lehnhard | Professor
an der photograph. Versuchs-Lehr-
anstalt | angefertigt

stellung anbot. Auch viele eigenhändig geschriebene Texte, z. B. über das k. k. Gestüt in Lipizza/Lipica im heutigen Slowenien, tauchten auf, sogar einige Gedichte von ihm sind darunter. Der Briefwechsel mit seiner späteren Frau Elfriede Meyer beginnt 1909.

Aber der Reihe nach: Schon der Familienname mutet merkwürdig an, hat er doch ein O' vorangestellt, wie es bei den irischen Clannamen gebräuchlich ist. Es scheint aber keine „künstlerische Note“ des Pferdemalers gewesen zu sein, denn schon sein Vater, ebenfalls ein Maler, schrieb sich so, wie der Geburtseintrag beweist. F r a n z Robert Woldemar O'Stückenberg wurde am 23. Oktober 1857 in Dresden in der Schützengasse 6 als Sohn des Genre-Malers Karl J u l i u s O'Stückenberg und der Ehefrau Emilie, geborene Augustini, geboren. Der Vater war 1819 in Waldenburg/Schlesien (heute Wałbrzych, Polen) zur Welt gekommen, wo dessen Vater, Carl Wilhelm Ostückenberg, herrschaftlicher Koch war. Carl Wilhelm Ostückenbergs Traueintrag im (Dresden-) Loschwitzer Heiratsregister von 1812 verrät die Herkunft. Demnach war er der Sohn des 1812 bereits verstorbenen Pastors zu Bienstädt bei Gotha, Johann Friedrich Ostückenberg, der wiederum einer Thüringer Pfarrersfamilie entstammte. Das Apostroph hat sich also erst unter den Künstlern in den Namen geschlichen.

Der junge Franz O'Stückenberg begeisterte sich schon früh für Tiere, besonders für Pferde. Von 1873 bis 1879 studierte er an der Königlichen Kunstakademie Dresden, wie sich aus den Matrikeln ergibt, zuletzt im Atelier von Ferdinand Pauwels (1830–1904), ausgezeichnet mit einem Ehrenzeugnis und mit einer „Kleinen silbernen Medaille“. Danach zog es ihn zur künstlerischen Arbeit nach München. 1884 erschien dort im Ackermann-Verlag seine Mappe „Sporting. Sportfolio“ mit Handzeichnungen, die vor allem Pferde- und Reitszenen zeigen, z. B. „Sonntagsausflug ins Wildgehege“, 1883. Dort wurde er Mitglied der Münchner Künstler-Genossenschaft.

Der Pferdesport hatte es ihm angetan. Während seines gesamten Schaffens entstanden immer wieder Bilder aus dem Reitsport, Bilder von Siegerehrungen sowie Rennszenen verschiedener Bahnen, etwa in Hamburg, Baden-Baden, Berlin, Budapest, Dresden-Seidnitz. Viele Gemälde und Zeichnungen wurden im Auftrag der Besitzer der edlen Tiere geschaffen. Die meisten seiner Bilder signierte er sowohl auf der Vorder- als auch der Rückseite und erklärte auch knapp das Motiv. Sehr oft findet man den Vermerk „nach dem Leben gemalt“. Auf dem kleinen (35 x 45 cm), auf Karton gemalten Ölgemälde des „Hürdenkönigs Chic“ steht auf der Vorderseite oben rechts eigenhändig „Chic v. Nickel a. d. ... [unleserlich] gez. [üchtet] im Hofgestüt Harzburg“, unter dem Pferdekopf eingekratzt „Der Hürdenkönig Chic“ | Franz O'Stückenberg | pinx.[it] n.[ach] d.[em] Leben, Seidnitz Juli 1904“, auf der Rückseite des Ölbildes „Der Hürdenkönig ‚Chic‘ v. Nickel a. d. ... [unleserlich] Gezüchtet im Hannoverschen Hofgestüt Harzburg 1896 | n.[ach] d.[em] Leben gemalt | v. Franz O'Stückenberg | Seidnitz/Dresden Juli 1904“.

Von diesem Pferd war O'Stückenberg offensichtlich begeistert; er hat einen handgeschriebenen einseitigen

Text mit dem Titel „Chic“ oder „Der Alte“ verfasst, der sich gleichfalls im Nachlass befand. Überhaupt ließen ihn Pferde nicht mehr los. In seiner Berliner Zeit verfasste er 1908 einen Text mit dem Titel „Nunquam dormio – eine Studie auf hippologischen Gebiet“. Darin heißt es: „Schnelligkeit, rasende Schnelligkeit ist die Erscheinung, welche uns auf allen Gebieten entgegentritt. Die Welt steht im Zeichen des Dampfes [...] und das Bestreben möglichst rasch vorwärts zu kommen, möglichst am Ziele der Erste zu sein, finden wir als [...] Merkmal des 20. Jahrhunderts. Geschwindigkeit ist bekanntlich keine Hexerei! Sie kann auf verschiedene Weise hervorgebracht werden. Schnelligkeit ist auch auf dem Pferdemarkt von jeher die Losung gewesen und schon Homer hat uns in der ‚Ilias‘ schön und anschaulich die Wagen- und Pferderennen geschildert. Er sagt auch, dass Agamemnon [...] Achilles, um seinen Zorn zu besänftigen, dem selben 12 Rosse anbietet, welche bei Wettrennen große Preise gewonnen hätten.“

In der Studie berichtete er über Pferderennen in der Antike, die ersten regelmäßigen Rennen in Chester, Enfield und Croyden bei London und weiter in Frankreich und Österreich-Ungarn, und er lobte den Aufschwung der Pferdezucht in den letztgenannten Ländern. Er erwähnte den „Ober-Landesstallmeister Graf Lehndorf, den hervorragenden, bewährten Leiter des Graditzer Gestüts und Rennstalls“ bei Torgau und machte Vorschläge, wie Deutschland mit seinen Pferden zu großen Erfolgen kommen könnte. So würde beispielsweise der in England für die Zucht in Graditz gekaufte Hengst „Ard Patrick“ dafür Sorge tragen. Leider gäbe es aber auch Leute, die Pferderennen nicht als Sport ansähen, sondern als Vergnügensplatz für die oberen Zehntausend, die vor allem ihrer Liebhaberei, der Pferdewette, huldigen wollten. Franz O'Stückenberg ging dagegen zur Rennbahn, um schöne, schnelle Pferde zu beobachten – und zu zeichnen.

Seine Liebe zu den Pferden und zum Reitsport war es auch, die ihn für einige Jahre nach Wien an die Hofreitschule, nach Budapest und nach Lipizza zum Hofgestüt gehen ließ. Er arbeitete viel im Auftrag von Pferdeliebhabern, auch der k. u. k. Hof in Wien war darunter oder Alexander Fürst von Thurn und Taxis auf Schloss Lautschin/Loučen bei Nymburk/Nymburk aus der böhmischen Linie des Geschlechts, wie ein Briefwechsel aus den Jahren 1916/17 bezeugt.

Es entstanden reizvolle Ölbilder, Aquarelle und Zeichnungen von Landschaft und Bewohnern der Puszta, natürlich von den berühmten Lipizzanern im Gestüt oder von der Hofreitschule in Wien.

1880 erschien in Wien ein vom k. u. k. Oberststallmeisteramt herausgegebenes und in der Kaiserlich Königlichen Hof- und Staatsdruckerei gedrucktes Buch „Das K. K. Hofgestüt zu Lippizza 1580–1880“. Darin befinden sich Lichtdrucke von Pferden, die Franz O'Stückenberg gezeichnet hat. Im Nachlass fand sich der handgeschriebene Entwurf eines Textes von ihm, der offenbar für diesen Band bestimmt war, aber nicht zum Abdruck kam. 1896 wurde in Wien im Kunstverlag Otto Schmidt die Mappe „Pferde Sport-Bilder“ verlegt. Es handelt sich um 24 Lichtdrucke

nach Handzeichnungen von Franz O'Stückenberg. 1903 veröffentlichte der Budapester Verlag Lengyel Lipot Kidasa die Mappe „Pferde-Sport-Bilder“, ebenfalls mit Bildern von O'Stückenberg. Auch in verschiedenen ungarischen Jagd- und Sportzeitungen und in der deutschen „Gartenlaube“ wurden Handzeichnungen von Franz O'Stückenberg abgedruckt. Zwischendurch nahm Franz O'Stückenberg auch an Kunstausstellungen teil, u. a. in Berlin, Wien, Breslau und Dresden.

Nach den für ihn erfüllten und fruchtbaren Zeiten in Österreich-Ungarn arbeitete der Maler in Berlin-Tempelhof, natürlich wieder an den Rennbahnen, aber er erinnerte sich auch an Erlebnisse der vergangenen Jahre in eigenhändig geschriebenen Texten, wie „Das k. und k. Hofgestüt Lipizza“, und er malte natürlich, u. a. das Ölbild „Oberstallmeister Rudolf von Liechtenstein“, das sich jetzt im Besitz der Stiftung des Deutschen Historischen Museums in Berlin befindet. Der Fürst, zeitweilig Obersthofmeister unter Kaiser Franz Josef I., war ein Gönner O'Stückenbergs.

Spätestens ab 1911 war er wieder in Dresden zu finden. Bis zu seinem Tod 1923 war er unter verschiedenen Adressen gemeldet, wie die Adressbücher erkennen lassen, z. B. in der Nürnberger Straße oder auch auf dem Zelleschen Weg.

1918 heiratete er die langjährige Freundin Elfriede Meyer. Sie war seine Vermieterin, als er in der Dresdner Werderstraße, in der Nähe der Ostbahnstraße, wohnte. Die verwitwete Elfriede Meyer hatte bereits den oben erwähnten Sohn Walter aus ihrer ersten Ehe. 1918 wurde der gemeinsame Sohn Franz geboren, dem er manche seiner früheren Werke nachträglich widmete, z. B. die 1903 in Budapest erschienenen „Pferde-Sport-Bilder“. Die Vaterrolle war Franz O'Stückenberg jedoch nur kurz vergönnt, da er bereits 1923 starb, als sein Sohn gerade erst fünf Jahre alt war.

1913 erlebte der Künstler die Einweihung des Völkerschlachtdenkmal in Leipzig, was ihn veranlasste, sich mit Kavallerieszenen aus den Napoleonischen Kriegen zu beschäftigen. Er besuchte Archive und Armeemuseen. So entstand u. a. das Gemälde „Sächsische Kürassiere im Gefecht bei Courtray am 31. März 1814“, das sich heute im Bestand des Deutschen Historischen Museums in Berlin befindet, aber leider im Depot schlummert. Dennoch scheint der Künstler allmählich nicht mehr so gefragt zu sein. Vermutlich 1913 gab Franz O'Stückenberg im Eigenverlag eine Mappe „Sporting Sportfolio“ mit 12 farbigen Zeichnungen heraus.

Und schließlich macht sich der Erste Weltkrieg auch an der „Heimatfront“ bemerkbar. 1917 nahm er über die Hofkunsthändler Theodor Lichtenberg an einer Ausstellung in Breslau teil, die ihm gute Kritiken in der „Sport-Welt“ Berlin, in der Breslauer Zeitung und in Budapest für seine Reiterbilder bescherte. Zugleich werden in den erhalten gebliebenen Briefen aus dieser Zeit die finanziellen Sorgen und Nöte der Familie deutlich. Freunden und Bekannten bot er seine Bilder vom Hofgestüt Lipizza, der Spanischen Hofreitschule Wien und zahlreiche Puszta-Bilder an, die allerdings meistens einen Kauf oder die Weiter-

vermittlung aufgrund eigener finanzieller Nöte ablehnen müssen.

Die nach dem Ersten Weltkrieg folgenden Jahre der Inflation ließen Franz O'Stückenberg und seine Familie an den Rand der Armut geraten. Noch konnte er einige Bilder verkaufen, aber die Briefe sprechen eine deutliche Sprache. Er nahm Einladungen auf Güter von Bekannten an, wo einige Auftragswerke entstanden. In den Briefen an seine Frau berichtete er von seiner künstlerischen Arbeit in der Natur Schlesiens oder des Erzgebirges. Er erkundigte sich nach dem Befinden des kleinen Sohns und auch dem schon beinahe erwachsenen Stiefsohn. Er fragte auch nach den auf dem Balkon lebenden Kaninchen, von denen sich die kleine Familie in den Jahren des Ersten Weltkrieges ernährte. Von seinen Aufenthalten brachte er Naturalien wie Wurst, Käse usw. mit, die ihm seine Gönner schenken, wie er in den Briefen vorab ankündigte.

1921 sandte er im Oktober das Ölgemälde „Herbstabend“ an die Galerie Arnold/Gutbier in Dresden zur Ausstellung und fragte, ob es verkauft werden könne. Schon 1906 gab es Anfragen der Galerie zum Ankauf von Bildern des Malers.

Am 8. Oktober 1923 starb der Maler in seiner Heimatstadt Dresden. Eine Grabstätte hat es allerdings nie gegeben. Seine Witwe bekam auf eigenen Wunsch die Urne ausgehändigt und verwahrte sie in ihrer Wohnung in Dresden, ehe sie sich dann mit der Asche ihres Mannes 1953 in Leipzig auf dem Südfriedhof am Völkerschlachtdenkmal begraben ließ. Aber auch dort ist keine Grabstelle erhalten.

Seit Franz O'Stückenbergs Tod sind fast einhundert Jahre vergangen. Er gehörte keiner der bekannten Dresdner Künstlergruppen an. Sein Malstil war traditionell, dem Expressionismus konnte er nichts abgewinnen. Er war aber auch kein Einzelgänger. Sein Freundeskreis enthält Namen wie Emmerich Andresen (Bildhauer und Porzellanmaler, gestorben 1902 in Meißen), Georg Heinsius von Mayenburg (Architekt, u. a. bekannt durch die Gartenstadt Marga; gestorben 1930 in Dresden), Franz Hanusch (Hofkontrolleur der k. u. k. Hofgestüte Österreich-Ungarn), der Porträt- und Genremaler Fritz Pröhl (München, 1855–1934), ein Freund, der mit ihm bei Ferdinand Pauwels in Dresden studierte, oder auch der Norweger Olaf Kjelsberg, der 1878 drei Jahre an der Technischen Hochschule in Dresden studierte, wie die im Nachlass überlieferten Briefe zeigen. Kjelsberg ging 1882 nach Winterthur zur Schweizerischen Lokomotiv- und Maschinenfabrik. Beider Freundschaft hielt ein Leben lang. Kjelsberg unterstützte während der Inflation und der finanziellen Krise die Familie O'Stückenbergs nach Kräften mit „Liebesgabenpaketen“.

Nach einigen Vorgesprächen mit Frau Dr. Simone Fugger von dem Rech übergaben wir der Hochschule für Bildende Künste Dresden als Schenkung ein Konvolut von Werken Franz O'Stückenbergs, darunter ein Gemälde, zwei Zeichnungen und eine Mappe mit 23 Lichtdrucken, außerdem ein Ehrenzeugnis aus dem Jahr 1874 für den damaligen Akademiestudenten Franz O'Stückenberg.

Danksagung

Unser Dank gilt der Archivarin und Kustodin der Hochschule für Bildende Künste Dresden, Frau Dr. Simone Fugger von dem Rech, für die wertvollen Hinweise, und Stefan Kaps, der den Nachlass des Malers aus einem Leipziger Keller ans Licht brachte, akribisch sichtete, fotografierte und so vor dem Verfall bewahrte. Wir danken den Herausgebern der Sächsischen Heimatblätter, Dr. Lars-Arne Dannenberg und Dr. Matthias Donath, dass wir durch diese Veröffentlichung den „Pferdemaler“ Franz O'Stückenberg vor dem Vergessen bewahren können.

Autoren

Ursula und Prof. Dr. Frank P. Meyer
Wanzleben-Börde



Für Marita

An beiden Ufern schön. Die Elb-Fähre in Laubegast: Zu einem Gemälde von Wilhelm Eller (1873–1953)

Harald Marx

Wilhelm Eller, Laubegaster Ufer mit Fähre, vor, um oder nach 1930, Öl auf Leinwand, 38 x 54 cm, Dresden, Privatbesitz

Der in Venedig geborene, aber seit dem zweiten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts in Dresden lebende Maler Wilhelm Eller (1873–1953) hat mehrfach, und so auch in dem kleinen Gemälde, das hier vorgestellt und abgebildet wird, das Elbufer in Dresden-Laubegast dargestellt¹; wir sehen das Wasser und die charakteristischen beiden Anlegestellen, eine mit der Gierfähre, die bis 1969 von Laubegast nach Hosterwitz (Schanze) verkehrte, die andere, an der die Passagierschiffe der Weißen Flotte bis zum November des Jahres 1992 anlegen konnten – keine von beiden gibt es mehr. Wer heute von Laubegast aus ans andere

Elbufer gelangen will, muss die Fähren in Niederpoyritz oder in Pillnitz benutzen, oder sogar bis nach Blasewitz ausweichen, zur Brücke Blaues Wunder.

Zu Ellers Zeiten war es noch möglich, in Laubegast mit der Fähre die Elbe zu queren; auch er hat diese Möglichkeit genutzt: Eine vom Künstler datierte Rohrfeder-Zeichnung von 1930 in der Städtischen Galerie Dresden zeigt den Fluss von der gegenüber liegenden Seite aus, mit vier Booten im Vordergrund, die nahe dem rechten Ufer (aber nicht am Ufer) verankert sind – und auf der Laubegaster Seite sieht man die Anlegestellen

und einen Ausschnitt der Uferbebauung, die sich bis heute nicht merklich verändert hat.²

Wilhelm Eller muss beim Malen des hier vorgestellten Bildes direkt am linken Elbufer gestanden haben, ganz unten am Wasser; er hat den Blick flussabwärts gleiten lassen, etwas oberhalb von dem Punkt aus, wo die heutige Klausenburger Straße im rechten Winkel auf die schmale, nur einseitig bebaute Uferstraße trifft – immer an der langsam breiter werdenden, von hellen Partien abwechselnd mit Schatten gegliederten Böschung entlang.

Häuser und Bäume kann man bei dieser Darstellung nur ahnen, nicht wirklich erkennen: Sie sind, wie das kleine Gemälde insgesamt, skizzenhaft-locker gemalt und nur angedeutet. Im Hintergrund, über das Wasser gesehen, erscheinen als breites, grünlich-blaues Band die gegenüber liegenden Wachwitzer und Niederpoyritzer Hänge.

Im unteren Teil des Bildes bleibt das rechte Ufer außerhalb der Darstellung: Dadurch und durch die Biegung des Flusses nach links entsteht der Eindruck einer großen, seeartigen Wasserfläche. Der eigentlich schmale Fluss erscheint so (auch ohne Hochwasser!) gewaltig breit.

Beinahe in die Bildmitte gesetzt hat der Maler die Anlegestellen und das Katamaran-Fährboot mit den zwei dunklen, braunen Schiffsrümpfen sowie den beiden weißen, pastos aufgetragenen Masten, die sich deutlich im Wasser spiegeln. Auf dem Steg, der vom Ufer zur Fähre führt, geht, ja eilt eine nur angedeutete, aber doch unübersehbare, weiß gekleidete Person der Fähre zu. Links dahinter bemerkt man das auf dem Ponton schwimmende Frachtgut-Aufbewahrungshaus der Anlegestelle für die Passagierschiffe.³ Das Grün der Wiesen und der Bäume lässt uns an einen Tag im Sommer oder im Frühherbst denken – und die Richtung der Schatten entspricht dem Lichteinfall an einem Nachmittag. Der Himmel ist bedeckt und wolkig; seine Farbe, ein zartes Grau-Blau, entspricht der des leicht bewegten Wassers.

Skizzenhaft offen ist das Gemälde, duftig und beinahe aquarellhaft angelegt, mit unscharfen Konturen: Ein kaum bemerkbarer Dunst scheint über der Landschaft zu liegen. Er geht als weißlicher Schleier vom Zentrum der Darstellung aus, gibt ihr, bei aller Erkennbarkeit, etwas Unwirkliches und löst die Materialität der Gegenstände und Personen, ja selbst die Formen der Landschaft auf; aber gerade durch diese leichte, theaterhafte Vernebelung der Mitte, wird das Interesse am zentralen, das Bild beherrschenden Gegenstand verstärkt.

Die Fähre in Laubegast

Es ist diese beabsichtigte Unschärfe und Überblendung ins Helle, die das Interesse der Betrachter des Bildes anzieht und auf die Fähre mit den zwei Masten im Zentrum der Darstellung lenkt. Zu ihr, der Laubegaster Fähre, hat Otto Mörtzsch 1928 einen in allen Details sehr genauen Aufsatz veröffentlicht, aus dem hier zwei Abschnitte zitiert werden sollen, die unser Bild betreffen, das etwa in

derselben Zeit entstanden sein dürfte: „Während die Fähre noch heutzutage in Laubegast den Strom kreuzt und an Sonn- und Festtagen mit ihren Wimpeln und Flaggen das Bild der Landschaft belebt und schmückt, ist ein anderer Betrieb, welcher ebenfalls von der Elbe abhängig war, nach anderthalbhundertjährigem Bestand eingegangen: Es war die Schiffmühle zu Laubegast. [...] Die Laubegaster tauschten das Rauschen und Plätschern ihrer Mühle ein gegen das nervenzerreißende Geräusch der Niethämmer auf der Werft. Möge ihnen wenigstens die lautlos den Strom kreuzende Fähre noch recht lange erhalten bleiben und nicht ein qualmender, rußender oder mit Auspuff knatternder und fauchender Ersatz die Heimat verschandeln.“⁴

Die uralte Fährstelle in Laubegast war bis zum Jahre 1856 von einer Fähre mit Staken und Segel betrieben worden; am 27. Juni 1856 erteilte das Finanzministerium die Genehmigung zum Betrieb einer Gierfähre. Die letzte Fähre dieser Art, mit zwei Schiffskörpern (wie man sie auf dem Gemälde erkennt), wurde 1946 in Übigau gebaut und auf den Namen „Roland“ getauft. Nach mehr als zwanzig Jahren wurde sie durch die 1968 gebaute Motorfähre „Laubegast“ (Typ Scharfenberg) ersetzt. Im diesem Jahr, 1968, hat man die beiden Schiffskörper getrennt: Der rechte Teil wurde ein Kohlenkahn, der linke Teil kam als Gierfähre nach Stadt Wehlen-Pötzscha. Von 1995 an diente dieser Teil in Schmilka als Gierfähre und wurde dort 1997 außer Betrieb gesetzt.

Tatsächlich hat die Laubegaster Fliegende Fähre in der traditionellen Form als Gierfähre am Seil viele Jahre lang existiert; in dem Buch „600 Jahre Laubegast“ ist ein Foto aus dem Jahre 1964 abgebildet, mit der weiteren Bildunterschrift: „Ende des Fährbetriebes am 31. 5. 1992.“⁵ Die Gierseilfähre war seinerzeit ein beliebtes Motiv für Künstler. So hat sich auch der bekannte Dresdner Maler Bernhard Kretzschmar (1889–1972) mit der Laubegaster Fähre als Bildmotiv beschäftigt: Auf das Jahr 1935 wird sein großes Gemälde „Fähre in Laubegast“ datiert, das sich seit 1986 in der Dresdner Galerie Neue Meister befindet und das von vergleichbarem, aber doch etwas anderem Standpunkt her aufgenommen ist:⁶ Der Maler befand sich weiter oben auf der Ufer-Promenade und der Blick war so gewählt, dass die Schiffs-Anlegestelle außerhalb der Darstellung bleiben musste. Dieses Bild ist 1992/93 in der Ausstellung des Deutschen Historischen Museums „Die Elbe. Ein Lebenslauf“ auch im Deutschen Hygiene-Museum in Dresden zu sehen gewesen; es heißt im Bild-Kommentar: „Auch heute ist Laubegast mit dem gegenüber liegenden Ufer lediglich durch eine Personenfähre verbunden.“⁷ Wenige Monate vorher, am 31. Mai 1992, war der Fährbetrieb jedoch ersatzlos eingestellt worden.

Zum Wohnort Wilhelm Ellers

Wilhelm Eller musste nicht weit gehen, um dieses Motiv zu finden, denn im Adressbuch für Dresden

- 1 Dresden, Privatbesitz. Laubegaster Ufer mit Fähre. Vor, um oder nach 1930. Öl auf Leinwand, 38 x 54 cm. Bezeichnet unten rechts in Blau: W. Eller; bezeichnet rückseitig auf dem Keilrahmen in Schwarz: Eller. – Das Bild ist vom Künstler selbst nachträglich verkleinert worden; die bemalte Leinwand hat er an allen Seiten 2 cm umgeschlagen und am hinteren Rand des Keilrahmens beschnitten. Auf der umgeschlagenen Kante der Leinwand befindet sich unten rechts die Signatur W. Eller ein zweites Mal. Im jetzigen Bildformat ist die sichtbare Signatur 3 cm vom unteren und 4 cm vom rechten Bildrand entfernt. Würde man das auf die Positionierung der ersten, jetzt umgeschlagenen Signatur übertragen und annehmen, das Bild wäre an allen Seiten gleichmäßig verkleinert worden, dann ergäbe sich ein Bildmaß von 48 x 66 cm.
- 2 Dresden, Städtische Galerie. Blick auf Laubegast. 1930. Rohrfeder, Tusche, Pinsel, Deckweiß, 19,5 x 27,9 cm. Bezeichnet unten links: W. Eller / 1930; beschriftet unten links: Laubegast. Inv.Nr. 1981/k 3493.
- 3 Vgl. zur Elbschiffahrt allgemein Fritz Heinrich: 160 Jahre Volldampf. Aus Geschichte und Gegenwart der Sächsischen Dampfschiffahrts-Gesellschaft, Dresden 1996.
- 4 Otto Mörtzsch: Die Laubegaster Fähre, eine Dresdner Hebestelle und die kurfürstliche Amts-Schiffmühle, in: Dresdner Geschichtsblätter 36 (1928), Nr. 3/4, S. 17–27, hier Zitate S. 24 und S. 27.
- 5 600 Jahre Laubegast. 1408–2008. Bd. 2. Mit einem Blick nach Alttolkewitz und Kleinzschachwitz, Dresden 2006, S. 103. Seit 1908 und bis 1983 war die Fähre im Besitz bzw. wurde betrieben von Mitgliedern der Familie Hesse: 1908–1930 Richard Hesse; 1930–1945 Otto Hesse; 1945–1983 Walter Hesse. Im Jahre 1959 war die Fähre von den Verkehrsbetrieben der Stadt Dresden übernommen worden; Walter Hesse blieb bis zu seinem Tod 1983 Fährmeister. Der letzte Fährmeister in Laubegast war bis zur Stilllegung 1992 Gerd Füssel.

- 6 Bernhard Kretzschmar, Fähre in Laubegast, bezeichnet rechts unten: B. Kretzschmar. Öl auf Leinwand, 120 x 160 cm. Dresden, Galerie Neue Meister, Inv.-Nr. 86/47.
- 7 Die Elbe. Ein Lebenslauf. Ausstellungskatalog. Deutsches Historisches Museum Berlin, in Zusammenarbeit u. a. mit dem Deutschen Hygiene-Museum Dresden. Berlin 1992, Nr. 7/69, S. 283; vgl. auch Fritz Löffler: Bernhard Kretzschmar, Dresden 1985, Abb. 84.
- 8 Adressbuch für Dresden und Vororte [...] sowie der Stadt Freital. 1922/23, Dresden 1922, S. 156.
- 9 Adressbuch für die Orte Dohna, Dobritz, Gommern [...] Laubegast [...]. Niedersiedlitz 1907–1914 (jährlich).
- 10 Die Frage bleibt strittig, weil Eller in seiner bisher vom Verfasser nicht aufgefundenen, von Annaliese Meintschel 1953 und von Wolfgang Eller 1973 benutzten Selbstbiographie anscheinend 1911 geschrieben hat, die Matrikelbücher der Dresdner Akademie ihn aber erst seit 1913 verzeichnen.
- 11 Adressbuch für Dresden und Vororte [...] sowie der Stadt Freital. 1924/25, Dresden 1924, S. 157.
- 12 Adressbuch für Dresden und Vororte [...] sowie der Städte Freital und Rabenau. 1926/27, Dresden 1926, S. 136.
- 13 Adressbuch für Dresden und Vororte [...] sowie der Städte Freital, Heidenau, Rabenau und Radebeul 1927/28, Dresden 1927, S. 137.
- 14 Adressbuch für Dresden und Vororte [...] sowie der Städte Dohna, Freital, Heidenau, Rabenau, Radebeul, Tharandt und Wilsdruff 1932, Dresden 1932, S. 136.
- 15 Dresden, Städtische Galerie. Straße in Laubegast. 1925. Aquarell, 34,3 x 46,2 cm. Bezeichnet unten rechts: Wilhelm Eller. 25. Inv.Nr. 1981/k 3760.
- 16 Staatliche Kunstsammlungen Dresden. Gedächtnis-Ausstellung. Dresdner Künstler: Claudius – Merseburg – Eller. Oktober 1954. Gemäldesammlung Schloss Pillnitz, Kuppelsaal (Faltblatt).

und Vororte, Band 1922/23 liest man folgenden Eintrag: „Eller, Wilhelm, Kunstmaler, Laubegast, Bismarckstraße 4, I.“⁸ Damit sind erstmals die Anwesenheit von Eller in Dresden und sein Wohnsitz in den Adressbüchern der Stadt nachgewiesen, während er in den „Adressbüchern für die Orte Dohna, Dobritz, Gommern [...], Laubegast“, die in den Jahren von 1907 bis 1914 erschienen sind, noch nicht verzeichnet war.⁹

Selbst noch 1921 sucht man ihn vergeblich in den Adressbüchern in Dresden und Umgebung, obwohl er seit 1911 oder 1913¹⁰ an der Dresdner Kunstakademie studiert hat. Von 1922/23 an jedoch taucht er dort regelmäßig auf, 1924/25 sogar mit der Angabe: „Eller, Wilhelm, Kunstmaler, Laubegast, Bismarckstraße 4, I, Arbeitsr. [Arbeitsraum, also Atelier] Ostbahnstr. 17.“¹¹ Daran änderte sich auch 1925/26 nichts, während wir ihn nach einem Umzug ab den Jahren 1926/27 mit neuer Adresse finden: „Eller, Wilhelm, Kunstmaler, Dürerstr. 55, Eg, Arbeitsr. Ostbahnstr. 17.“¹² Das Adressbuch 1927/28 vermerkt einen neuen Arbeitsraum: „Eller, Wilhelm, Kunstmaler, Dürerstr. 55, Eg, Arbeitsr. Zirkusstr. 43.“¹³ Die Angaben bleiben auch 1929, 1930 und 1931 gleich, während Eller 1932 aus dem Erdgeschoss in den zweiten Stock in der Dürerstraße 55 gezogen war.¹⁴ Vom Jahre 1933 an bis zum letzten Adressbuch 1943/44 bleibt die Wohnanschrift gleich, aber es fehlt der Hinweis auf den Arbeitsraum; sei es, das der von 1933 an einfach nicht mehr erwähnt wurde, sei es, dass Wilhelm Eller sein Atelier damals aufgegeben hat. Während seiner Jahre in Laubegast und auch danach noch hat er sich als Maler intensiv mit diesem Vorort beschäftigt, der heute ein Stadtteil von Dresden ist. Ein Aquarell von 1925 in der Städtischen Galerie Dresden ist betitelt: „Straße in Laubegast.“¹⁵ Es zeigt einen Blick in die Straße Altlaubegast, die direkt zur Elbe führt.

Zu Leben und Werk Wilhelm Ellers

Im Oktober 1954 eröffnete die Gemäldesammlung der Staatlichen Kunstsammlungen Dresden im Kuppelsaal des Schlosses Pillnitz eine Gedächtnis-Ausstellung für drei Dresdner Künstler: Wilhelm Claudius (1854–1942), Otto Wilhelm Merseburg (1874–1947) und Wilhelm Eller (1873–1953). Als Ausstellungsbegleiter ist ein Faltblatt erschienen, dessen Texte mit dem Kürzel A. M. unterzeichnet sind; verfasst hat diese Texte Annaliese Meintschel, damals wissenschaftliche Mitarbeiterin an den Staatlichen Kunstsammlungen. Zu jedem der genannten drei Künstler gibt es eine kurze Biographie, so auch zu Eller.

Der vollständige Text der Eller-Biographie sei hier zitiert: „Wilhelm Eller. / In seinen Erinnerungen berichtet der Künstler, daß er 1873 auf den Gewässern einer venezianischen Lagune geboren wurde. In Venedig erhielt er auch seine Schulausbildung. 1895 kam Eller nach München in eine Werkstatt für kunstgewerbliche Aufgaben. Zunächst beschäftigte er sich mit Restaurations-

arbeiten in bayrischen Kirchen. / 1911 wird Wilhelm Eller Meisterschüler von Eugen Bracht an der Dresdner Kunstakademie. 1925–1930 kopierte er zahlreiche Gemälde der Dresdner Galerie. Aufträge für Kalender und Zeitungen fallen ebenfalls in diese Jahre. / Wilhelm Eller hat sich besonders dem Aquarell zugewendet. Seine Arbeiten zeigen eine eigenwillige und beherrschte Pinselführung. In der Schreckensnacht des 13. Februar 1945 wurde ein großer Teil seines Werkes vernichtet. / Bis in die letzten Lebensjahre war der Künstler unermüdlich tätig. Besonders am Kaitzbach und in Strehlen war er oft mit der Staffelei zu finden. Er verstarb am 14. 3. 1953 in Dresden. / A. M.“¹⁶

In diesem Text werden die „Erinnerungen“ des Malers Wilhelm Eller in einer Weise zitiert, die annehmen lässt, sie hätten der Verfasserin des Faltblattes schriftlich vorgelegen; bei einem jüngst geführten Gespräch konnte sich Frau Dr. Annaliese Mayer-Meintschel, Verfasserin des zitierten Textes und später langjährige Direktorin der Gemäldegalerie Alte Meister allerdings daran und verständlicher Weise überhaupt an Einzelheiten, die mehr als ein halbes Jahrhundert zurückliegen, nicht mehr erinnern.

Die „Erinnerungen“ von Wilhelm Eller, auf die sich Annaliese Meintschel bei ihrer kurzen Biographie des Künstlers 1954 gestützt hat, müssen auch dessen Sohn Wolfgang vorgelegen haben; er schrieb 1973 anlässlich des 100. Geburtstages seines Vaters in einem langen Beitrag in den „Dresdner Monats-Blättern“: „In seinen ‚Erinnerungen aus meinem Leben‘ berichtet der Künstler, dass er am 3. 10. 1873 auf den Gewässern einer venezianischen Lagune geboren wurde. Zu dieser Zeit herrscht in Venedig die Cholera, und ein mit der Familie befreundeter russischer Kapitän nimmt die junge Frau an Bord seines Schiffes, um sie vor Ansteckung zu schützen. / Frei und ungezwungen wächst der Junge bis zu seinem 7. Lebensjahr in Venedig heran. Danach wird er vier Jahre bei der Schwester seines Stiefvaters, der Schriftstellerin Isolde Kurz, in Florenz erzogen. Ins Elternhaus zurückgekehrt, beendet er seine Schulausbildung und beginnt mit 16 Jahren ein dreijähriges Studium auf einer Kunstschule als Landschaftsmaler. Wie der weitere Verlauf seines Lebens zeigt, werden Kindheit und Jugend in Italien richtungweisend für das spätere Wirken und Schaffen des Kunstmalers Wilhelm Eller sein. / Mit 19 Jahren siedelt er nach Schwaz in Tirol über in das Haus seiner älteren Schwester. Seinen Unterhalt versucht er mit dem Malen von Landschaften der reizvollen Umgebung zu verdienen. Diese Zeit ist für den jungen Künstler jedoch wenig erfolgreich, sodass er München als nächstes Ziel wählt. Bei der kunstgewerblichen Firma Barth & Co. lässt er sich u. a. in Kirchenmalerei ausbilden. Im Jahre 1900 geht Wilhelm Eller im Auftrag seiner Firma mit mehreren Kollegen nach Paris und wirkt an der künstlerischen Ausgestaltung des deutschen Pavillons für die Weltausstellung mit. / Nach zehnjähriger Tätigkeit in München arbeitet Wilhelm Eller von

1905 bis 1909 selbständig in Siebenbürgen, wo er vor allem Kirchen ornamental ausgestaltet oder restauriert. Dann zieht es ihn nach Berlin, wo er sich seinen Unterhalt hauptsächlich mit Materialimitationen für Bildhauer verdient, um als Hospitant die Kunstakademie besuchen zu können. / Durch ein Stipendium aus privater Hand kann Wilhelm Eller sich endlich seinen schon immer gehegten Wunsch zu studieren erfüllen. So geht er 1911 nach Dresden und wird in die Meisterklasse von Professor Eugen Bracht aufgenommen. Als Eugen Bracht 1917 in den Ruhestand tritt, richtet sich Wilhelm Eller als selbständiger akademischer Maler in der Strehleiner Straße ein kleines Atelier ein. Einige Jahre später verlegt er seine Arbeitsstätte in die Zirkusstraße, um mit dem Zentrum Dresdens näher in Verbindung zu sein, da er häufig alte Meister in der Gemäldegalerie zu kopieren hat. Auch fertigt er im Auftrag verschiedener Verlage Federzeichnungen von historischen Winkeln und alten Plätzen der Stadt Dresden an. Diese Arbeiten fallen in die Jahre bis 1930. Nochmals verlegt Wilhelm Eller sein Atelier und zwar in das obere Stockwerk der ehemaligen Kunstgewerbeschule am Antonplatz, neben der Markthalle. Es ist eines von 12 Ateliers, in denen bekannte Dresdner Künstler, wie z. B. die Maler Böckstiegel, Professor Kretzschmar, Heuer und Skade, arbeiten, um nur einige der Namen zu nennen. Jahre rastlosen Arbeitens folgen. Wilhelm Eller hat sich der Landschaftsmalerei verschrieben. Seine bevorzugte Maltechnik ist das Aquarell. In fast allen diesen Arbeiten, die in einem gemäßigten Impressionismus gemalt sind, lassen neben sicherer Pinselführung lebhaft Farbigkeit die Jugendzeit des Künstlers in Italien erkennen. Aber auch Ölbilder, Federzeichnungen, Holzschnitte und Lithographien entstehen unter der Hand Wilhelm Ellers, der mit diesen Arbeiten die Schönheit seiner Wahlheimat Dresden und deren nähere und weitere Umgebung festhält. / Als die Schreckensnacht vom 13. Februar 1945 über Dresden hereinbricht, wird fast das gesamte Lebenswerk des Künstlers mit seinem Atelier und seiner Wohnung Dürerstr. 55 vernichtet. Nur ein geringer Teil der Bilder, die bei Freunden in Weinböhlä ausgelagert wurden, überstehen die Katastrophe. Wilhelm Eller kann sich mit seiner Familie aus der brennenden Stadt retten und sucht Zuflucht in Elbleiten bei Tetschen-Bodenbach. Dieser Ort ist ihm nicht fremd, da er in den vergangenen Jahren von hier aus im Elbsandsteingebirge Motive gesucht und gemalt hat. / Nach dem Kriegsende im Mai 1945 kehrt Wilhelm Eller nach Dresden zurück und findet mit seiner Familie in Strehlen in der Krusestraße eine neue Heimstätte. Trotz der schweren Nachkriegszeit und seines Alters von über 70 Jahren ist die Schaffenskraft des Künstlers ungebrochen. Unermüdlich tätig, ist er oft mit Skizzenblock und Staffelei in Strehlen und am Kaitzbach anzutreffen. / Als Wilhelm Eller nach 40jähriger Tätigkeit in Dresden am 14. 3. 1953 stirbt, geht ein reich erfülltes Künstlerleben zu Ende. / Wolfgang Eller.¹⁷

Eindeutig und verwirrend zugleich sind besonders zwei der angegebenen Daten: nach dem Künstler-Lexikon von Vollmer und nach dem neuesten Künstler-Lexikon des Saur-Verlages ist Eller am 14. März 1951 gestorben, nicht 1953, wie im Faltblatt 1954 und von Wolfgang Eller 1973 geschrieben worden ist; und sein Studium bei Eugen Bracht (1842–1921) soll der Künstler nach diesen Lexika und nach den Akten der Kunstakademie erst 1913 aufgenommen haben, nicht 1911, wie anscheinend von ihm selbst und vom Sohn berichtet.¹⁸

Hier musste im Archiv der Hochschule für Bildende Künste nachgefragt werden und die Auskunft fiel eindeutig aus: Eller war als Student im Atelier von Eugen Bracht eingetragen vom Wintersemester 1913/14 bis zum Wintersemester 1915/16, auch noch im Sommersemester 1916.¹⁹ Der Eintrag im Wintersemester 1916/17 lautet: „Dresden, am 25. Oktober 1916 / Herrn Geheimen Hofrat Professor Bracht / nachstehende Liste der Studierenden seines akademischen Meisterateliers mit dem ergebensten Ersuchen mitzuteilen, dieselbe auf den Stand für das bevorstehende Winterhalbjahr prüfen und bald gefälligst wieder hierher gelangen zu lassen, damit die Matrikel entsprechend vervollständigt und die Studienkarten rechtzeitig ausgefüllt werden können. / Die Akademiekanzlei / [Unterschrift].“

Auf derselben Seite darunter hat anscheinend Eugen Bracht selbst seine Studenten aufgelistet und dazu die entsprechenden Vermerke gemacht: „Bley / Gretschel [als Studenten, dann sechs Künstler, nämlich:] Gubler / Hofmann / Lehmann / Liebe / Schmidt / Trepte – [alle mit dem Vermerk] beim Militär [dann] Adam – tritt zu Weih. [Weihnachten] ein, [schließlich] Eller – aus der Matrikel gestrichen, weil feindlicher Ausländer / [Unterschrift:] Eugen Bracht.“²⁰

Die Einträge und Vermerke in den Akten sind deutlich; erst seit 1913 wird Eller als Student geführt (es war das Jahr seines vierzigsten Geburtstages), und schon im Wintersemester 1916/17 war er nicht mehr dabei – oder sollte er weiterhin im Atelier von Eugen Bracht geblieben sein, aber nicht mehr als eingeschriebener Schüler? Dann wäre die Streichung nur eine von der Politik erzwungene Formalie gewesen, nicht das tatsächliche Ende von Ellers Ausbildung im Atelier von Eugen Bracht: Denn wie erklärt sich sonst der Widerspruch?

Hingewiesen sei jedenfalls darauf, dass der in Venedig geborene, dann in Florenz aufgewachsene Eller anscheinend zu diesem Zeitpunkt noch italienischer Staatsbürger war. Aus diesem Grund wurde er nach dem 28. August 1916 vom Studium ausgeschlossen, denn von diesem Tag an ist das bis dahin neutral gebliebene Königreich Italien in den Krieg gegen das Deutsche Reich eingetreten.

Eine solche Staatsbürgerschafts-Irritation könnte auch der Grund dafür gewesen sein, dass Eller erst von 1922 an, also vier Jahre nach dem Ende des Ersten Weltkriegs, bei Kunstausstellungen in Dresden als Mitglied der Dresdner Kunstgenos-

17 Wolfgang Eller: Wilhelm Eller zum 100. Geburtstag, in: Dresdner Monats-Blätter. Zeitschrift der Freunde Dresdens 24 (1973), S. 267-269.

18 Saur. Allgemeines Künstler-Lexikon. Die bildenden Künstler aller Zeiten und Völker. Bd. 33, München/Leipzig 2002, S. 297.

19 Freundliche Mitteilung von Dr. Simone Fugger von dem Rech, Leiterin von Archiv und Kustodie der Hochschule für Bildende Künste Dresden vom 4. Dezember 2015; Archiv HfBK Dresden, Matrikel und Schülerlisten, Sign. 06/62.

20 Archiv HfBK Dresden, Matrikel und Schülerlisten, Sign. 06/63.

- 21 Staatliche Kunstsammlungen Dresden, Forschungsarchiv, 02 / VA / 134. Die Liste trägt die Unterschriften von Elsa Eller und [Annaliese] Meintschel.
- 22 Staatliche Kunstsammlungen Dresden, Forschungsarchiv, 02 / VA / 134.
- 23 Als Adresse von Elsa Eller war angegeben: Dresden, Lenbach-Str. 5.
- 24 Kunstausstellung Dresden 1922. Brühlsche Terrasse. Juni / Ende September. Dresdner Kunstgenossenschaft. Katalog, Dresden 1922, Nr. 63.
- 25 Kunstausstellung Dresden 1923. Brühlsche Terrasse. 28. Juni bis Ende September. Dresdner Kunstgenossenschaft. Katalog, Dresden 1923, Nr. 32, S. 9.
- 26 Kunstausstellung Dresden 1924. Brühlsche Terrasse. Veranstaltet von der Dresdner Kunstgenossenschaft vom 28. Juni bis Ende September. Dresdner Kunstgenossenschaft. Dresdner Secession 1919, Dresden 1924, Nr. 34, 35, S. 14.
- 27 Kunst Ausstellung Dresden 1925. Brühlsche Terrasse. Veranstaltet von der Dresdner Kunstgenossenschaft vom 4. Juli bis Anfang Oktober. Dresdner Kunstgenossenschaft. Dresdner Secession 1919. Neue Gruppe 1925. Katalog, Dresden 1925, S. 11 (Abteilung: Dresdner Kunstgenossenschaft).
- 28 Internationale Kunst-Ausstellung Dresden 1926. Juni / September. Jahresschau deutscher Arbeit. Amtlicher Führer und Katalog durch die Ausstellung, Dresden 1926, Vorwort S. 5.
- 29 Grosse Aquarell-Ausstellung Dresden 1926. Brühlsche Terrasse. 22. Mai bis Ende September. Veranstaltet vom Sächsischen Kunstverein zu Dresden. Katalog, Dresden 1926, Nr. 151 (Laubegast), Nr. 152 (Neubau), Nr. 153 (Sandgrube), S. 11.

senschaft vertreten war. Inzwischen dürfte er die deutsche Staatsbürgerschaft angenommen haben. Für die erwähnte Ausstellung im Herbst 1954 in Pillnitz wurde den Kunstsammlungen von der Witwe des Künstlers ein Konvolut von knapp 50 Aquarellen und Zeichnungen übergeben sowie einige druckgraphische Blätter, darunter Nummer 12 der Zeichnungen, auf Seite 2 der Liste vom 27. Juli 1954: „12.) Selbstbildnisse: Das Alter, 1950 / Bleistiftzeichnung. 11,3 x 10,4.“²¹ Es bleibt unklar, warum für das Wort „Selbstbildnis“ in der Liste die Pluralform gewählt wurde.

Eine zweite Übergabe-Liste vom 3. August 1954 zählt weitere 14 Arbeiten als Leihgaben für diese Ausstellung auf, nämlich eine Federzeichnung, sechs Aquarelle, eine Lithographie und sechs Linolschnitte. Darunter waren zwei Selbstbildnisse, nämlich Nummer „2.) Selbstbildnis 1925 / Linolschnitt“ und Nummer „7.) Der Aquarellmaler (Selbstbildnis), 1926/27 / Linolschnitt (Handdruck).“²²

Der Eingangstext dieser Liste weist ausdrücklich darauf hin, dass es sich bei diesen Arbeiten um Werke aus dem Besitz von Fräulein Ritz aus Dresden gehandelt habe. Empfang und Rückgabe nach der Ausstellung wurden von Annaliese Meintschel und von Elsa Eller am 1. Oktober 1954 quittiert.²³ Aus diesen Listen lässt sich entnehmen, dass Wilhelm Eller neben landschaftlichen Motiven und Straßenszenen auch den Hinterhof des Hauses Dürerstraße 55 dargestellt hat, wo er jahrelang zu Hause war; und immerhin sehen wir ihn mit drei Selbstbildnissen vertreten, darunter eine Zeichnung und zwei Linolschnitten. Keines der Blätter konnte allerdings bisher nachgewiesen werden.

Ausbildung und Ausstellungen

Der 1873 in Venedig geborene Künstler habe, so entnehmen wir es den Akten der Kunstakademie und den Lexika, von 1913 bis 1916 an der Dresdner Kunstakademie bei Eugen Bracht studiert, wäre dann aber 1916 als „feindlicher Ausländer“ im Matrikelbuch gestrichen worden – was die Akten belegen. Die von Wolfgang Eller verfasste Biographie sagt aber (das sei hier wiederholt), dass er schon 1911 zu Eugen Bracht in dessen Meisterklasse als Student gekommen wäre – und von der Exmatrikulation 1916 weiß der Sohn anscheinend überhaupt nichts; er lässt den Vater erst 1917 nach Brachts Pensionierung aus der Hochschule ausscheiden.

Wilhelm Eller trat in Dresden nicht gleich nach dem Ersten Weltkrieg, sondern nachweisbar erst ab 1922 aktiv und öffentlich bemerkbar als Künstler auf und gehörte seit den 1920er Jahren der Dresdner Kunstgenossenschaft an. Dort zeigte er bei den jährlichen Ausstellungen von 1922 an seine Arbeiten, die regelmäßig in den Katalogen aufgelistet wurden, brachte es aber nie zu solchem Ansehen, dass man eines seiner Werke abgebildet hätte. Da die Ausstellungskataloge von Gegenwartskunst damals gewöhnlich keine Maßangaben

enthielten, ist es unmöglich, seine Bilder wirklich und eindeutig zu identifizieren; trotzdem sind diese Kataloge eine wichtige, ja eine unverzichtbare Quelle, denn sie enthalten mit den Titeln und der Angabe der Technik wenigstens einen Hinweis auf die Motive, mit denen sich Eller beschäftigt hat.

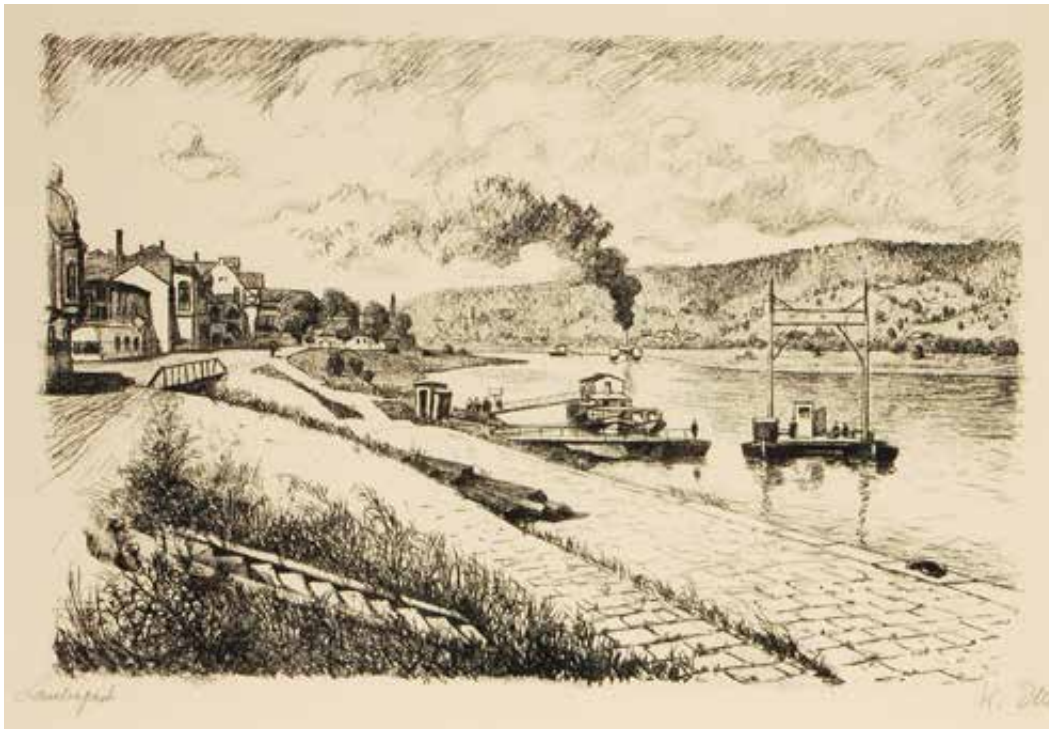
Erstmals im Jahre 1922 stellte Wilhelm Eller ein Gemälde aus, das wahrscheinlich kein Kriegsbild war, sondern Arbeiter beim Straßenbau darstellte: „Im Graben“.²⁴ Ähnliche Motive haben ihn auch später beschäftigt, so 1927. Der Katalog des Jahres 1923 enthielt ein einziges Gemälde des Künstlers: „Blick aus dem Fenster“.²⁵ Im Katalog der Kunstausstellung Dresden 1924 findet man zwei Gemälde von Eller: „Allee im Pillnitzer Park“ und „Überschwemmte Elbwiesen“. Der Wohnort des Künstlers wird mit Dresden angegeben.²⁶

Dem Katalog der Kunstausstellung Dresden 1925 entnehmen wir, was wir schon aus dem Adressbuch wissen, dass nämlich Wilhelm Eller in diesem Jahr in Dresden-Laubegast gewohnt hat: „Eller, Wilhelm, Laubegast. / 34) Dorf Weissig bei Kamenz (Gemälde). / 35) Elbe (Aquarell).“²⁷

Bei der Internationalen Kunstausstellung, die im Rahmen der Jahresschau Deutscher Arbeit 1926 in Dresden durchgeführt wurde, fehlte Eller. Die Ausstellungsleitung erklärte ihr anspruchsvolles Programm so: „Der Plan der Ausstellung, die alte durch den Krieg unterbrochene Dresdner Kunsttraditionen wieder aufnimmt, ist schon vor einem Jahr gefasst worden. Man war sich von Anfang an klar, dass ein solcher Versuch auf internationalem Gebiet unter noch nicht völlig gefestigten Verhältnissen in einem anderen als dem Vorkriegsmaßstab unternommen werden musste. [...] Aber wenn man auch dem verständlichen Wunsch Ausdruck gegeben hat, nach langer Zeit zum erstenmal in Deutschland wieder Proben des künstlerischen Schaffens aus den meisten Kulturländern vorzuführen, so hat man sich doch nach Kräften bemüht, den ermüdenden Eindruck der Massendarbietung, des großen Kunstmarktes zu vermeiden.“²⁸

Ganz auf die lokale Tradition berief sich dagegen die vom Sächsischen Kunstverein 1926 veranstaltete „Grosse Aquarell-Ausstellung“; dort war Wilhelm Eller gleich mit drei Arbeiten vertreten, deren Motive auch später bei ihm auftauchen werden: „Laubegast“, „Neubau“, „Sandgrube.“²⁹

Im Jahre 1927 veranstaltete der Deutsche Künstlerbund im Rahmen der Jahresschau Deutscher Arbeit seine „Graphische Ausstellung“. Dort zeigte Wilhelm Eller zwei Holzschnitte: „Straßenbau“ und „Fähre“. Ob es sich bei letzterem Blatt um die Laubegaster Fähre gehandelt hat, lässt sich aus dem Katalog nicht entnehmen.³⁰ Es wäre aber möglich, da Eller diese Fähre mehrfach zum Gegenstand der Darstellung wählte, beispielsweise in einer Lithographie, die kürzlich bei Schmidt Kunstauktionen in Dresden versteigert worden ist.³¹ Sie zeigt manche Einzelheiten deutlicher als das skizzenhafte kleine Gemälde, um das es hier geht, ist aber dadurch künstlerisch nicht überzeugender.



Wilhelm Eller, Laubegaster Ufer mit Fähre. vor, um oder nach 1930, Lithographie, Darstellung: 30 x 40 cm, Blatt 46 x 51 cm.

Das Stadtmuseum Dresden, Städtische Galerie, besitzt eine umfangreiche und qualitätvolle Sammlung von Werken Wilhelm Ellers, insgesamt 40 Arbeiten. Darunter sind allerdings nur zwei Gemälde und eine Gemälde-Kopie (Richard Wagner, nach Caesar Willich, 1862), vor allem aber Aquarelle, Rohrfeder-Zeichnungen, eine Lithographie sowie ein Linolschnitt.

Besonders interessant ist in unserem Zusammenhang das Gemälde „Laubegaster Ufer“.³² Es könnte das unmittelbare Vorbild für die eben erwähnte Lithographie gewesen sein. Der Blick ist panoramaartig weit gefasst, der Standpunkt des Malers oben auf der Uferpromenade, zu der steinerne Trep-

pen hinaufführen; das helle, breite Ufer beginnt am rechten unteren Bildrand und steigt, beinahe wie eine leicht schwingende Diagonale nach links oben. Im Vordergrund sitzt ein Zeitungsleser auf einer Bank. Deutlich zu erkennen sind ganz links am Bildrand die Häuser an der Uferstraße. Differenziert ist der rechtselbische Hang dargestellt, unter blauem Himmel mit einer großen und mehreren kleinen weißen Wolken.

Die kleine Skizze in Dresdner Privatbesitz, das Gemälde in der Städtischen Galerie und die Lithographie gehören zweifellos in einen Schaffenszusammenhang, vielleicht als erste, skizzenhafte Niederschrift der Situation, dann als ausgeführtes

30 Jahresschau deutscher Arbeit. Dresden 1927. Graphische Ausstellung des Deutschen Künstlerbundes. Katalog Nr. 100 (Straßenbau), Nr. 101 (Fähre), S. 18. – Das Dresdner Stadtmuseum, Städtische Galerie, besitzt einen undatierten Linolschnitt von Eller, beschriftet „Überfähre;“ letztlich könnte es auch dieser Linolschnitt gewesen sein (Blattmaß 33,1 x 50,1 cm; Plattenmaß 16 x 27,9 cm; Inv.-Nr. 1982/k 2711), den der Katalog von 1927 verzeichnet.

31 Schmidt Kunstauktionen Dresden, 16, Nr. 237.

32 Dresden, Stadtmuseum, Städtische Galerie. Laubegaster Ufer. Bezeichnet unten rechts: W. Eller. Öl auf Nadelholz, 57 x 90,6 cm. Inv.-Nr. 1980/k 462.



Wilhelm Eller, Laubegaster Ufer mit Fähre, vor, um oder nach 1930, Öl auf dünner Nadelholztafel, 57 x 90,6 cm, Dresden, Städtische Galerie, Inv. Nr. 1980/ k 462

- 33 Kunstausstellung Dresden 1927. Brühlsche Terrasse. 20. August bis Anfang November. Werke deutscher Künstler. Malerei / Plastik / Architektur. Katalog, Dresden 1927, S. 9, Nr. 49 (Allee in Pillnitz / Gemälde), Nr. 50 (Sandgrubeneingang / Aquarell), Nr. 51 (Straßenarbeiter / Aquarell), Nr. 52 (Saubär / Zeichnung), Nr. 53 (Der Zeichner / Zeichnung).
- 34 Die erste Jubiläums-Ausstellung des Kunstvereins war retrospektiv und trug den Titel: Kunst in Sachsen vor hundert Jahren. Sie hatte vom 29. April bis zum 24. Juni 1928 stattgefunden.
- 35 Sächsischer Kunstverein zu Dresden. Sächsische Kunst unserer Zeit. II. Jubiläums-Ausstellung, 21. Juli – 31. Oktober 1928. Katalog, Dresden 1928, Zitate Vorwort S. 11, 12; Das Bild von Eller Nr. 40, S. 16.
- 36 Kunstausstellung Dresden 1928. Malerei, Plastik, Graphik. Architektur. Vom 8. Juli bis Mitte September. Künstlerhaus Dresden. Katalog Nr. 15, S. 13.
- 37 Kunstausstellung Dresden 1929. Brühlsche Terrasse / Veranstaltet von der Dresdner Kunstgenossenschaft. Katalog Nr. 21, S. 17.
- 38 Das Kunstwerk im Raum. Sächsischer Kunstverein. Jahresausstellung 1931, Juli bis Oktober, Brühlsche Terrasse. Katalog Nr. 33.
- 39 Ausstellung Die Kunst dem Volke. Brühlsche Terrasse, Dresden, 21. Oktober bis 3. Dezember 1933. Veranstaltet von den unterzeichneten Verbänden: Gaufachgruppe der NSDAP für bildende Künste (Gau Sachsen), Dresdner Kunstgenossenschaft, Bund deutscher Architekten BDA, Gaufachschaft Deutscher Gebrauchsgraphiker. Katalog, Dresden 1933, S. 15, Nr. 103; S. 35 (Adressverzeichnis).
- 40 Sächsische Kunstausstellung Dresden 1934, Katalog und Führer, Selbstverlag der Ausstellung, Dresden 1934.
- 41 Sächsische Aquarell-Ausstellung Dresden 1934, Brühlsche Terrasse, Juli bis September. Veranstaltet vom Sächsischen Kunstverein zu Dresden. Katalog, Nr. 64, Bei Antons, Nr. 65, Vorort, Nr. 66, Atelierecke.
- Gemälde – und schließlich als graphische Vervielfältigung. Im gleichen Jahr 1927 veranstaltete auch die Dresdner Kunstgenossenschaft eine Ausstellung; dort war Eller mit einem Gemälde, zwei Zeichnungen und zwei Aquarellen vertreten. Das Gemälde trug den Titel: „Allee in Pillnitz“.³³ Die Zweite Jubiläums-Ausstellung des Sächsischen Kunstvereins zu Dresden trug den Titel „Sächsische Kunst unserer Zeit“.³⁴ Sie fand 1928 statt. Zum Programm gehörte erklärtermaßen, die Werke sprechen zu lassen und damit die Schöpfer: „Denn das Bild als optisches Erlebnis hat den Erschütterungen des großen Krieges, wie wir heute wissen, nicht standgehalten. Aus der Not der Zeit wurde eine neue Forderung geboren: Das Bild als Manifest eines seelischen Vorgangs. Von hundert Freiheiten hin und her gerissen, Lust und Begierde, Haß und Trotz, Traum und Werbung mischend, glühte der Expressionismus auf, flackerte hoch, zerging in Asche und Rauch. Und schon hatte das Besinnen auf die sichtbaren Schönheiten der ewig-neuen Menschenwelt heimlich und leise dem Ding an sich wieder seinen Platz in den Bezirken des gemalten, gezeichneten und geformten Kunstwillens verliehen.“ Man wollte jetzt „Persönlichkeiten, keine Genossenschaftler, Verbandsmitglieder, Sezessionisten oder Einzelgänger“ ins Bewusstsein des Publikums heben – und Wilhelm Eller, der sich avantgardistischen Strömungen immer verschlossen und seinen spätimpressionistischen Stil beibehalten hatte, entsprach anscheinend dem Anspruch der Ausstellung, „die sichtbaren Schönheiten der ewig-neuen Menschenwelt“ zu zeigen. Er beteiligte sich mit dem Gemälde „Segelboote“.³⁵ Auch an der Kunstausstellung, die von der Dresdner Kunstgenossenschaft im selben Jahr 1928 veranstaltet worden ist, beteiligte sich Eller mit dem Bild (oder Aquarell?) „Sandgrube“.³⁶ In der Ausstellung der Dresdner Kunstgenossenschaft zeigte Eller 1929 die Darstellung eines Baggers.³⁷ In der Ausstellung „Das Kunstwerk im Raum“, veranstaltet vom Sächsischen Kunstverein 1931, war er mit dem Gemälde „Landschaft mit Teich“ vertreten.³⁸ Wilhelm Eller beteiligte sich 1933 an der Ausstellung „Die Kunst dem Volke“. Der Katalog enthält ein Anschriften-Verzeichnis der Aussteller. Bei Eller ist als Adresse angegeben: Dresden-A, Dürerstr. 55. Interessanter noch ist in unserem Zusammenhang aber das ausgestellte Werk „Laubegaster Ufer“.³⁹ Sollte es sich bei dieser Darstellung um das Motiv des hier vorgestellten Bildes handeln, vielleicht sogar um das Gemälde in der Städtischen Galerie in Dresden?
- Der Künstler war und blieb auch nach 1933 aktiv. Er stellte beispielsweise 1934 im Rahmen der Sächsischen Kunstausstellung in Dresden drei Gemälde aus: Nr. 417, Alte Sandgrube, Nr. 418, Landschaft mit See und Nr. 419, Die Wasserstraße (Neustadt).⁴⁰ Der Dresdner Kunstgenossenschaft gehörten in diesen Jahren eine Reihe von Künstler an, deren Namen auch heute noch Klang haben, darunter Hans Grundig, Edmund Körner, Paul

Oberhoff, Max Pietschmann, Theodor Rosenhauer, Horst Saube, Hans Unger, Otto Westphal.

Im gleichen Jahr 1934 beteiligte sich Eller auch mit drei Aquarellen an der „Sächsischen Aquarell-Ausstellung“, die vom Sächsischen Kunstverein veranstaltet und auf der Brühlschen Terrasse gezeigt worden ist.⁴¹ Während der nächsten Jahre scheint er in den Dresdner Ausstellungen nicht vertreten gewesen zu sein.

Trotzdem war er als Künstler weiterhin tätig - und ist seinen bevorzugten Motiven treu geblieben; so malte er 1939 die „Räcknitzer Sandgruben“, ein Gemälde, das im September 2016 im Kunst-Auktionshaus Schmidt in Dresden angeboten worden ist und das eine „nahezu mediterran wirkende, sommerliche Darstellung der Räcknitzer Sandgrube“ zeigt. Im Auktionskatalog liest man, es sei dem Künstler gelungen, „mit seiner Darstellung des kontrastierenden blauen Himmels die ockerfarbenen Sandpartien zum Leuchten zu bringen.“⁴² Abschließend heißt es: „Die flotte und leichte malerische Umsetzung erinnert an die Manier Robert Sterls.“

Die Kunstausstellung Gau Sachsen 1943 enthielt wieder zwei Gemälde von Eller – und auch einen Hinweis auf seinen damaligen Wohnsitz „Spitzsee, Tirol“.⁴³ Die Bilder zeigen den Titeln nach Landschaften aus den Alpen: Katalog Nr. 46 Achensee und Nr. 47 Der Inn bei Schwaz, Tirol. Man erinnert sich, dass der Sohn, Wolfgang Eller, geschrieben hat, sein Vater wäre als junger Mann aus familiären Gründen einige Zeit in Tirol gewesen: „Mit 19 Jahren siedelt er nach Schwaz in Tirol über in das Haus seiner älteren Schwester. Seinen Unterhalt versucht er mit dem Malen von Landschaften der reizvollen Umgebung zu verdienen. Diese Zeit ist für den jungen Künstler jedoch wenig erfolgreich, so daß er München als nächstes Ziel wählt.“ Obwohl Eller wie so viele andere, heute noch namhafte Künstler auch in der Zeit des Nationalsozialismus in Dresden ausstellte, war er wie diese schon 1945 in der „Ausstellung Nr. 1 Freie Künstler“ vertreten, die „unter dem Schutze des 1. Bürgermeisters Weidauer“ vom Kulturrat der Stadt Dresden in den Räumen der Kunstakademie veranstaltet und am 15. Dezember 1945 eröffnet wurde. Die Vorworte hatten Alfred Wagner und der Maler Karl Kröner verfasst; bei letzterem lesen wir: „Das hohe Ziel der Kunst ist, die Form zu finden, die in der Ergründung geistiger Tiefen und seelischer Durchdringung Berührung hat. [...] Diese erste Ausstellung Dresdner Künstler ist in den Rahmen der Trümmer gestellt wie ein Symbol neuen Lebens, denn Kunst ist Leben – das Leben in verklärter Form!“⁴⁴ Ellers Beitrag bestand aus zwei Aquarellen: Katalog Nr. 23) Alter Kettenschlepper und Nr. 24) Elbe bei Zschieren.

Auch 1946 sehen wir seine Mitwirkung in der Kunstausstellung „Sächsische Künstler“, bei der er mit drei Arbeiten auftrat; das von Kurt Liebmann verfasste Vorwort des kleinen Kataloges trägt den Titel „Die Malerei im demokratischen Deutschland“. Eine wichtige Passage dieses utopistischen Textes lautet: „Die Künstler können nicht mehr nur

für Künstler malen, auch nicht mehr für sogenannte Liebhaber, aber auch nicht mehr für sogenannte weitere Kreise. Die werktätigen Menschen des Erdballes bewegen sich aufeinander zu, sie bilden neue Gemeinschaftsformen. Sie wollen nicht nur eine neue gesellschaftliche Basis. Sie wollen die Kunst des XX. Jahrhunderts.“⁴⁵ An dieser Ausstellung beteiligte sich Eller mit zwei Gemälden und einer Zeichnung: Katalog Nr. 285 Antonbad an der Elbe (Gemälde), Nr. 288 Sächsischer Bauernhof (Gemälde) und Nr. 334 Zschieren (Zeichnung). Abgebildet war wiederum keine seiner Arbeiten.

Letzte Lebensjahre

Am 8. August 1948 wandte sich Wilhelm Eller mit der Bitte um die Ausstellung einiger seiner Werke in den Staatlichen Kunstsammlungen Dresden aus Anlass seines 75. Geburtstages an den damaligen Direktor Dr. Wolfgang Balzer. Eller schrieb: „Sehr geehrter Herr Professor! Es wäre mein Wunsch anlässlich meines 75. Geburtstages (am 3. Oktober) eine Anzahl Arbeiten meiner Hand zu zeigen. Seit 30 Jahren bin ich in fast jeder Kunstaussstellung Dresdens beteiligt gewesen, und so hoffe ich, dass mein Name Ihnen nicht unbekannt ist. Ich hatte diesbezüglich mich auch an den Kulturbund gewendet, welcher mir auch Räume zur Verfügung gestellt hätte, aber dort scheitert es an Wechselrahmen und Vitrinen. Ich habe leider bei der Zerstörung Dresdens alles verloren so auch meine Wechselrahmen. Ich habe in den letzten Jahren eine größere Anzahl Aquarelle und Sepia-Zeichnungen wieder angefertigt, einige wenige Arbeiten von früheren Jahren konnte ich retten. – Ich würde mich außerordentlich freuen, wenn Sie, sehr geehrter Herr Professor, mir zu einer Ausstellung meiner Arbeiten verhelfen könnten und bitte Sie, mir in dieser Angelegenheit freundlichst eine Mitteilung zu geben, wann ich Sie sprechen kann. Mit vorzüglicher Hochachtung Wilhelm Eller.“⁴⁶

In einem Aktenkonvolut, das sich im Forschungsarchiv der Staatlichen Kunstsammlungen Dresden befindet und das diesen Brief enthält, folgen handschriftliche Listen mit den Titeln von Werken, die hätten ausgestellt werden können; allerdings erst im April 1949, also im Jahr nach dem 75. Geburtstag, wurden insgesamt 65 Aquarelle, Sepiazeichnungen und Tuschzeichnungen aufgelistet. Eine Ergänzungsliste folgte am 9. Mai 1949. Sie enthält Aquarelle, Holzschnitte, Lithographien und Federzeichnungen, insgesamt 23 Stück sowie „Eine kleine Mappe mit 26 Bleistiftzeichnungen“. Wie viele Arbeiten wirklich gezeigt wurden, soll hier nicht erörtert werden. Ein Katalog konnte nicht erscheinen.

Die Ausstellung, die dann 1949 tatsächlich zustande kam, stellte aber mehrere Dresdner Zeichner und Bildhauer vor. Die Einladung zur Eröffnung hatte folgenden Text: „Die Staatlichen Kunstsammlungen zeigen in ihren Räumen Güntzstraße 34: / Magdalene Kressner / Reinhold Langner

/ Herbert Volwahn / (Plastik / Zeichnungen / Graphik) / Wilhelm Eller / (Aquarelle) / Albert Wigand / (Zeichnungen). / Zur Eröffnung / am Sonntag, dem 22. Mai, vormittags 11 Uhr, werden Sie ergebenst eingeladen. / Dr. Balzer, Direktor.“ In der Tageszeitung „Tägliche Rundschau“ ist diese Ausstellung am 20. Juli 1949 besprochen worden; zu Eller liest man: „Die Aquarelle von Wilhelm Eller, die in einem anderen der Ausstellungsräume gezeigt werden, sind charakterisiert durch gutes technisches Können und eine echte Beziehung von Licht und Farbe (unter Ausnutzung der für das Aquarell oft entscheidenden Durchsichtigkeit der Stimmung). Das Kolorit ist ausgewogen, ausgeglichen und angenehm, wenn man auch keine besonders starke persönliche Note in diesen Arbeiten entdeckt.“⁴⁷

Fünf Jahre später, 1954, fand die anfangs erwähnte „Gedächtnisausstellung Dresdener Künstler“ stattgefunden, mit deren Vorbereitung und Durchführung Annaliese Meintschel durch die damalige Direktorin der Staatlichen Kunstsammlungen beauftragt worden war;⁴⁸ nach der Verabschiedung von Wolfgang Balzer 1951 hatte Dr. Gertrud Rudloff-Hille die Direktion übernommen. Im Zusammenhang mit der Ausstellungsvorbereitung findet sich in dem entsprechenden Aktenkonvolut der Durchschlag eines knappen Schreibens, das Aufschluss über Ellers Sterbedatum gibt. Dieses Datum wird in den Künstlerlexika Vollmer und Saur mit dem 14. März 1951 angegeben; der Sterbetag wird auch von Annaliese Meintschel so benannt, das Jahr aber ist mit 1953 verzeichnet, also zwei Jahre später.

Das fragliche Schreiben hat Gertraud Fischer unterzeichnet, die damalige Sekretärin der Direktion⁴⁹; es lautet: „Sehr geehrter Herr Eller – die Staatl. Kunstsammlungen bestätigen den Empfang Ihres Schreibens vom 20. 10. 51. Wir haben dieses Schreiben an die Verwaltung für Kunstangelegenheiten weitergeleitet und hoffen, dass von dort ein Ankauf getätigt werden kann.“⁵⁰ Durch diese Korrespondenz wird bestätigt, dass Wilhelm Eller nicht 1951, sondern tatsächlich erst 1953 gestorben ist: Wie hätte er sonst im Oktober 1951 einen Brief schreiben können, da er doch angeblich bereits seit dem März 1951 tot gewesen sein soll!

Die Korrespondenz wegen der Ausstellung 1954 wurde von der Witwe des Malers geführt, Frau Elsa Eller. Sie stellte 23 Aquarelle und mehr als 20 Zeichnungen als Leihgaben zur Verfügung. Ölgemälde waren nicht darunter.⁵¹ Sein Beitrag muss künstlerisch und motivisch ganz und gar dem entsprochen haben, was schon gut 25 Jahre früher im Vorwort zur Jubiläums-Ausstellung des Sächsischen Kunstvereins 1928 festgestellt worden war: „Und schon hatte das Besinnen auf die sichtbaren Schönheiten der ewig-neuen Menschenwelt heimlich und leise dem Ding an sich wieder seinen Platz in den Bezirken des gemalten, gezeichneten und geformten Kunstwillens verliehen.“

42 Schmidt Kunstauktionen Dresden, 49. Kunstauktion, Bildende Kunst des 16. - 21. Jh., Samstag, 17. September 2016, Lot 40. – Das quer rechteckige Gemälde ist signiert und datiert 39; es misst 60 x 80 cm.

43 Kunstaussstellung Gau Sachsen 1943, Gemälde, Plastik, Graphik. Veranstaltet vom Sächsischen Kunstverein Dresden. Schirmherr der Ausstellung Reichstatthalter und Gauleiter Martin Mutschmann, Dresden 1943.

44 Drei Künstler, Ausstellung Nr. 1, unter dem Schutze des 1. Bürgermeisters Weidauer, veranstaltet vom Kulturamt der Stadt Dresden in den Räumen der Kunstakademie, Brühlsche Terrasse. 15. 12. 1945 bis 15. 1. 1946, Dresden 1945.

45 Kunstaussstellung Sächsische Künstler. 28. März - 30. Juni 1946 des Kulturbundes zur demokr. Erneuerung Deutschlands. Im Auftr. der Landesverwaltung des Bundeslandes Sachsen. Sonderchau ‚Opfer des Faschismus‘. Dresden, Brühlsche Terrasse. Staatliche Kunstakademie, Dresden 1946, Vorwort.

46 Staatliche Kunstsammlungen Dresden, Forschungsarchiv, 02 / VA / 118.

47 Tägliche Rundschau (Tageszeitung, herausgegeben vom 15. Mai 1945 bis Ende Juni 1955 von der Roten Armee in der Sowjetischen Besatzungszone bzw. der DDR), 20. Juli 1949, Artikel: Dresdner Zeichner und Bildhauer. Bemerkungen zu einer Ausstellung in der Elbstadt.

48 Staatliche Kunstsammlungen Dresden, Forschungsarchiv, 02 / VA / 134.

49 Gertraud Fischer war Direktions-Sekretärin bis zum Jahre 1983!

50 Staatliche Kunstsammlungen Dresden, Forschungsarchiv, 02 / VA / 134; Gertraud Fischer war bis 1983 Direktions-Sekretärin in der Gemäldegalerie Alte Meister.

51 Frau Elsa Eller hatte wieder eine neue Adresse: Dresden, Lenbach-Str. 5, die wohl auch ihre letzte Adresse geblieben ist.

- 52 Staatliche Kunstsammlungen Dresden, Forschungsarchiv, 02 / KK 60, Bd. 2.
- 53 Wolfgang Eller: Wilhelm Eller zum 100. Geburtstag, in: Dresdner Monats-Blätter. Zeitschrift der Freunde Dresdens. Ausgabe Januar 1973, 24. Jahrgang, Folge 1, S. 267-269.
- 54 Gert Söder, in: Saur, Allgemeines Künstlerlexikon. Die Bildenden Künstler aller Zeiten und Völker. Bd. 33, München/Leipzig 2002, S. 297.
- 55 Joseph August Beringer (1862–1937), in: Thieme/Becker: Allgemeines Lexikon der bildenden Künstler von der Antike bis zur Gegenwart. Bd. 3, Leipzig 1909, S. 503.

Eine Nachricht über die letzten Lebensjahre der Witwe des Künstlers

Im Forschungsarchiv der Staatlichen Kunstsammlungen Dresden wird ein Schreiben verwahrt, das einerseits noch einmal das Sterbedatum von Wilhelm Eller richtig mit 1953 angibt und das andererseits zeigt, dass die Witwe des Malers im Jahre 1960 „fürsorgebedürftig“ war; sie verfügte damals noch über 42 Werke ihres verstorbenen Mannes, die ein Anhang zu dem Brief auflistet, der hier zitiert wird: „Rat des Stadtbezirkes Süd / Der Stadt Dresden / Sachgebiet Gesundheits- und Sozialwesen / Sachgruppe Sozialwesen / An die Staatl. Kunstsammlung Dresden-Gemäldegalerie / Dresden - A 1 / am Zwinger / Wir betreuen seit Jahren Frau Elsa Eller, Dresden A – 20, Lenbachstr. 5, aus Mitteln unserer werktätigen Bevölkerung. Aus dem Nachlaß ihres 1953 verstorbenen Ehemannes Wilhelm Eller, welcher selbständiger Kunstmaler war, sind die im beiliegenden Verzeichnis aufgeführten Bilder vorhanden. Da dieselben für Frau Eller einen noch zu schätzenden Vermögenswert darstellen, ist Frau Eller bei Veräußerung verpflichtet, den entstandenen Fürsorgeaufwand uns zurückzuerstatten. Bisher war es leider noch nicht möglich die Bilder umzusetzen und konnte sich vor allem Frau Eller von denselben nicht trennen. Im Rahmen des Aufbaues unserer Kulturstadt sind wir der Ansicht, daß diese Bilder für die Stadt Dresden doch noch einen gewissen Wert haben. Wir überreichen Ihnen ein Verzeichnis der vorhandenen Bilder und bitten um Überprüfung inwieweit dieselben käuflich erworben werden können. Für Ihre Bemühungen danken wir Ihnen und bitten um Ihre Stellungnahme. (Penzel) Sachbearbeiter.“⁵² Der Brief trägt den handschriftlichen Vermerk: „Koll. Zimmermann m. d. B. um Besichtigung.“ Dieser Brief wurde von der Gemäldegalerie Neue Meister, in der sich Horst Zimmermann um die Angelegenheit hätte kümmern sollen, zuständigkeitshalber an das Kupferstich-Kabinett weitergeleitet, da es sich bei den 42 Werken der Liste vor allem um Landschafts-Aquarelle und Landschafts-Zeichnungen gehandelt hat; nur zwei Gemälde waren darunter: „Nr. 39) Alte Windmühle (Oel) / Nr. 40 Strehleiner Landschaft m. Wolken (Oel)“. Aus den Akten geht nicht hervor, ob aus der erbetenen Besichtigung ein Ankauf geworden ist.

Wilhelm Eller und sein Lehrer Eugen Bracht

Folgt man den Angaben von Wolfgang Eller, dann hat sein Vater schon 1911, also im Alter von 37 oder 38 Jahren, das Studium bei Eugen Bracht an der Dresdner Kunstakademie aufgenommen; nach den Akten der Kunstakademie war es 1913 – und das hat Wolfgang Eller am Schluss seiner

Biographie des Vater bestätigt, wenn er schrieb: „Als Wilhelm Eller nach 40jähriger Tätigkeit in Dresden am 14. 3. 1953 stirbt, geht ein reich erfülltes Künstlerleben zu Ende.“⁵³ Geblieben ist Wilhelm Eller bei seinem Lehrer bis zu Eugen Brachts Pensionierung bzw. bis zu seiner eigenen Exmatrikulation 1916, also entweder drei oder sogar volle fünf Jahre. Das berechtigt zu der Frage, was er von diesem damals hoch angesehenen Professor gelernt oder sogar übernommen haben könnte.

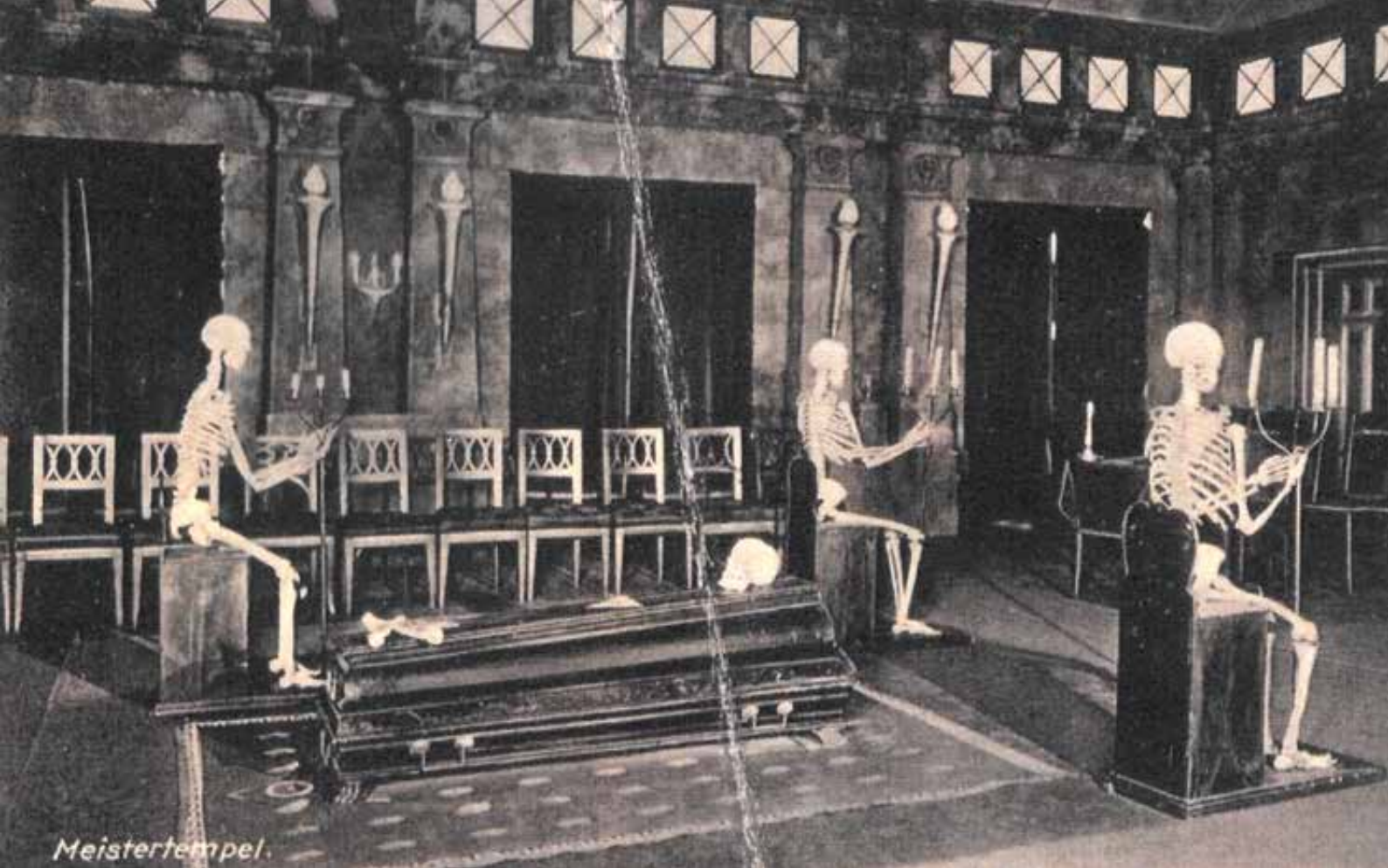
Blickt man auf den Lebensweg von Eugen Bracht, dann fällt auf, dass auch dessen Hinwendung zur Kunst und dann speziell zur Landschaftsmalerei nicht geradlinig und ohne Brüche verlaufen ist. Geboren in der französischen Schweiz, in Morges, einem seinerzeit wichtigen Handelsstädtchen mit großem Hafen, gelegen am Nordufer des Genfer Sees, mit Blick auf den Montblanc, kam er mit seinen aus Westfalen stammenden Eltern noch als Kind 1850 nach Darmstadt zurück. 1859 trat er in die Karlsruher Kunstschule ein, ging dann 1861 bis 1864 nach Düsseldorf – und beendete die weitere Ausbildung, um Kaufmann zu werden! Von 1875 an verstand er sich aber wieder als Maler; wir sehen ihn im Lehrkörper der Kunstschule in Karlsruhe, von wo er 1881 als Professor nach Berlin und 1901 nach Dresden berufen wurde.

Abenteuerliche Studienreisen führten Bracht 1880/81 nach Ägypten, Syrien und Palästina, dann in die Hochalpen, so ins Wallis, später auch an die ligurische Küste sowie 1890/91 wieder in den Orient; und das alles Jahrzehnte vor den Ägypten-Reisen von Max Slevogt und Paul Klee! Man kann sich gut vorstellen, dass ein Student wie der in Venedig geborene Wilhelm Eller, der über Florenz und Tirol und München sowie Siebenbürgen und Berlin nach Dresden gekommen war, sich von einem solchen Lehrer besonders angezogen fühlte!

Gert Söder hat 2002 geschrieben, Wilhelm Eller habe zu einer Generation von Dresdner Künstlern gehört, „die sich am Anfang des 20. Jahrhunderts allen modernen Strömungen verweigerte, und in akademischer Tradition eine der Romantik verpflichtete Malerei weiter zu pflegen. Stimmungsvolle Sujets und koloristisch ausgewogene Kompositionen bestimmen Ellers Werk.“⁵⁴

Von seinem Lehrer Eugen Bracht hatte es 1909 geheißen, dass seine Malerei in den späteren Jahren malerisch und unstofflich geworden sei, vereinfacht im Farbigen unter Herausarbeitung der Stimmung, mit einer gesteigerten Knappheit und Gliederung der Massen, dabei lyrische Töne anschlagend.⁵⁵ Man könnte diese Beschreibung des Charakters der späten Gemälde von Eugen Bracht auch auf das hier vorgestellte Bild „Laubegaster Ufer mit Fähre“ von Wilhelm Eller anwenden, der den künstlerischen Auffassungen seines Lehrers treu geblieben ist, bis in eine Zeit hinein, die längst anderen Zielen zustrebte.

Autor
Prof. Harald Marx
Dresden



Hakenkreuz und Winkelmaß

Zur antifreimaurerischen Politik und Propaganda in Sachsen 1933-1945

Volker Knüpfer

Einführung

Ihr 200-jähriges Jubiläum konnten die Freimaurer in Sachsen 1938 nicht mehr begehen. Der NS-Staat hatte wenige Jahre zuvor auch hier wie im gesamten Reichsgebiet die letzten freimaurerischen Reststrukturen zerschlagen.

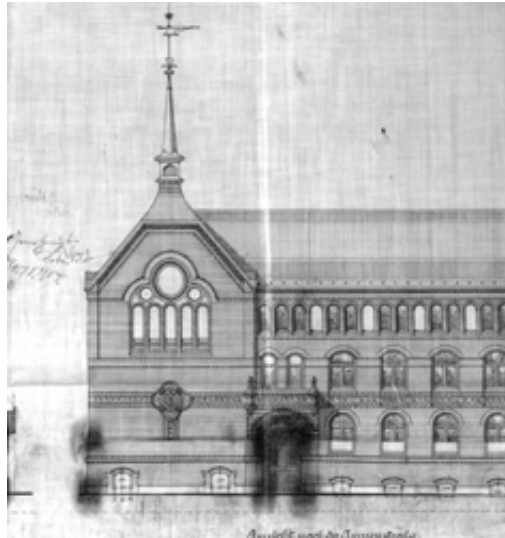
Seit Gründung der ersten sächsischen Freimaurerloge 1738 in Dresden¹ hatte sich die Freimaurerei in Sachsen zunächst in den größeren Städten, vereinzelt aber auch an Herrschaftssitzen von freimaurerisch gesinnten Adligen im kleinstädtisch-ländlichen Raum ausgebreitet.² Sachsen entwickelte sich trotz manch krisenhaften Einbrüchen im Auf und Ab des Logenlebens zu einer Schwerpunktregion der Freimaurerei in Deutschland. Seit Mitte des 18. Jahrhunderts übte das Hochgradsystem³ der sogenannten Strikten Observanz, das sich in Nachfolge des mittelalterlichen Templerordens sah und in Sachsen sein Basiszentrum hatte, ei-

nen starken Einfluss auf die Freimaurerei aus. Mit dem geforderten strengen Gehorsam gegenüber „Unbekannten Oberen“ und der Überbetonung des Esoterisch-Hermetischen hatte dieses System über seine Auflösung 1782 hinaus das öffentliche Bild von einer angeblich geheimen zentralen maurerischen Lenkungsbehörde und undurchsichtigen Logenverhältnissen begünstigt.

Nach mehreren erfolglosen Anläufen gelang es 1811 mit der Gründung der Großen Landesloge von Sachsen mit Sitz in Dresden eine dauerhafte Dachorganisation zu schaffen, der bald ein Großteil der sächsischen Logen beitrug.⁴ Ab Mitte des 19. Jahrhunderts entwickelte sich zunehmend ein dichtes Netz von Logen und ihnen zugeordneten Klubs und „Kränzchen“, sodass Ende der 1920er Jahre in der Mehrzahl der sächsischen Städte freimaurerische Organisationen existierten. 1930 zählte die Große Landesloge in Sachsen 45 Bundeslogen mit rund 7.200 Mitgliedern. Die 1924

Inszenierter Freimaurertempel im nationalsozialistischen „Sächsischen Logenmuseum“ in Chemnitz. Hier sollte der angeblich verschwörerische und obskure Charakter der Freimaurerei suggeriert werden.

Bauzeichnung für das Haus der Loge „Zur Harmonie“ in Chemnitz, 1904. Das Logengebäude nahm 1936 das „Sächsische Logenmuseum“ auf.



gegründete zweite Großloge, die Große Deutsche Bruderkette mit Sitz in Leipzig, umfasste zehn Logen mit etwa 1.900 Mitgliedern.⁵ Dazu kam eine Anzahl weiterer Logen, die anderen deutschen Großlogen angehörten.⁶

Die Leitvorstellungen der Freimaurerlogen beruhen auf einer Geisteshaltung, die auf Toleranz Brüderlichkeit, Menschenliebe und freie Entwicklung der Persönlichkeit orientiert. Gleichwohl bleibt dieses Ideen- und Handlungsfundament verschiedenartig ausgestaltbar, kennzeichnen starke Differenzierungen die Freimaurerei. Eine Durchmischung und unterschiedliche Akzentuierung rationaler, esoterischer und religiöser Elemente prägen das Bild. Die sächsische Landesloge gehörte zur sogenannten humanitären Richtung der Freimaurerei in Deutschland, die den Toleranzgedanken betonte, sich im Unterschied zu christlich ausgerichteten Großlogen zu einem religionsübergreifenden göttlichen Prinzip bekannte und im Grundsatz auch für Nichtchristen offen war.⁷ Stets wurden die Logen von der Entwicklung verschiedener gesellschaftlicher Interessenlagen und den vorherrschenden Zeitströmungen mit geprägt. Zugleich konnten sie ihrerseits gesellschaftliche Gestaltungskraft entwickeln und zum Mitträger wirkungsmächtiger Ideen werden. Teile der Freimaurerei haben zur Entwicklung bürgerlicher Gesellschaftsmodelle im Sinne der Aufklärung beigetragen.⁸ Nicht wenige Freimaurer waren an der Entfaltung der liberalen und demokratischen Bewegung in der ersten Hälfte 19. Jahrhundert beteiligt.

Nachdem seit Ende der 1820er Jahre die liberale Öffentlichkeit auch in Sachsen verstärkt den Diskurs zur Judenemanzipation führte⁹, kam es zunehmend auch in den sächsischen Logen zur Diskussion über die Aufnahme von Juden. 1837/38 entschied sich die Sächsische Großloge prinzipiell für die Zulassung von Juden als „besuchende Brüder“ in den Bundeslogen, wobei die Entscheidung über das Besuchsrecht letztlich bei den einzelnen Logen liegen sollte. 1847 ging die Leipziger Loge „Apollo“ als erste Loge in Sachsen über dieses Be-

suchsrecht hinaus und nahm einen Aufnahmesuchenden jüdischen Glaubens ritualmäßig als reguläres Mitglied auf.¹⁰

Im Verlauf des 19. Jahrhunderts bildeten die Freimaurerlogen, deren Mitglieder jetzt in der übergroßen Mehrheit aus dem gehobenen und mittleren Bürgertum kamen, einen wichtigen Faktor der sich formierenden Bürgergesellschaft. Sie waren als Teil des bürgerlich-städtischen Vereinswesens Orte der bürgerlichen Selbstorganisation und -kommunikation. Freimaurerisches Wirken wurde als Feld praktizierter bürgerlicher Tugenden und Werte wahrgenommen. Gemeinnütziges und soziales Engagement gehörten zum festen Tätigkeitsfeld der Logen.

Es zählt zu den traditionellen freimaurerischen Grundsätzen, als Organisation einen unpolitischen Charakter zu wahren und sich nicht in tagespolitische Auseinandersetzungen einzumischen. Trotz dieses Anspruches standen die Logen nicht außerhalb der politischen Realität ihrer Zeit. Im gesellschaftlichen Selbstverständnis auch der sächsischen Logen und ihren Mitgliedern dominierten Staatstreue, die Identifikation mit dem 1871 entstandenen Kaiserreich und die enge Bindung an das nationalkonservative Lager. Nach 1918 verstärkten sich, wie in der übergroßen Mehrheit der deutschen Freimaurerei, auch innerhalb der sächsischen Großloge rechtskonservativ-nationalistische Tendenzen. Skepsis bzw. ablehnende Haltung zum demokratisch-parlamentarischen System der Weimarer Republik und demonstrative Distanz zu den Freimaurerorganisationen der ehemaligen „Feindstaaten“ im Ersten Weltkrieg waren vorherrschend.¹¹

Schon sehr früh war die Freimaurerei mit massiven Angriffen ihrer Gegner konfrontiert. Konservativ-antiliberalen Kräfte und der katholische Klerus sahen sich von der Freimaurerei mit ihren emanzipatorischen Ansätzen und Toleranzvorstellungen herausgefordert und bezichtigten sie der weltumfassenden Konspiration gegen Thron und Altar. Revolutionen, gesellschaftliche Zerrüttung und Kriege wurden als Ergebnis eines freimaurerischen Komplotts hingestellt. Die verzerrte Wahrnehmung und ideologisch-polemische Überhöhung bestimmter Eigenschaften der Freimaurerorganisationen führten zu politisch instrumentalisierten Verschwörungskonstrukten.¹² Die Logen als nichtöffentliche Vereinigungen mit ihrem arkanen Innenraum und den mystischen Zügen ihrer rituellen Praxis und Symbolik, aber auch nichtdogmatische Grundsätze des Freimaurerbundes boten einen gewissen Nährboden für Dämonisierung und Unterstellung feindseliger Haltungen zu Kirche, Religion und Staat. Obgleich die Freimaurerlogen nach ihrem allgemeinen Selbstverständnis auf geistig-moralische Zielstellungen ausgerichtet sind, können freimaurerische humanitär-sittliche Wertvorstellungen und Ideale durchaus ein Potenzial für politisches Handeln aufweisen. Zeitweilige personelle Querverbindungen zu radikal-politischen Geheimorganisationen, wie etwa den 1776

gegründeten Illuminatenorden und das Engagement einzelner Freimaurer in liberalen und demokratischen Organisationen, waren immer wieder Anlass zu nicht haltbarem, ideologisch motiviertem Komplottdenken. Die freimaurerischen kosmopolitischen Ideen eines humanitären „Menschheitsbundes“ und einer „Weltbruderkette“ dienten als Anknüpfungsfäche für die abstruse antimasonische Legende von einer einheitlich gelenkten internationalen Verschwörungspraxis der Logen. Im Zusammenhang mit der Französischen Revolution 1789 und insbesondere mit den Revolutionsereignissen 1848/49 kam es auch in Sachsen verstärkt zu antimaurerischen Aktivitäten.¹³ Für Aufsehen sorgte 1850/51 die aggressive Polemik des ultrakonservativen Publizisten und Advokaten Eduard Emil Eckert. Dieser behauptete, „daß die Revolution im Staat“ auf eine „geheime Verschwörungsmacht“ des „Freimaurer-Ordens“ zurückgehe und forderte in Eingaben an die sächsische Staatsregierung und den Landtag das Verbot der Freimaurerlogen in Sachsen und im gesamten Deutschen Bund. Obgleich Landtag und Regierung die unhaltbaren Anschuldigungen zurückwiesen und Logenmitglieder ihre Staatstreue betonten, begünstigte Eckerts Auftreten Misstrauen gegen die Freimaurerei und Verschwörungdenken.¹⁴

Zum antifreimaurerischen Feindbild des Nationalsozialismus

Das obsessive Vorgehen der Nationalsozialisten gegen die Freimaurerei wird nur verständlich, wenn man die gedanklichen Grundlagen dieser Feindschaft näher erfasst. Die antimaurerischen Ideologeme des Nationalsozialismus waren an tradierten antimasonischen Argumentationsmustern orientiert, erfuhren aber spezifische Schwerpunktsetzungen und Einfärbungen.

Seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nahm in den Verschwörungskonstrukten die Verquickung von Freimauerei und Judentum zunehmend Gestalt an. Einzelne Schriften des aufkommenden modernen Antisemitismus integrierten ausdrücklich die Freimaurerlogen in ihr Feindbild. So etwa in einem 1888 erschienenen Beitrag über „Freimaurerei und Judentum“ in der „Antisemitischen Correspondenz“ Theodor Fritschs, eines frühen Wortführers des Antisemitismus, der in Leipzig als Verleger und Publizist wirkte und eine herausgehobene Rolle bei der Installation kommunikativer Netzwerke und organisatorischer Strukturen der völkischen Bewegung spielte.¹⁵ Insbesondere nach dem Ersten Weltkrieg verdichteten sich mit Kriegsniederlage, Zerburchen der Monarchie und tiefgreifenden gesellschaftlichen Krisenerscheinungen die Vorstellungen einer angeblichen „jüdisch-freimaurerischen Weltverschwörung“, der Streben nach „Weltherrschaft“ und Verantwortung für Krieg und Kriegsfolgen angedichtet wurde.¹⁶ Eine große Wirkung entfalteten hier die sogenannten „Protokolle der Weisen von Zion“, das wohl bekannteste jüdenfeindliche Pamphlet,

welches seit 1919/20 auch in Deutschland von antisemitisch-völkischen Kräften in vielen Auflagen massenweise verbreitet wurde.¹⁷ Die Fiktion von den Freimaurerlogen als Instrument zur Verwirklichung „jüdischer Weltherrschaft“ bildete die antimasonische Kernsubstanz der „Protokolle“. 1923 hatte Alfred Rosenberg, führender Ideologe der NS-Bewegung, in einer kommentierten Ausgabe der „Protokolle“ ausgiebig derartige Verschwörungsfantasien propagiert.¹⁸ Der schon erwähnte Fritsch veröffentlichte 1924 in Leipzig erstmals seine, bis 1933 in 100.000 Exemplaren erschienene Version der Schrift unter dem Titel „Die zionistischen Protokolle. Das Programm der internationalen Geheim-Regierung“. Darin heißt es u. a., die angeblich jüdischen Verschwörer würden „in allen Ländern der Welt freimaurerische Logen gründen und vermehren und in ihnen alle Persönlichkeiten anlocken, die in der Öffentlichkeit hervorrage können.“ „In diesen Logen werden wir den Knoten schlingen, der alle revolutionären und liberalen Elemente zusammenhält.“¹⁹ Adolf Hitler rezipierte die „Protokolle“ und schrieb 1925 in seinem Buch „Mein Kampf“: „der Jude [...] hat in der ihm vollständig verfallenen Freimaurerei ein vorzügliches Instrument zur Verfechtung wie aber auch zur ‚Durchschiebung‘ seiner Ziele. Die Kreise der Regierenden sowie die höheren Schichten des politischen und wirtschaftlichen Bürgertums gelangen durch maurerische Fäden in seine Schlingen.“²⁰

Als besonders einflussreiche antifreimaurerische Schrift der Nachkriegszeit, mit der sich auch die sächsischen Logen intensiv auseinandersetzten²¹, kann das 1919 erstmals erschienene Buch „Weltfreimaurerei – Weltrevolution – Weltrepublik“ des österreichischen deutschnationalen Politikers und Publizisten Friedrich Wichtl gelten. Nach Wichtl, der seine, teils gefälschten Quellen willkürlich auswählte und unkritisch benutzte, habe die „revolutionäre Freimaurerei“ den Ersten Weltkrieg „als schon lange vorbereitete Kraftprobe der Weltfreimaurerei“ zum Sturz der verbliebenen Monarchien und Auslösung der „Weltrevolution“ angezettelt, um „die Weltrepublik auf den Trümmern der alten zerfallenden Reiche aufzubauen“. Die Schrift verwies wiederum ausdrücklich auf „die Juden“, die es angeblich verstünden, „der Loge ihren Geist einzuhauchen und sie ihren eigenen Zwecken dienstbar zu machen“.²² Wichtls Buch fand starke Resonanz in der NSDAP, der junge Heinrich Himmler vermerkte zu der Schrift: „Ein Buch, das über alles aufklärt und sagt gegen wen wir zu kämpfen haben“²³

In der zweiten Hälfte der 1920er Jahre eröffnete Erich Ludendorff, populärer ehemaliger General im Ersten Weltkrieg und führend beteiligt an der deutschen Kriegsleitung, mit seiner Schmähschrift „Vernichtung der Freimaurerei durch Enthüllung ihrer Geheimnisse“ eine breitenwirksame antifreimaurerische, stark vom Rassenantisemitismus geprägte Kampagne, die auch Sachsen erfasste.²⁴ Nach Ludendorffs absurden Vorstellungen würde das Logenritual auch die nichtjüdischen

Titelblatt einer von NSDAP und DAF herausgegebenen antifreimaurerischen Hetzschrift, 1938

Freimaurer zu „künstlichen Juden“ machen. Die Freimaurerei arbeite „für die jüdische, kapitalistisch-priesterliche Weltmonarchie durch Töten jedes Rassegefühls“. Während die meisten antimaurerischen Agitatoren der Nachkriegszeit die national-konservative deutsche Freimaurerei weitgehend schonten, richtete sich Ludendorffs Polemik, wie es auch kennzeichnend für die NS-Ideologie wurde, ausdrücklich auch gegen diese Logen.²⁵

Obgleich Rosenberg teilweise von Ludendorffs irrationalen Überspitzungen Abstand nahm, wurde in seiner 1929 erschienenen Schrift „Freimaurerische Weltpolitik im Lichte der kritischen Forschung“ neben den „romanisch-angelsächsischen Logen“ die gesamte deutsche Freimaurerei ebenfalls Zielscheibe eines Frontalangriffes. Sie wäre mit den „Odium nationaler Anrühigkeit“ behaftet und halte letztlich an einem „rassenlosen Menschheitsbund“ als Ziel fest, nationalistische Positionen innerhalb der deutschen Logen diene nur der Verschleierung dieser eigentlichen Absicht. Rosenberg formulierte hier bereits deutlich die Prämissen der antifreimaurerischen Stoßrichtung des späteren NS-Staates: Wie den Marxismus müsse man auch die Freimaurerei „weltanschaulich überwinden und organisatorisch zerschlagen“.²⁶

Mit der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten wurde der Antimasonismus zu einem Teil der Staatsideologie und -politik.²⁷ Seine untrennbare Verbindung mit dem radikalen Antisemitismus verlieh dem Kampf gegen den „Gegner Freimaurerei“ einen herausgehobenen Stellenwert. Insgesamt gesehen bündelte das nationalsozialistische Feindbild „Juden und Freimaurer“



Dr. Franz Alfred Six (1908–1975), Leiter der antifreimaurerischen „Gegnerforschung“ und Propaganda im SD-Hauptamt und RSHA



wesentliche antiemanzipatorische und antimoderne Komponenten der NS-Ideologie. Zunehmend zeichnete sich die Tendenz ab, ein in sich geschlossenes, von rassistischen, weltanschaulichen und politischen Grundsätzen geleitetes antifreimaurerisches Feindbild zu konstruieren. Hier spielte der Sicherheitsdienst (SD) der SS eine führende Rolle. Zu seinen Aufgaben zählten neben geheimdienstlichen Ermittlungen zu Logenmitgliedschaften und freimaurerischen Aktivitäten auch die ideologisch-politische Bewertung der Freimaurerei und die Unterstützung der antimaurerischen Propaganda. Dabei ging es insbesondere darum, die Freimaurerei als „weltanschaulichen Gegner“ zu stigmatisieren und zu bekämpfen. Auf der Grundlage des radikalen Rassenantisemitismus wurden die weltanschauliche „Zersetzungsarbeit“ der Freimaurerei und ihre angeblichen gesellschaftlichen und politischen Folgen zur Kernsubstanz des antifreimaurerischen Gegnerbildes. Der SD versuchte im Bestreben nach einer höheren Effektivität und größeren Glaubwürdigkeit der freimaurerfeindlichen Ideologie eine gewisse versachlichtete Linie mit einem „wissenschaftlichen“ Anstrich durchzusetzen und plumpe, offensichtlich irrealer Agitation vor allen aus dem völkischen und frühen nationalsozialistischen Umkreis zurückzudrängen.²⁸ Intellektueller und organisatorischer Kopf der antifreimaurerischen Aktivitäten des SD war Franz Alfred Six, der bis Anfang der 1940er Jahre die jeweiligen Abteilungen für „Gegnerforschung“ und „weltanschauliche Auswertung“ des SD-Hauptamtes bzw. des Reichssicherheitshauptamtes führte und aus NS-Sicht mehrere „wissenschaftlich“ angelegte Schriften über die Freimaurerei verfasste.²⁹

präsidenten“ war ein vom SD nach der Besetzung Norwegens in Osloer Logenakten entdecktes Foto, das Roosevelt 1935 in der Architekt-Loge in New York zeigte. Obgleich die Logenzugehörigkeit des Präsidenten allgemein bekannt war und auch von amerikanischer Seite nicht bestritten wurde, stilisierte die NS-Presse das Bild zu einer „gesperrten Geheimaufnahme“, die angeblich den „jüdisch-freimaurerischen Kreis, der die Politik des Kriegshetzers Roosevelt beherrscht“, dokumentiere.³³ Die zentrale Presselenkung sorgte dafür, dass der groß angelegte Propagandafeldzug auch in der sächsischen Regionalpresse mit entsprechenden Schlagzeilen und bis in die Lokalspalten breiten Widerhall fand.³⁴ Antimasonische Erklärungsmuster wurden insbesondere auch aktiviert, als es nach der Kriegswende um den Zerfall der Bündnisbeziehungen ging. So bezeichnete die gleichgeschaltete sächsische Presse – unter völliger Ignorierung der tatsächlichen Zusammenhänge – den Sturz Benito Mussolinis 1943 als Resultat der „Wühlarbeit der Freimaurer in Italien“.³⁵

Staat und NSDAP in Frontstellung gegen die Freimaurerei 1933-1935

Verbotsmaßnahmen und Terror richteten sich unmittelbar nach der „Machtergreifung“ 1933 in erster Linie gegen die politische Linke. Zwar ließen die Nationalsozialisten nie einen Zweifel an ihrer Frontstellung gegen die Freimaurerei, aber zumindest bis zu den für März 1933 angesetzten Reichstagswahlen hielten sie sich, um nicht abschreckend auf bürgerliche Wählerschichten zu wirken, mit Repressivmaßnahmen gegen Logen und ihre Mitglieder zurück. Das dann bald einsetzende Vorgehen von Staat, NSDAP und anderen nationalsozialistischen Organisationen gegen die Freimaurerlogen verfolgte das Ziel, die freimaurerischen Körperschaften systematisch zu schwächen und schließlich auszuschalten. Eine Welle brutale Übergriffe der SA auf Logeneigentum wie etwa in Preußen im Sommer 1933³⁶

ist aus Sachsen nicht bekannt. Doch kam es nach der Übernahme der politischen Schlüsselstellungen durch die Nationalsozialisten³⁷ hier schon relativ früh zu direkten staatlichen Maßnahmen gegen die Freimaurer. Am 26. Mai 1933 erließ das Sächsische Gesamtministerium eine Verordnung, nach der „Personen, die einer Freimaurerloge angehören, [...] im öffentlichen Dienst nicht mehr anzustellen“ waren. Die Verordnung sollte unmissverständlich die „Einstellung der neuen Staatsführung zum Freimaurertum“ klar machen.³⁸ Sie zielte zunächst nicht auf eine sofortige Entlassung von Freimaurern aus dem öffentlichen Dienst, sondern sollte mit der angedrohten beruflichen Diskriminierung weitere Austritte aus den Logen veranlassen, den Auflösungsdruck auf die noch verbliebenen, aber bereits stark geschwächten freimaurerischen Organisationen erhöhen und nicht zuletzt der allgemeinen öffentlichen Stigmatisierung der Freimaurerei, jetzt staatlich sanktioniert, dienen. Die NS-Presse unterstützte nach Kräften solche Bestrebungen und unterrichtete an vorderer Stelle über die freimaurerfeindlichen Bestimmungen. Die „Chemnitzer Tageszeitung“ etwa verwies mit der Schlagzeile „Kein Logenbruder mehr Beamter“ auf die Verordnung und veröffentlichte unter der Überschrift „Heraus aus den Logen“ deren vollen Wortlaut.³⁹ So verwundert es nicht, dass jetzt vor allem Angehörige des öffentlichen Dienstes, aber auch Unternehmer und Geschäftsleute die Logen verließen. Den massiven Rückzug aus den Logen verdeutlicht z. B. die letzte Mitgliederversammlung der Annaberger Freimaurerloge „Zum treuen Bruderherzen“ am 10. Oktober 1933. Von den ehemals über 100 Mitgliedern der Loge waren laut Protokoll auf der Versammlung lediglich noch 18 Logenbrüder anwesend.⁴⁰ Ein weiteres markantes Beispiel für die Auswirkungen der freimaurerfeindlich aufgeputschten Atmosphäre ist das Verhalten des Bürgermeisters in Lugau, Richard Kurth. Kurth, der 1929 zum stellvertretenden Vorsitzenden der Stollberger Loge „Hermann zur Brudertreue“ gewählt wurde, sah sich im August 1933 veranlasst, nochmals vor dem Amtsgericht Stollberg seinen bereits im April vollzogenen Austritt aus der Loge ausdrücklich zu erklären.⁴¹

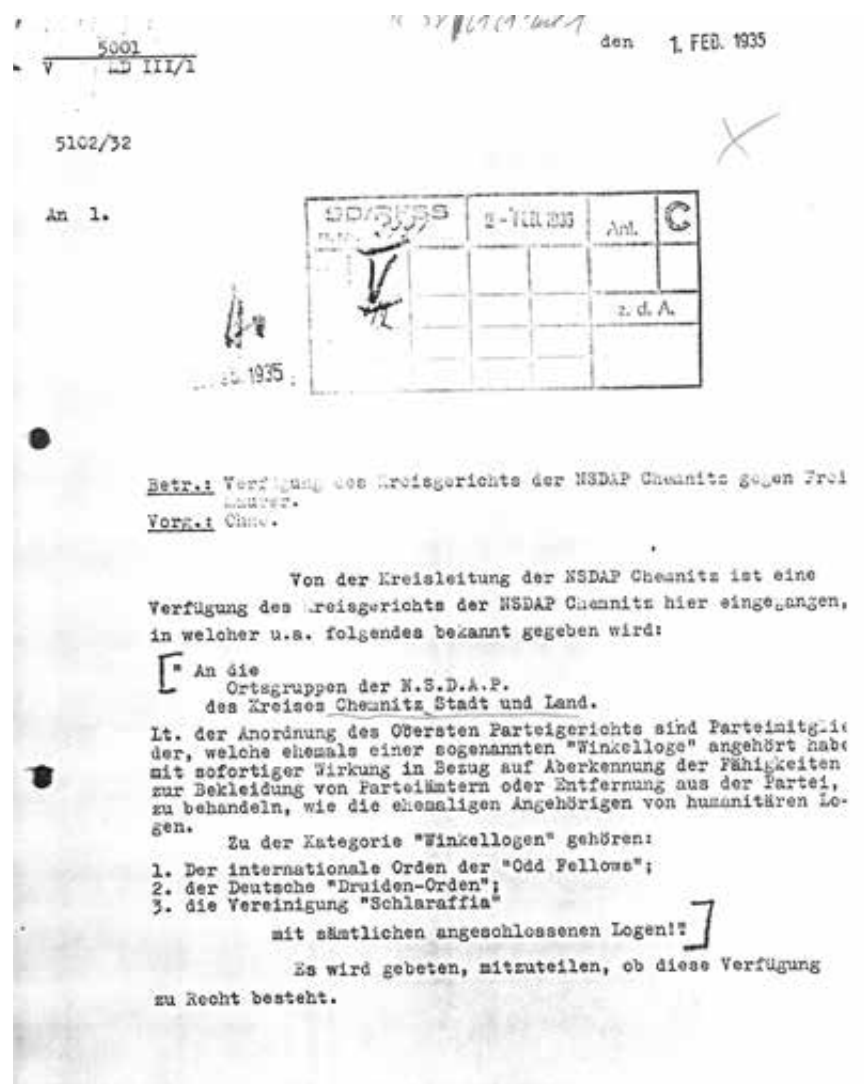
Die ersten ministeriellen Verfügungen gegen die Logen in Sachsen und ihre scharfmacherische Publizierung in der Presse ermunterten zu Denunziation und dreisten persönlichen Angriffen auf ehemalige Freimaurer. Ein Licht auf derartige Vorgänge wirft ein Schreiben vom September 1933 aus Tharandt an Reichskanzler Hitler. Der Verfasser des Briefes, der nach eigenen Angaben „seit 40 Jahren eindeutig völkisch und antisemitisch“ eingestellt war und sich zu den „alten Vorkämpfern“ der NS-Bewegung zählte, attackierte die Stadtverwaltungen von Roßwein und Marienberg, wo nach seinen Angaben „Freimaurer führende Stellungen noch bekleiden“. Der rabiate Vorstoß richtete sich namentlich gegen die Bürgermeister und leitenden Mitarbeiter der Finanzverwaltung beider Städte, aber auch gegen

Schlagzeile im Chemnitzer NSDAP-Blatt „Chemnitzer Tageszeitung“ vom 27./28. Mai 1933



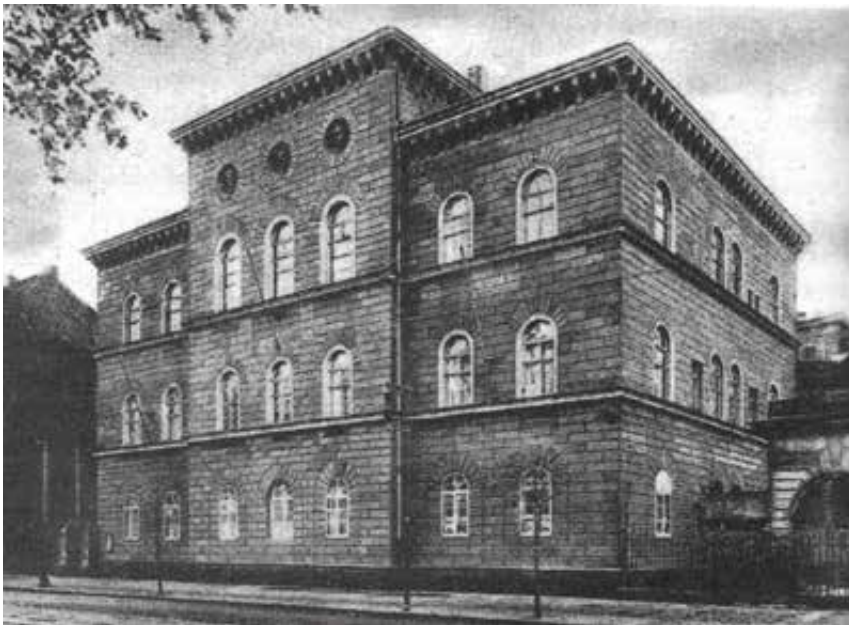
den „Pfarrer, Kantor, Inhaber vom Tageblatt und viele „Bürgerliche“ in Roßwein, die der Denunziant allesamt als Freimaurer zum „schleichenden Gift im deutschen Volks- und Wirtschaftskörper“ und „Saboteur des völkischen Aufbaus“ erklärte. Auch wenn die Bezeichnungen anscheinend vorerst nicht zu spürbaren Maßnahmen, wie etwa zu beruflichen Einschränkungen, führten, so reichten sie doch aus, um in der SD-Zentrale Nachforschungen über die genannten Personen einzuleiten.⁴²

Die sächsische Verordnung vom Mai 1933 erschien noch vor den ersten reichsrechtlichen Bestimmungen gegen die Freimaurer. Gleichmaßen noch vor solchen Regelungen wurde in Sachsen bei Überprüfungen der politischen Biografien und weltanschaulichen Auffassungen der Staatsbeamten auch schriftliche Auskunft über Logenmitgliedschaften gefordert.⁴³ Ein Runderlass des Reichsinnenministeriums vom 10. Juli 1935 verfügte dann für Beamte eine umfassende Erklärung zur früheren Logenzugehörigkeit mittels detailliertem Fragebogen. In diesem Zusammenhang erteilte der sächsische Staatsminister des Inneren am 12. September 1935 den Kreis- und Amtshauptmannschaften die Weisung, von den „Beamten der Gemeinden und Gemeindeverbänden“ eine entsprechende Erklärung einzuholen.⁴⁴ Im Oktober 1935 weitete das Reichsinnenministerium die Überprüfungen auf alle Angestellten des öffentlichen Dienstes aus. Die Erhebung zur Logenzugehörigkeit zog „vorläufig“, wie es in den Verfügungen hieß, „keine weiteren Folgerungen“ nach sich.⁴⁵ Doch galt prinzipiell, dass vormalige Logenmitglieder von Neuernennungen in leitende Stellungen und Beförderungen auszuschließen waren.⁴⁶ Eine wichtige Rolle bei der Durchsetzung der antimaurerischen Politik spielte von Anfang an die NSDAP. Schon vor 1933 hatten führende Funktionäre der Partei wie Rosenberg und Rudolf Hess die Unvereinbarkeit von Parteimitgliedschaft und Logenzugehörigkeit betont.⁴⁷ Nach der „Machtergreifung“ erließ das Oberste Parteigericht der NSDAP mehrere Anordnungen zur Ausgrenzung von Freimaurern aus der Partei. Grundsätzlich galt, dass eine Person, die erst nach dem 30. Januar 1933 aus einer Loge ausgetreten war, nicht Mitglied der Partei sein konnte. Weiterhin blieben ehemalige Freimaurer, die der Hochgradfreimaurerei angehörten und ein wichtiges Logenamnt innehatten, von der Parteizugehörigkeit ausgeschlossen. Frühere Logenangehörige durften kein Parteiamt ausüben.⁴⁸ Wie eine Verfügung des Kreisgerichts der NSDAP Chemnitz von Anfang 1935 zeigt, wurden diese Anordnungen des Obersten Parteigerichts bis in die Ortsgruppen der Partei konsequent durchgesetzt.⁴⁹ Die freimaurerfeindliche Ausgrenzungspraxis der Staatspartei bedeutete für ehemalige Freimaurer eine spürbare Einschränkung beruflicher Aufstiegschancen und verschärfte deren allgemeine Diskreditierung. Parteiorganisationen der NSDAP beteiligten sich auf lokaler Ebene unmittelbar an der Zerschlagung einzelner Logen. So



stand die Auflösungsversammlung der Loge „Zum treuen Bruderherzen“ in Annaberg im Oktober 1933 durch die Anwesenheit von „Beauftragten“ der NSDAP-Kreisleitung direkt unter Kontrolle der Staatspartei. Dem war ein Schreiben der Kreisleitung an die Loge vorausgegangen, das offenbar zur Auflösung der Loge drängte und in der Versammlung verlesen werden musste.⁵⁰ In Chemnitz griffen unter Berufung auf Anweisungen des Reichskommissars von Sachsen, Manfred Freiherr von Killinger, ebenfalls NSDAP-Aktivistinnen in die Auflösung der Loge „Zur Harmonie“ ein. Mit dem Ziel, die Abwicklung der namhaften und vermögenden Loge zu beschleunigen und unter ihre Kontrolle zu bringen, setzten sie in der Hauptversammlung der Logenmitglieder Ende April 1933 den Logenvorstand entsprechend unter Druck.⁵¹ Das Vorgehen der Partei gegen die Freimaurerei führte auch in den der NSDAP angeschlossenen Massenorganisationen und Berufsverbänden zu restriktiven Bestimmungen. So konnten ehemalige Freimaurer nur dann in die Deutsche Arbeitsfront (DAF) aufgenommen werden, wenn sie sich von allen Bindungen an Logen und deren Nachfolgeorganisationen lossagten, von leitenden Positionen

Schriftverkehr im SD-Hauptamt zu einer antifreimaurerischen Verfügung des Kreisgerichts der NSDAP Chemnitz, Februar 1935



Logenhaus in Dresden, Ostra-Allee 15, Sitz der Großen Landesloge von Sachsen und von Dresdner Logen und deren Nachfolgeorganisationen bis 1935, erbaut 1838, kriegszerstört Februar 1945

blieben sie generell ausgeschlossen.⁵² Bereits im März 1933 forderten führende Funktionäre der sächsischen Gauorganisationen nationalsozialistischer Berufsverbände, wie etwa der Gauobmann des NS-Lehrerbundes und spätere kommissarische Leiter des sächsischen Volksbildungsministeriums Arthur Göpfert, ultimativ den Austritt aus den Logen. Der Aufnahmeantrag für den NS-Lehrerbund, Gau Sachsen, brachte die Zuordnung der Freimaurerei zur „gegnerischen Front“ unmissverständlich zum Ausdruck. So musste der Antragsteller „ehrwörtlich“ erklären, dass er „weder jüdischer Abstammung“ sei, „noch einer Freimaurerloge oder sonst einem Geheimbund angehöre oder angehören werde“ und sich „bisher nicht in bewusst marxistischem Sinne dienstlich oder außerdienstlich betätigt habe“.⁵³

Die Reaktion der Logen

Auf den massiven Druck reagierten die Freimaurerlogen unterschiedlich. Bei den Bundeslogen der Großen Landesloge von Sachsen zeichneten sich im Wesentlichen drei verschiedenartige Wege ab. Die sächsische Großloge nahm – ähnlich wie die nationalkonservativen altpreußischen Großlogen und sich von der Gleichschaltungsbeflissenheit anderer Vereine kaum unterscheidend – Kurs auf

Auszug aus einem Lagebericht des SD-Oberabschnittes Mitte zu Nachfolgeorganisationen sächsischer Logen, Juni 1935

Die ehemalige Johannes-Freimaurerloge "Zur Leuchte am Strom", jetzt "Christlicher Orden Deutscher Dom", Pirna a./Elbe, hält jeden Mittwoch in ihrem Logengebäude noch Sitzungen ab, die jedoch sehr schwach besucht sind.

In Chemnitz treffen sich die Mitglieder der ehemaligen Loge "Zur Harmonie", die sich jetzt "Gesellschaft zur Harmonie j.P." nennt, regelmässig Freitags in ihrem früheren Logengebäude.

Die Ordensgruppe Zwickau "Bruderkette zu den drei Schwänen" des Deutsch-Christlichen Ordens Sachsen traten während der Berichtszeit mit mehreren Veranstaltungen hervor, die in eigenen Logengebäude stattfanden und sehr schwach besucht waren.

Die Mitglieder des Tamm-Verbandes...

Einbindung in das NS-System. Vor dem Hintergrund der Koalition der rechtskonservativ-autoritären Kräfte mit den Nationalsozialisten bekundete die sächsische Landesloge ihre Bereitschaft zur aktiven Mitwirkung am „nationalen Aufbruch“. Wie weit die letztlich vergeblichen Loyalitäts- und Zustimmungserklärungen gingen, zeigt ihr Telegramm anlässlich des „Tages von Potsdam“ am 21. März 1933 an Reichspräsident Paul von Hindenburg, Reichskanzler Adolf Hitler, Propagandaminister Josef Goebbels und Reichsinnenminister Wilhelm Frick. Darin hieß es: „Die Große Landesloge von Sachsen begrüßt am heutigen Weihe-tag die nationale Erhebung des deutschen Volkes und Vaterlandes. Sie gelobt in christlich-nationaler Pflichttreue, wie bisher, im Geist ihres Bruders Friedrichs des Großen mit der Reichsregierung zu arbeiten für Deutschlands Ehre und Größe, Einigkeit und Freiheit. Den Allmächtigen bitten wir das neue Reich segnen zu wollen.“⁵⁴ Es wäre sicherlich verfehlt, daraus eine bewusste Förderung der inhumanen Grundsätze und Herrschaftspraxis der Nationalsozialisten abzuleiten, doch war die willige Selbstgleichschaltung unübersehbar.

Den Weg zur schnellen Anpassung an das Regime hatten die zunehmend nationalistischen Positionen und deutliche Rechtsentwicklung auch der humanitären sächsischen Logen seit dem Ersten Weltkrieg und dem Abschluss des Versailler Friedensvertrages 1919 begünstigt. Schon 1924 trat die Große Landesloge von Sachsen aus dem Deutschen Großlogenbund, der Dachorganisation der deutschen Freimaurerei, aus und folgte damit den rechtskonservativen altpreußischen Großlogen. Diese hatten bereits 1922 den Großlogenbund verlassen, um sich deutlich von freimaurerischen liberalen und kosmopolitischen Tendenzen abzugrenzen und – auch in Reaktion auf die antimaurerischen Angriffe der radikalen Rechten – ihre „vaterländische“ Zuverlässigkeit zu bekräftigen.⁵⁵ Nicht wenige Mitglieder auch der humanitären sächsischen Logen gehörten dem 1918 gegründeten „Stahlhelm. Bund der Frontsoldaten“ an, der sich offiziell als überparteiisch bezeichnete, aber eindeutig Positionen der antirepublikanischen Rechten einnahm und, wenn auch nicht ohne Rivalitäten, mit der NSDAP kooperierte. So war u. a. auch der Großmeister der Großloge „Deutsche Bruderkette“ und spätere Vorsitzende der Nachfolgeorganisation „Christlicher Orden Deutscher Dom“, Paul Mensdorf, Mitglied des „Stahlhelms“.⁵⁶ „Vaterländische Feiern“ und andere nationalistisch eingefärbte Logenveranstaltungen sollten das rechtskonservativ-völkische Lager von den deutsch-nationalen Einstellungen der Logenmitglieder überzeugen. Die humanitäre Loge „Zur Harmonie“ in Chemnitz etwa veranstaltete am 22. Januar 1933 eine solche „Vaterlandsfeier“, zu deren 150 geladenen Gästen „aus den ersten Kreisen der Stadt“ auch NSDAP-Mitglieder gehörten.⁵⁷ Die sächsische Großloge orientierte seit Mitte April 1933 auf die Auflösung der traditionellen Freimaurerei und veranlasste die Bundeslogen zur

Aufgabe der Logenorganisation. Im Zusammenhang damit vollzog sie – nach dem Vorbild der altpreußischen Logen – die Umwandlung in einen christlich-nationalen Orden mit entsprechenden „Ordensgruppen“ als Nachfolgeorganisationen ehemaliger Tochterlogen. Der noch im April 1933 anstelle der „Großen Landesloge von Sachsen“ gebildete „Deutsch-christliche Orden Sachsen“ und seine „Ordensgruppen“ legten im Streben nach staatlicher Sanktionierung freimaurerische Grundlagen und Gebräuche ab und nahmen in Anlehnung an das „Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“ den diskriminierenden „Arierparagraphen“, der die Mitgliedschaft von Juden untersagte, in ihre Satzungen auf. Ebenso verhielt sich die in Leipzig ansässige Großloge „Deutsche Bruderkette“, die jetzt den Namen „Christlicher Orden Deutscher Dom“ führte.⁵⁸ Der Umwandlung in Ordensgruppen folgte nur ein kleinerer Teil der ehemaligen Logen, darunter jedoch solche traditionsreichen Freimaurerverbindungen wie die Dresdner Logen „Zu den drei Schwertern“ und „Zum Goldenen Apfel“ („Deutsch-christlicher Orden Sachsen“) sowie die Leipziger „Minerva“-Loge („Christlicher Orden Deutscher Dom“). Nicht immer wurde die erwogene Umwandlung in eine Ordensgruppe auch konsequent vollzogen. So fasste die Versammlung der Loge „Zur goldenen Brücke“ in Reichenbach/Vogtland Anfang Mai 1933 in Anwesenheit des „Ordens-Großmeisters“ die Überleitung „in die neue Form“ ins Auge, ging dann aber nach ihrer Auflösung in Liquidation.⁵⁹ Andere Tochterlogen der Großen Landesloge von Sachsen gaben ebenfalls ihr Dasein als Freimaurerloge auf, lösten sich jedoch organisatorisch vom Dachverband der Großloge bzw. des Ordens. Dagegen blieb die inhaltliche Ausrichtung dieser eigenständigen Vereinigungen nahezu deckungsgleich mit den weiterhin in die alten Großstrukturen eingebundenen Nachfolgeorganisationen auf Ordensbasis. Bei weitgehenden Konzessionen an den NS-Staat versuchten sie als eine Art Kulturverein ebenfalls eine legale Weiterexistenz unter den neuen Bedingungen in die Wege zu leiten und ihren organisatorischen Zusammenhalt zu sichern. Sie konstituierten sich laut Statuten auf „ethisch-religiöser Grundlage“ und sahen sich unter Annahme des antisemitischen „Arierparagraphen“ als „Glieder der deutschen Volksgemeinschaft“.⁶⁰ Kennzeichnend für einen solchen Versuch der Integration in das neue politische System war beispielsweise das am 16. Mai 1933 angenommene Statut für einen „Geselligkeitsverein Parzival“, der als Nachfolgeorganisation der gleichnamigen Loge im vogtländischen Auerbach gedacht war. Als Zweck dieser Vereinigung wurde hier die „Mitarbeit an der geistigen Erneuerung und dem kulturellen Aufstieg des deutschen Volkes“ sowie die „Teilnahme am Aufbau der harmonischen Einheit der deutschen Volksgenossen“ festgeschrieben. Von emanzipatorischem Gedankengut und der „Pflege freimaurerischer Weltanschauung“, wie es noch im 1931 beschlossenen Statut der Loge hieß,

war jetzt nicht mehr die Rede. Konnte nach der alten Satzung „jeder volljährige und unbescholtene Mann“ Mitglied der Loge werden, nahm der Verein laut geänderten Aufnahmeparagrafen nur noch „deutsche Männer arischer Abstammung“ auf, „die auf nationalen Boden stehen, christlichen Glaubens sind und einer staatlich anerkannten christlichen Religionsgemeinschaft angehören“. Betont wurde, dass „Juden und Marxisten“ [...] „von der Mitgliedschaft ausgeschlossen“ blieben.⁶¹

Mit der Umbildung zu angepassten Vereinen oder mitunter auch durch Stiftungen wollten nicht zuletzt vorwiegend größere Logen ihre teilweise beträchtlichen Vermögenswerte, insbesondere die oftmals stattlichen Logenhäuser und zugehörigen Grundstücke, erhalten und gegebenenfalls vor dem Zugriff des Regimes schützen. In Annaberg etwa beschloss die Loge „Zum treuen Bruderherzen“ mit ihrer Selbstauflösung in Anwesenheit eines Notars zugleich die „ordnungsgemäße und vollständige Übergabe“ aller „Vermögensstücke“ einschließlich des Logengrundstückes an die von ehemaligen Freimaurern geleitete sogenannte Lipfert-Stiftung.⁶²

Als dritte Variante der Reaktion auf die neuen politischen Machtverhältnisse beschritten mehrere Bundeslogen der Großen Landesloge von Sachsen in den ersten Monaten der nationalsozialistischen Herrschaft den Weg der schnellen Selbstauflösung unter Verzicht auf die Gründung jedweder Nachfolgeorganisationen. Auflösungsdruck und sich rasch abzeichnende Perspektivlosigkeit, aber auch der starke Mitgliederschwund und Anpassungsbestrebungen führten insbesondere bei kleineren Logen zu einem rasch fortschreitenden Zerfall, an dessen Ende der Selbstauflösungsbeschluss der Mitgliederversammlung stand. Mit diesem Beschluss gingen diese Logen unter Aufsicht des zuständigen Amtsgerichtes in teils mehrjährige Liquidationsverfahren. Zu Liquidatoren bestimmten die Logen in der Regel ehemalige Vorstandsmitglieder. Für ein solches Verfahren entschieden sich im April/Mai 1933 u. a. die Bundeslogen in Stollberg und Schwarzenberg.⁶³ Der enorme Druck auf die freimaurerischen Organisationen im Zuge der nationalsozialistischen Herrschaftskonsolidierung kam zum Teil in den Auflösungsversammlungen der Logen unverhüllt zum Ausdruck. So sprach das Vorstandsmitglied der Schwarzenberger Loge „Zum Rosenstock in Sachsenfeld“, Dr. Wittenburg; bei der Begründung des Auflösungsbeschlusses am 29. Mai 1933 offen davon, „dass durch die politischen Umgestaltungen der Verein gezwungen sei, sich aufzulösen“.⁶⁴

Auf die neuen Machtverhältnisse seit 1933 reagierten auch die in Sachsen arbeitenden Logen anderer deutscher Großlogen. Sie folgten dabei überwiegend den Orientierungen ihrer jeweiligen Dachorganisation, gingen aber teilweise auch andere Wege. Auf einige Beispiele sei im Folgenden verwiesen. Die ersten Schritte zur Umwandlung in national-christliche Orden innerhalb der deutschen Freimaurerei unternahmen die altpreußi-

schen Großlogen. Hier, wo die rechtskonservative und nationalistische Ausrichtung in schroffer Abgrenzung zu den humanitären Logen bereits vor 1933 dezidiert vertreten und völkischen Auffassungen die Tür geöffnet wurde, waren die Bestrebungen der Logen zur Integration in das NS-System am entschiedensten.⁶⁵ In einem solchen Rahmen versuchten auch die der altpreußischen Großen Landesloge der Freimaurer von Deutschland („Deutsch-Christlicher Orden Gral der Tempelritter“) angehörenden Logen „Harraseiche“ in Chemnitz und „Stern zur Treue“ in Leipzig ihre Weiterexistenz zu sichern. Sie bestanden bis Sommer 1935. Nachdem im Frühjahr 1935 endgültig klar wurde, dass für den NS-Staat eine Sanktionierung der deutsch-christlichen Orden nicht in Frage kam, lösten sich beide Logen entsprechend der Orientierung der Ordensleitung im Juli 1935 auf und gingen in Liquidation.⁶⁶ Die zur humanitären Hamburger Großloge gehörende Loge „Solon“ in Chemnitz trat im April 1933 aus der Großloge aus und beschloss ihre Auflösung. Nach dem Versammlungsprotokoll ein „schwerer Entschluss“, der „eine zwingende Folge der sich im Fluss befindlichen staatlichen Entwicklung“ sei. Begünstigt hatte diese Entscheidung sicherlich auch die zunächst abwartende und unklare Position der Großloge, die sich schließlich Mitte April 1933 ebenfalls zu einem christlichen Orden umbildete.⁶⁷ Abstand von der Gründung einer systemkonform ausgerichteten Nachfolgeorganisation nahm die in Frankfurt/Main ansässige liberale humanitäre Großloge „Eklektischer Bund“, die sich im März 1933 auflöste. Diese Haltung führte wohl auch bei ihrer Tochterloge „Gotthold zur Treue“ in Leipzig zur schnellen Selbstauflösung ohne Anbiederungsversuche an das NS-System.⁶⁸

Die internationalistisch ausgerichtete „linke“ Minderheit der deutschen Freimaurerei, der irreguläre Freimaurerbund Zur aufgehenden Sonne und die Symbolische Großloge von Deutschland, sahen unter den Bedingungen des NS-Staates keinerlei Wirkungsmöglichkeiten. Um dem drohenden Verbot zu entgehen, löste sich Ende März 1933 der Freimaurerbund auf. Bereits mit Gründung der Symbolischen Großloge 1930 war ein Teil der Mitglieder des Bundes zur neuen Großloge abgewandert. Obgleich noch 1931 in Leipzig, Dresden, Chemnitz, Plauen und Zittau Logen des Freimaurerbundes bestanden, gab es zum Zeitpunkt der Selbstauflösung 1933 in Sachsen anscheinend kaum größere stabile Organisationen dieser Freimaurervereinigung.⁶⁹ Die Führung der Symbolischen Großloge, der Anfang der 1930er Jahre zwei Logen in Leipzig und eine Loge in Dresden angehörten, fasste Ende März 1933 den Beschluss zur „Einschläferung“ ihrer Organisation in Deutschland, das heißt, sie stellte hier die Aktivitäten ein und schloss ihre Logen. Später verlegte sie ihren Sitz ins Exil nach Palästina, wo bereits vor 1933 Tochterlogen arbeiteten.⁷⁰

Auflösung und Verbot 1935, Überwachung und Diskriminierung

Die Umwandlung von Logen in nationale Orden und andere gleichgeschaltete Nachfolgeorganisationen änderte nichts an der grundsätzlichen Ablehnung der Freimaurerei durch die Nationalsozialisten. Obwohl im ersten Halbjahr 1934 antimaurerische Ausschreitungen, die SA und Parteistellen vor allem in Preußen und Mecklenburg angezettelt hatten, staatlicherseits untersagt wurden, ließen Staat und NSDAP an ihrer offenen Gegnerschaft zur Freimaurerei keinen Zweifel. So drohte Reichsinnenminister Wilhelm Frick im August 1934 mit antimaurerischen Verbotsmaßnahmen, und das Oberste Parteigericht der NSDAP erklärte Ende des Jahres zum wiederholten Male die Unvereinbarkeit von Partei und Freimaurerei.⁷¹ Die „nationalen Orden“ wurden bestenfalls geduldet, eine endgültige offizielle Klärung ihrer Rechtslage erfolgte nicht. Die Unsicherheit der Rechtssituation unterstreicht ein Schreiben Fischers, des Großmeisters der vormaligen Großen Landesloge von Sachsen, Mitte Juni 1933 an die Leitung der ehemaligen Großen Landesloge der Freimaurer von Deutschland in Berlin, in dem er unter dem Eindruck der schon erwähnten ersten ministeriellen Maßnahmen gegen die Freimaurerei in Sachsen nachfragte, ob die staatliche Anerkennung der preußischen Großlogenorganisation als „nationaler Orden“ vollzogen sei.⁷² Indes sah der NS-Staat in den Nachfolgeverbindungen der Logen eine getarnte Weiterführung freimaurerischer Organisationen. In einer „Rundfrage“ der Sächsischen Staatsregierung an die deutschen Landesregierungen vom 6. Oktober 1933 zur weiteren Verfahrensweise im Falle der „Umbildung“ von Logen wurde festgehalten: „Die Sächsische Staatsregierung neigt der Auffassung zu, daß die Umbildung der Logen nur eine äußerliche ist, dass sich aber an Sinn und Geist nichts geändert hat.“⁷³ Der Lagebericht des SD-Oberabschnittes Mitte vom September 1934 verweist ausdrücklich auf den Zusammenschluss „aufgelöster Logen“ unter „getarnten Namen“ und bezeichnete die Freimaurer noch immer als „Geheime Macht“, die selbst in NS-Organisationen „Platz ergreif(en)“ würde.⁷⁴ Im Frühjahr 1935 begann das Regime, reichsweit auf die Zerschlagung der letzten Reste der freimaurerischen Nachfolgeorganisationen hinzuwirken. Es ging vor allem darum, den Druck auf diese Verbindungen zu erhöhen, um sie möglichst zur Selbstauflösung zu drängen. Dabei kam der Verschärfung der freimaurerfeindlichen Propaganda eine wichtige Rolle zu. Seit März 1935 häuften sich in der sächsischen NS-Presse die antimaurerischen Ausfälle. Die „Chemnitzer Tageszeitung“ vom 22. März 1935 nahm eine Todesanzeige für einen Freimaurer im „Meißner Tageblatt“, die auch an die städtische Loge „Zur Akazie“ erinnerte, zum Anlass, gegen die vorgeblich „volksfeindlichen Machenschaften der Logenbrüder“ zu hetzen.⁷⁵ Ende Mai verkündete das Chemnitzer NSDAP-Blatt un-



Max Brand (geb.1888)
Als Leiter des Freimaurerreferates
im SD-Hauptamt war er maß-
geblich beteiligt an der Auflösung
der Reststrukturen auch der
sächsischen Freimaurerei im
Juli/August 1935

ter der Überschrift „Auflösung von Freimaurerlogen. Ihre Daseinsberechtigung ist endlich vorbei“ die Selbstauflösung mehrerer Logen und die ministeriell angeordnete Auflösung weiterer Logen in Preußen. Die parteioffizielle Presse drängte jetzt ganz unverhohlen auf rasche Selbstauflösung der freimaurerischen Nachfolgeorganisationen auch in Sachsen und drohte mit Verbot und Verfolgung: „Darüberhinaus muß aber allen jenen Logen und logenähnlichen Gebilden mit allem Nachdruck gesagt werden, daß sie – freiwillig oder gezwungen – schnellstens zu verschwinden haben. Wer heute noch glaubt, Logenbruder sein zu müssen, der lehnt die Volksgemeinschaft ab, er gehört daher zu jenen heimlichen Saboteuren unserer Arbeit“.⁷⁶ Nachdem alle Überlebensversuche der drei altpreußischen nationalen Orden gescheitert waren⁷⁷ und deren Tochterlogen sich bis Ende Juli 1935 auflösten, wurden binnen kurzem auch die letzten freimaurerischen Nachfolgeorganisationen in Sachsen ausgeschaltet. Reichsinnenministerium, Landesbehörden, Gestapo und SD erhöhten nunmehr den Druck. Für den 15. Juli 1935 bestellte man die Leitung der beiden sächsischen nationalen Orden, den „Ordensgroßmeister“ des „Deutschchristlichen Ordens Sachsen“, Hermann Papsdorf, und den Vorsitzenden des „Christlichen Ordens Deutscher Dom“, Paul Mensdorf, in das Dresdner Gestapoamt zu einer „Unterredung“ ein. Hier wurden die Ordensvorstände von dem eigens aus Berlin angereisten für Freimaurerfragen zuständigen leitenden Mitarbeiter der Gestapozentrale, Karl Haselbacher, als Vertreter des Reichsinnenministeriums und dem Freimaurerreferenten im SD-Hauptamt, Max Brand, – beide hatten schon bei dem erzwungenen Ende der preußischen Orden eine aktive Rolle gespielt – zur schnellen Selbstauflösung der sächsischen Orden gedrängt. Im Ergebnis dessen beschloss am 23. Juli eine außerordentliche Mitgliederversammlung des „Deutschchristlichen Ordens Sachsen“, die „Genossenschaft aufzulösen“.⁷⁸ Papsdorf und Mensdorf teilten der Reichsregierung mit, dass die Auflösung der beiden Orden „mit dem 10. August 1935“ vollzogen wird. Eine entsprechende Empfehlung der Ordensleitungen ging an die angeschlossenen lokalen Ordensgruppen, von denen zu diesem Zeitpunkt nur noch wenige existierten. Innerhalb des Deutschchristlichen Ordens Sachsen betraf dies folgende sechs Ordensgruppen in Sachsen und Thüringen: „Zu den drei Schwertern“ und „Goldener Apfel“, beide in Dresden, „Zur Leuchte am Strom“ in Pirna, „Zu den drei Schwanen“ in Zwickau, „Goldene Lotosblume“ in Crimmitschau und „Lessing zu den drei Ringen“ in Greiz. Zum Christlichen Orden Deutscher Dom zählten mit „Minerva zu den drei Palmen“ in Leipzig und „Herder“ in Bremen nur noch zwei Logennachfolgeorganisationen, für die die Selbstauflösung zu beschließen war. In der gemeinsamen Mitteilung der beiden Ordensleitungen an die Reichsregierung vom 9. August 1935 über den Vollzug der Auflösung vermischten sich resignative Züge, erneute Loyalitätsbeteuerungen,



feierliche Ehrenerklärung und Realitätsverlust. Sie bezeichneten die Auflösung „als das schwerste Opfer, das von ihnen erwartet werden kann“ und das „zum Wohle des Vaterlandes“ erbracht worden sei. Zugleich versicherten sie „Gehorsam gegenüber der Reichsregierung“ sowie „Treue und Vaterlandliebe“. Die gemeinsame Erklärung gab der illusorischen „Bitte“ Ausdruck, dass die Reichsregierung, „die schweren Angriffe [...] gegen die deutschen Freimaurer [...] künftig in der Presse“ und „jede Zurücksetzung oder Benachteiligung ehemaliger Mitglieder unserer Orden um ihrer frühen Logenzugehörigkeit willen“ unterbinden solle.⁷⁹ Eine staatliche Reaktion auf diese Erklärung erfolgte in keiner Weise, die ehemaligen Logenmitglieder hofften vergeblich auf Rehabilitation. Mit dem Ende der beiden sächsischen Orden im August 1935 hatten sich die letzten freimaurerischen Nachfolgeorganisationen dieser Art in Deutschland aufgelöst. Die endgültige Zerschlagung sämtlicher Nachfolgeverbindungen folgte

Ehemaliges Haus der Loge „Zu den drei Rosen“ in Aue, Schneeberger Straße 2, September 2018, erbaut 1911/12, bis zur Liquidation 1935 auch Sitz der Logennachfolgeorganisation „Casino-Verein“

Ehemaliges Haus der Loge „Zum treuen Bruderherzen“ in Annaberg-Buchholz, Straße der Freundschaft 7, April 2019, erbaut 1905, enteignet 1935



wenig später. Mit der Verfügung des Reichsinnenministeriums vom 17. August 1935 wurden nunmehr all die Organisationen, die noch nicht den Weg der Selbstauflösung beschritten hatten, verboten. Ihr Vermögen wurde – im Unterschied zu den selbst aufgelösten Logen, denen man eine ordnungsgemäße Liquidation zumindest pro forma zugestand – nach dem im Juli 1933 erlassenen „Gesetz über die Einziehung volks- und staatsfeindlichen Vermögens“ beschlagnahmt. Dementsprechend ordnete das sächsische Innenministerium am 20. August 1935 Verbote und Vermögensentzug „zugunsten des Landes Sachsen“ an. Dies traf laut Sächsischem Verordnungsblatt für folgende Logennachfolgeorganisationen zu: „Erholung“ (früher Loge „Archimedes zum sächsischen Bund“, Schneeberg), „Bergheimat“ (früher Loge „Zu den drei Bergen“, Freiberg), Lipfert-Stiftung der früheren Loge „Zum treuen Bruderherzen“, Annaberg, „Club vaterländische Freunde (früher Loge „Zur Pyramide“, Plauen), „Zur Erholung“ (früher Loge „Zur Verschwisterung der Menschheit“, Glauchau), „Gesellschaft zur Harmonie“ (früher Loge „Zur Harmonie, Chemnitz) und „Freie Vereinigung zu Blasewitz“ (früher „Freie Vereinigung von Freimaurerbrüdern und -schwestern, Dresden-Blasewitz“).⁸⁰

Die Zerschlagung der Organisationsstrukturen bedeutete nicht das Ende der repressiven Maßnahmen. Diese konzentrierten sich jetzt auf die Kontrolle der Abwicklung der Logennachfolgeorganisationen, die Auswertung des beschlagnahmten Logengutes, die Überwachung ehemaliger Freimaurer und deren Ausschaltung von bedeutsamen Stellen in Staat und Gesellschaft sowie nicht zuletzt auf die antifreimaurerische Propaganda zur Bekämpfung des „freimaurerischen Geistes“. Gestapo und SD waren, wie schon vor der Beseitigung der letzten Logennachfolgestrukturen, auch hier wichtige Instrumente der antimaurerischen Praxis. Während bei der Gestapo die operative Auflösung der Logen und die Beschlagnahmeaktionen im Vordergrund standen, fiel dem SD, wie bereits erwähnt, vor allem das geheimdienstliche Ausforschen und die politische Auseinandersetzung mit der Freimaurerei zu.

Im engen Zusammenwirken mit der SD-Zentrale und den zuständigen regionalen SD-Oberabschnitten schloss die Gestapo die Logenhäuser, beschlagnahmte rituelles Inventar, Logenarchive, -bibliotheken und gegebenenfalls weiteres Schrifttum und überwachte die Liquidation. Der Deutsch-christlichen Ordens Sachsen machte nach Einleitung der Liquidation im August/September 1935 den Versuch, Archiv und Bibliothek der ehemaligen Großloge auf der Basis einer vertraglichen Regelung im Sächsischen Hauptstaatsarchiv zu lagern. Nach dem Entwurf der „Übernahme-Erklärung“ sollte allein die Archivleitung „im Einvernehmen mit der Ordensleitung“ über die Benutzung der abgegebenen Materialien entscheiden, „Mitglieder des Ordens“ sei „jederzeit“ Zugang zu dem Logengut zu ermöglichen. Auch

war vorgesehen, Teile des übernommenen „geschlossenen Bestandes“ nicht „außer Haus“ zu geben. Schnell zeigte sich, dass derartige Regelungen nicht durchsetzbar waren. Die Überführung und zeitweilige Lagerung von Beständen der ehemaligen sächsischen Großloge und von Dresdner Logen im Hauptstaatsarchiv erfolgte unter Regie und vollständiger Kontrolle des Geheimen Staatspolizeiamtes Sachsen. In Abstimmung mit der Gestapoführung wies das sächsische Innenministerium das Hauptstaatsarchiv an, für das ausgelagerte und beschlagnahmte Logengut geschlossene, unter Aufsicht der Gestapo stehende Räumlichkeiten zur Verfügung zu stellen; ein Zugriff von „unbefugter Personen“, etwa von „ehemaligen Angehörigen“ der Orden auf die Logenbestände wurde ausdrücklich untersagt.⁸¹ Die in Liquidation gegangenen Logen besaßen so keine freie Verfügungsgewalt über ihr Eigentum und blieben von der Beschlagnahme von Logengut nicht verschont. Erwartet wurde eine schnelle Abwicklung, über deren Stand regelmäßig dem zuständigen Amtsgericht zu berichten war. Grundsätzlich war jeder Immobilienverkauf von der Zustimmung der Gestapo abhängig. Wurde der Verkauf von Logenhaus und Grundstück verweigert, fiel der Besitz zumeist an Staat oder Partei. In Frage kam u. a. auch der Erwerb durch kommunale Stellen.⁸² Die genehmigten Immobilienverkäufe wurden weit unter ihren Wert abgewickelt. So verkaufte die ehemalige Loge „Solon“ in Chemnitz im Verlauf der Liquidation ihr 1926 für 360.000 RM erworbenes und bebautes Grundstück, dessen Einheitswert 1935 auf 269.000 RM festgesetzt wurde, Ende 1939 zum Preis von lediglich 140.000 RM.⁸³ Eine Verteilung des verbliebenen Vermögens an die ehemaligen Logenmitglieder wurde nicht erlaubt, über die weitere Verwendung entschied letztendlich der Staat. Erlöse aus dem Verkauf von Logengut gingen z. T. an die sächsische Staatskasse.⁸⁴

Das gesamte Eigentum einschließlich der Grundstücke und Logenhäuser der verbotenen freimaurerischen Nachfolgeorganisationen zogen, wie schon erwähnt, die NS-Machthaber ohne jegliche Entschädigung ein. Nicht wenige Logenhäuser wurden nach Schließung der Logen von der NSDAP und weiteren nationalsozialistischen Organisationen genutzt. Im Gebäude der ehemaligen Schwarzenberger Loge „Zum Rosenstock in Sachsenfeld“ etwa waren 1935 neben der NSDAP-Ortsgruppenleitung, SA, SD-Außenstelle, Hitlerjugend, Bund Deutsche Mädel, NS-Frauenshaft, Kreisbauernorganisation und die Ortsgruppe der NS-Volkswohlfahrt untergebracht. In Löbau quartierte sich der örtliche Stab des Reichsarbeitsdienstes in das Haus der Loge „Am Berg“ ein, in Grimma nutzte die NS-Frauenshaft die Räumlichkeiten der Loge „Albert zur Eintracht“. In die Reihe dieser Beispiele gehört auch das beschlagnahmte Haus der Loge „Zur Harmonie“ in Chemnitz, das als nationalsozialistisches Antifreimaurermuseum missbraucht wurde.⁸⁵ Das von Gestapo und SD beschlagnahmte Logenmaterial wurde zunächst listenmäßig erfasst und

später größtenteils in das SD-Hauptamt nach Berlin verbracht. Dazu zählten u. a. die Logenbibliotheken (ohne Zeitschriften), Logenarchivbestände einschließlich der Mitgliederlisten der Logen und weiteres Schriftmaterial (ohne Wirtschaftsakten) sowie einzelne rituelle Gegenstände. Diese Materialien wurden in der Berliner SD-Zentrale in einem sehr umfangreichen Freimaurerarchiv konzentriert oder der SD-Bibliothek bzw. dem seit 1934/35 bestehenden SD-Antifreimaurermuseum zugeordnet.⁸⁶ Die reichsweit eingezogenen Mitgliederlisten vervollständigte die SD-Freimaurerkartei, eine Sammlung von Personendaten, die ehemalige Freimaurer zentral erfasste und insbesondere zur Überprüfung der Logenzugehörigkeit und Kontrolle ehemaliger Freimaurer diente. So erstellte die SD-Zentrale auf Grundlage der Freimaurerkartei im Zusammenwirken mit dem Geheimen Staatspolizeiamt Sachsen im Juli 1935 eine detaillierte Aufstellung von sächsischen Freimaurern, die dem Nationalsozialistischen Deutschen Frontkämpferbund, der Nachfolgeorganisation des „Stahlhelms“, angehörten. Hier ging es vor allem darum, etwaige freimaurerische Kontakte und Netzwerke unter dem Dach von noch legalen Verbänden zu unterbinden. Regionale und lokale Dienststellen erhielten auf Anfrage ausführliche Auskünfte. Dies veranschaulicht eine vom SD-Hauptamt im März 1935 vorgelegte „Zusammenstellung der Freimaurer im Kreis Löbau“ für die dortige NSDAP-Kreisleitung, die etwa 150 Namen enthielt und zu jedem Einzelnen nähere Angaben über die Logenzugehörigkeit machte.⁸⁷ Das geheimdienstliche Observieren der Freimaurerei setzte nach der „Machtergreifung“ 1933 frühzeitig ein und erfasste unterschiedliche Felder. Im Mittelpunkt standen das genaue Erkunden der Logenstrukturen und die Beobachtung freimaurerischer Aktivitäten. Die Überwachungsmaßnahmen betrafen grundsätzlich alle freimaurerischen Strömungen, darüber hinaus auch freimaurerähnliche Organisationen. Bald lagen bei den zuständigen SD- und Gestapostellen zumeist detaillierte Angaben über Mitgliederzahl, politische Lagerzuordnung, Vorstände mit Wohnadressen, Heimstätten und Zusammenkünfte der einzelnen Logen vor.⁸⁸ Die regelmäßigen Lage- und Stimmungsberichte des SD informierten z. T. ausführlich über die Aktivitäten von Logen bzw. von deren Nachfolgeorganisationen. So enthielt der Bericht des für Sachsen zuständigen SD-Oberabschnittes „Mitte“ vom Juni 1935 genaue Angaben zu Zusammenkünften der Loge „Stern zur Treue“ in Leipzig, der Ordensgruppen des Deutsch-christlichen Ordens Sachsen in Zwickau und Pirna und den Nachfolgevereinigungen der Logen „Zur Harmonie“ in Chemnitz und „Zu den drei Rosen“ in Aue. Die Berichterstattung gingen bis zur Meldung von Äußerungen einzelner, als Freimaurer bekannter Personen an die Berliner SD-Zentrale. Ein typisches Beispiel hierfür ist die Denunziation des Arztes und Freimaurers Rosenthal in Schwarzenberg. Dieser hatte laut SD-Feststellung einen Radiohändler, der im

November 1934 von seinem Fenster aus die Umgebung mit einer Hitler-Rede beschallte, aufgefordert, den „Quatsch abzustellen“.⁸⁹

Wie schon angedeutet, wurde die Mitgliedschaft ehemaliger Freimaurer in einzelnen Vereinen und anderen Organisationen akribisch registriert. In diesem Zusammenhang gerieten im Mai 1935 der Erzgebirgsverein und sein Vorsitzender Fritz Grundmann, der der Loge „Zu den drei Rosen“ in Aue angehört hatte, in das Visier des SD. Das SD-Hauptamt vermutete, dass der Verein sich „im freimaurerischen Fahrwasser“ befinde und beschaffte sich daher die Mitgliederliste des Vereins. Direkte, auf diese SD Ermittlungen zurückzuführende Maßnahmen gegen den Verein und Grundmann sind jedoch nicht bekannt.⁹⁰

In seinem obsessiven Vorgehen gegen den „freimaurerischen Geist“ sammelte der SD alle möglichen Informationen zu angeblich freimaurerischer Symbolik in der Öffentlichkeit. So ging man im Frühjahr 1936 dem grotesken Verdacht der Polizeidirektion Plauen nach, der örtliche Aktien-Brauverein zeige mit dem „Davidstern“ auf seinem Betriebsgebäude jüdisch-freimaurerische Symbolik. In Wirklichkeit handelte es sich hier aber um den sogenannten Braustern, ein gebräuchliches Zeichen des Brauereigewerbes, was letztlich auch das SD-Hauptamt konstatieren musste. Das hinderte jedoch nicht daran, „Nachforschungen“ über etwaige ehemalige Logenmitglieder in den Vorständen der regionalen Wirtschaftsgruppen des Brauereindustriestandes anzustellen.⁹¹

Seit Mitte der 1930er Jahre wurden mehrere staatlichen Bestimmungen zur Ausschaltung ehemaliger Freimaurer aus leitenden Positionen im öffentlichen Dienst erlassen. Hervorzuheben ist der Runderlass des Reichsinnenministeriums vom 2. September 1936, der in Anlehnung an die Verfahrensweise der NSDAP erstmals reichsweit entsprechende Regelungen für ehemalige Logenmitglieder in Beamtenstellung enthielt. Als entscheidende Kriterien für Personalentscheidungen galten der Zeitpunkt des Logenaustritts, Grad und Stellung innerhalb der Logen und gegebenenfalls NSDAP-Mitgliedschaft und Eintrittszeit in die Partei. Personen, die erst nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten aus einer Logen ausgetreten waren, sollten „grundsätzlich von (Neu-) Anstellung und Beförderung ausgeschlossen“ bleiben. Ausnahmen waren nur „im Einvernehmen mit dem Stellvertreter des Führers zulässig“. Auf der anderen Seite der Beurteilungsskala standen jene Beamte, die vor dem 30. Januar 1933 aus einer Loge ausgetreten und Mitglied der NSDAP geworden waren bzw. sich „Verdienste um die nationalsozialistische Bewegung nachweislich erworben“ hatten. Diesen sollten „aus ihrer früheren Logenzugehörigkeit keinen Nachteil erleiden“. Jedoch galten auch für diese Beamten mögliche Einschränkungen sofern sie in ihren früheren Logen „führende Stellen, Logenämter oder Hochgrade bekleidet“ hatten. Bei allen anderen Beamten, deren Logenaustritt vor dem 30. Januar 1933 lag, war

im Einzelfall zu entscheiden, wobei gleichfalls zwischen „Mitläufer“ und herausgehobenen freimaurerischen Aktivitäten und Hochgradzugehörigkeit differenziert wurde. Von beträchtlicher Relevanz waren weiterhin Festlegungen, die ehemalige Logenangehörige von der Bearbeitung von Personalangelegenheiten ausschließen sollten. Das bedeutete, dass belastet eingestufte Freimaurer als Behördenvorstände, geschäftsleitende Beamte und deren Stellvertreter sowie als Personalsachbearbeiter und Mitglieder von Dienststrafgerichten „nicht mehr zu verwenden waren“. Eine Beschäftigung, die Personalfragen einschloss, bedurfte einer besonderen „Zustimmung des Stellvertreters des Führers“. Die Bestimmungen betrafen Mitglieder von Freimaurerlogen, aber auch von deren Nachfolgeorganisationen und von „logenähnliche Organisationen“. Dazu listete ein Runderlass des Reichsinnenministeriums vom Dezember 1936 im Einzelnen insgesamt 48 Organisationen auf.⁹²

Allerdings kam es in Folge der antimaurerischen Verfügungen zu keinen umfassenden Personalveränderungen im öffentlichen Dienst. Zwar räumten die Bestimmungen die Möglichkeiten der Versetzung und Zwangspensionierung ein, doch ließen Einzelfallentscheidung und Ausnahmeregelung einen gewissen Spielraum. Das heißt jedoch nicht, dass gegen einzelne freimaurerisch „belastete“ Beamte nicht vorgegangen wurde. Aktenkundig geworden ist u. a. der Fall des Amtsgerichtsrates Dr. Tanzmann am Amtsgericht Lichtenstein-Callenberg, der nach den genannten Bestimmungen als ehemaliger Freimaurer galt. Auf Anfrage des Präsidenten des Oberlandesgerichtes Dresden vom 28. November 1936 untersuchte das Landgericht Zwickau, inwieweit Tanzmann für Personalangelegenheiten Verantwortung trug. Als sich ergab, dass dieser als „ständiger Vertreter“ im Amt des „aufsichtsführenden Richters“ auch mit Personalfragen befasst war, wurde seine Entfernung aus dieser Funktion veranlasst. Im Februar 1937 bestellte der Reichsjustizminister anstelle von Tanzmann einen anderen Justizbeamten zum Vertreter des leitenden Amtsrichters in Lichtenstein-Callenberg.⁹³

Die im Zusammenhang mit der Durchsetzung der antifreimaurerischen Erlasse erfolgten Erhebungen und Befragungen betrafen nicht nur Beamte, sondern auch Angestellte und Arbeiter im öffentlichen Dienst. Auch wenn keine direkten repressiven Maßnahmen folgten, bedeuteten sie im Falle entsprechender Einträgen in die Personalakten dauerhaft Stigmatisierung und Bedrohung.⁹⁴

Das „Sächsisches Logenmuseum“ – ein Zentrum der antifreimaurerischen Propaganda

Auch nach der Zerschlagung der Logen blieb der Kampf gegen den „weltanschaulichen Gegner“ Freimaurerei eine herausgehobene Aufgabe der NS-Propaganda. Mit der Auflösung der Logen verfügte der NS-Staat über eine Vielzahl von Logenhäusern, rituellen Gegenständen, Logenarchiven und -bibliotheken, die er gezielt für die antifreimaurerische Propaganda missbrauchte. So entstanden seit Mitte der 1930er Jahre in mehreren deutschen Großstädten in ehemaligen Logenhäusern große Antifreimaurermuseen als ein neuartiges und massenwirksames Instrument der antimasonischen und antisemitischen Beeinflussung. Nach Anfängen in den Logenhäusern in Brieg (Niederschlesien, heute Brzeg) und Erlangen 1933 öffnete mit dem „Sächsischen Logenmuseum“ in Chemnitz im Juli 1936 reichsweit das erste, im Zusammenwirken von NSDAP-Gauleitung, Gestapo-Dienststellen und SD-Hauptamt entstandene Museum dieses Typs. Es befand sich, wie bereits erwähnt, im beschlagnahmten großen Logenhaus der Chemnitzer Loge „Zur Harmonie“ in der Brauhausstraße 14 und sollte bis zu seiner kriegsbedingten Schließung im Herbst 1944 das einzige Museum dieser Art im mitteldeutschen Raum bleiben.⁹⁵

Eine Schlüsselstellung bei der Vorbereitung und dem Betrieb des Museums, das formell der Kreisleitung Chemnitz der NSDAP unterstellt war, nahm der SD ein. Es ist wohl kein Zufall, dass das Museum am Standort des zentralen Dienstsitzes des SD-Oberabschnittes Mitte entstand, der sich bis Sommer 1936 in Chemnitz befand⁹⁶. Dort beschäftigte man sich schon relativ früh mit Planungsüberlegungen zur Einrichtung eines Antifreimaurermuseums. So stellte das Freimaurerreferat im SD-Hauptamt bereits Ende 1934 der Chemnitzer SD-Dienststelle beschlagnahmte Logegenstände für den Aufbau eines Museums in Aussicht. Die Ausstellung war wohl zunächst nur für die interne Schulung innerhalb des genannten Oberabschnittes gedacht.⁹⁷ Vorstellungen zur Einrichtung eines Museums für die breite Öffentlichkeit im inzwischen beschlagnahmten Logenhaus nahmen seit etwa Herbst 1935 konkretere Gestalt an. Im September 1935 verwies der sächsische Innenminister im Schriftverkehr über den Verbleib der beschlagnahmten Logenarchive auf das geplante „Museum für Logeneinrichtungen“.⁹⁸ Das SD-Hauptamt schaltete sich insbesondere in der Endphase der

2. Beilage zum Chemnitzer Tageblatt. Nr. 191. Sonntag, 12. Juli

Chemnitz erhält ein Logenmuseum

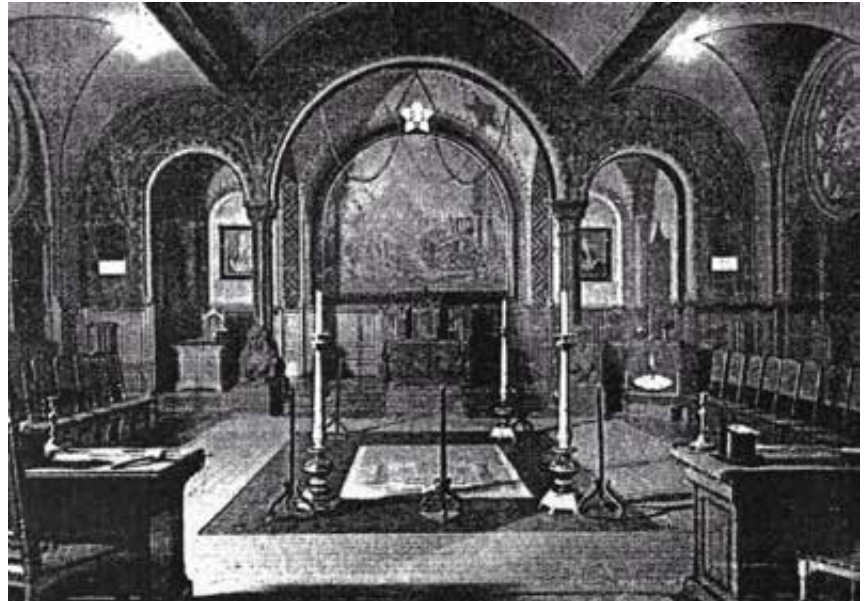
Das größte der Öffentlichkeit zugängliche Logenmuseum der Welt

Eröffnung am Sonntag

Ein halbes Stunde von dem vorbereiteten / große Logenmuseum in der
 Straße abgeleitet wurde, wurde, es nach Ablegung / man hat die internationale
 bei Wada, nach der Ordnung mit anschließender /

Schlagzeile im „Chemnitzer
 Tageblatt“ zur Eröffnung des
 „Sächsischen Logenmuseums“,
 12. Juli 1936

Museumsvorbereitung massiv ein. Es bestimmte die inhaltlichen Schwerpunkte der Ausstellungen, nahm Einfluss auf das herausgegebene Museumsheft, schulte das Führungspersonal und überwachte die politische Wirksamkeit des Museums.⁹⁹ Die inhaltliche Substanz des Museums basierte auf den schon erläuterten antifreimaurerischen Stereotypen der NS-Ideologie. Das kam in den als Leitvorstellung für die gesamte Exposition gedachten einführenden Erläuterungen des Museumsführers deutlich zum Ausdruck. Dort hieß es, die Freimaurerei sei „unter dem Deckmantel der Humanität“ der „wichtigste Machtfaktor“ des „Judentums im Kampf um seine Weltherrschaft“.¹⁰⁰ Die antifreimaurerischen und antisemitischen Ressentiments brachte das Chemnitzer Museum in einer sehr wirkungsvollen Inszenierung seinem Publikum nahe. Einmal ging von dem nunmehr zum Antifreimaurermuseum umfunktionierten ehemaligen Logenhaus eine authentische Aura aus, die einer starken Stimulierung von Emotionen diene. Dazu kam, dass ein ursprünglich nichtöffentlicher, vorwiegend als Arkanraum geltender Bau demonstrativ für die Massenöffentlichkeit zugänglich gemacht wurde. Zum anderen blieben originale rituelle Raumausstattungen teilweise erhalten oder Ritualräume wurden mit originalen Ritualgegenständen aus anderen Logen rekonstruiert. Veränderungen kamen nur insoweit in Frage, wie sie für die antimaurerischen Inszenierungs- und Deutungsabsichten vorteilhaft erschienen. Insbesondere in den musealisierten Ritualräumen sollte eine geschickte Inszenierung mit gezielten Lichteffekten sowie die Anhäufung von den Tod symbolisierenden Objekten zunächst Grundstimmungen des Finsternen, Geheimnisvollen und Magischen ver-



mitteln, um dann die Argumentationsmuster der „Entlarvung“ und „Enthüllung“ propagandistisch umso wirkungsvoller zur Geltung zu bringen. Neben den musealisierten Ritualräumen umfasste das Museum einen weiteren größeren Ausstellungskomplex, der mit zahlreichen Originalexponaten und Schautafeln zur Geschichte und Organisation der Freimaurerei die behauptete Bedrohung durch die „jüdisch-freimaurerischen Weltverschwörung“ und die „freimaurerischen Weltpolitik“ ausgiebig thematisierte.

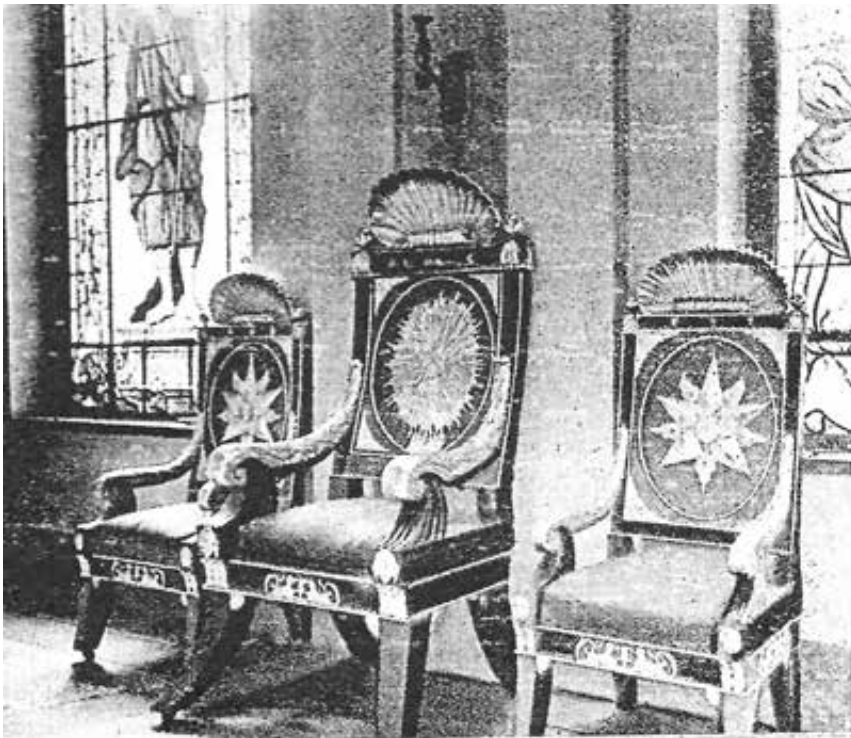
Das Museum orientierte auf Massenbesuch. Im Blickfeld standen bestimmte Zielgruppen. Insbesondere ging es um den organisierten Museumsbesuch von Hitlerjugend und Schulen. So waren die Ausstellungen in ihrer wirkungsvollen Mischung von Authentizität, inszenatorischem Gepräge und Verfälschung eine wichtige Säule antifreimaurerisch-antisemitischer Indoktrination der jungen Generation in Sachsen.¹⁰¹ Das „Volksbildungswerk“ der Deutschen Arbeitsfront (DAF) veranstaltete auf regionaler Ebene regelmäßig Führungen durch das Museum. Bei ihrer reichsweiten antifreimaurerischen Propagandatätigkeit griff die DAF mehrmals auf das „Sächsische Logenmuseum“ zurück. So enthielt die von NSDAP und DAF 1938 herausgegebene Hetzschrift „Freimaurer, Aufrührer, Juden“ mehrere Abbildungen zu den Chemnitzer Museumsräumen.¹⁰² Bis April 1944 sollen etwa eine Million Menschen das Museum besucht haben.¹⁰³ Als „politische Aufklärungsstätte“ stand die Einrichtung stets im Blickfeld der für die „weltanschauliche Gegnerbekämpfung“ zuständigen SD-Dienststellen. Sah der SD die Effizienz der Propagandatätigkeit gefährdet, schaltete er sich direkt ein. So intervenierte das SD-Hauptamt im November 1936 bei der Museumsleitung im Sinne einer gewissen Versachlichung der Öffentlichkeitsarbeit.¹⁰⁴ Eine wirkungsvolle antifreimaurerische Propaganda auf „weltanschaulich-sachlicher Grundlage“ sollte auch mit dem Vertrieb von SD-Publikationen über das Museum erreicht werden.

Inszenierter Freimaurertempel im Logenmuseum. Hier sollte die angebliche Dominanz von „jüdisch-orientalischem Geschmack“ und „jüdischer Symbolik“ in der Freimaurerei vermittelt werden.

links: Der Museumsführer warb für das „größte Logenmuseum der Welt, das zu besichtigen ist“



Werbung für das „Sächsische Logenmuseum“, Postkarte, 1938



Die Präsentation von Stühlen der Logenvorsteher (Meisterstühle) im Logenmuseum sollte für Prunksucht und „orientalisch-jüdischen Einfluss“ stehen

In diesem Zusammenhang drängte die SD-Zentrale im August 1938 auf den Verkauf der Broschüre „Freimaurerei und Judenemanzipation“ von Franz Alfred Six, die, im Duktus der NS-Rassenideologie und in einem scheinbar gelehrten Stil verfasst, den „Einbruch des Judentums in die bürgerliche Gesellschaft [...] über die deutschen Logen“ nachzuweisen versuchte.¹⁰⁵

Über den reichsweiten Wirkungsraum hinaus war das Museum in die Auslandspropaganda für den deutschen Einfluss- und Besatzungsbereich

eingebunden. Die SS-Führung und das „Ministerium für die besetzten Ostgebiete“ veranlassten Ausstellungsbesuche von Funktionsträgern aus französischen, ukrainischen und baltischen Kollaborationskreisen. Im August 1943 wurden eine Gruppe Ukrainer aus einer der berüchtigten Polizeieinheiten, die an Mordeinsätzen gegen die jüdische Bevölkerung und im „Partisanenkrieg“ beteiligt waren, durch das Museum geführt. Eine ausführliche Ausstellungsbesichtigung organisierte die Museumsleitung auch im Rahmen eines „Schulungslehrgangs“ für lettische „Schulaufsichtsbeamte“ der unter Aufsicht des Besatzungsregimes stehenden sogenannten „Landeseigenen Verwaltung“ Ende Februar 1944. Ein groß aufgemachter Beitrag über das „Sächsische Logenmuseum“ erschien 1943 in der von der deutschen Auslandspropaganda für das besetzte Norwegen in der Landessprache herausgegebenen Zeitschrift „Utsyn“ („Ausblick“).¹⁰⁶

Die politische und ideologische Radikalität, mit der die Nationalsozialisten die Freimaurerei bekämpften, hat unübersehbare Spuren hinterlassen. Der schnelle Zusammenbruch und die dauerhafte Ausschaltung jeglicher freimaurerischer Organisationsstrukturen und Kultur – in der sowjetischen Besatzungszone und später in der DDR wurde nach dem Ende der NS-Herrschaft eine Reaktivierung der Logen verhindert – erschwerte nach 1989 die Neu-etablierung freimaurerischen Lebens und seine Verankerung in der Gesellschaft. Hinzu kommen erhebliche materielle Verluste und Einbußen. Insbesondere jedoch hat die beispiellose öffentliche Diffamierung der Freimaurer durch den NS-Staat in ihrer latenten Fernwirkung bis heute immer wieder einen Nährboden für alte und neue Vorurteile geboten.

1 Gründer der Hofloge war Friedrich August Graf von Rutowski, ein legitimierter Sohn August des Starken, der bereits 1729 in Warschau in eine Freimaurerloge aufgenommen worden war.

2 In den 1740er Jahren arbeiteten in Dresden und Leipzig jeweils mehrere Logen, 1742/43 wurde im erzgebirgischen Sachsenfeld, zu diesem Zeitpunkt im Besitz der mit der Freimaurerei eng verbundenen Reichsgrafen zu Solms, eine Filialloge der Dresdner Loge „Zu den drei Schwertern“ gegründet. Zur Entwicklung der Freimaurerei in Sachsen vgl. überblickhaft Alwin Bergmann: Die Große Landesloge von Sachsen und ihre Bundeslogen, Festschrift zur Jahrhundertfeier am 27. und 28. Septbr. 1911, Dresden 1911; Renate Endler/Elisabeth Schwarze: Die Freimaurerbestände im Geheimen Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz, Frankfurt am Main 1994, Bd. 1, S. 203-211. Eine moderne Gesamtdarstellung der Geschichte der sächsischen Freimaurerei liegt bisher nicht vor. Zu neueren Darstellungen über historische Einzelaspekte der sächsischen Freimaurerei vgl. u.a. die Aufsätze in: Dresdner Hefte. Heft 64. Die Verschwörung zum Guten. Freimaurerei in Sachsen, Dresden 2000; zur Geschichte der Leipziger Logen die kenntnisreiche Studie von Stefan-Ludwig Hoffmann: Die Politik der Geselligkeit. Freimaurerlogen in der deutschen Bürgergesellschaft 1840-1918, Göttingen 2000; ausführlich zu den Logen in Dresden Kurt Kranke: Zur Geschichte der Freimaurerei in Dresden, 18./19. Jahrhundert.

Eine Studie in zwei Teilen. Dresden 2000 (Typoskript in SLUB Dresden); Volker Knüpfer: Winkelmaß und Zirkel. Zur Geschichte der Freimaurerei in Chemnitz, Chemnitz 2012; neuerdings auch Franziska Böhl: Die Sächsischen Freimaurer zwischen Anpassung und Unterdrückung 1918-1945, in: Günther Heydemann/Jan Erik Schulte/Francesca Weil (Hrsg.): Sachsen und der Nationalsozialismus. Göttingen 2014, S. 267-281. Nach Manuskriptabschluss für vorliegenden Aufsatz (25.7.2018) erschien dies., Freimaurerei und Diktatur, Die sächsischen Großlogen nach 1918, Leipzig 2018.

3 Der Freimaurer erwirbt verschiedene Grade oder „Erkenntnisstufen“. Die Johannismaurerei kennt (nach englischer Tradition) die drei Abstufungen Lehrlings-, Gesellen- und Meistergrad. Darauf aufbauend haben Teile der Freimaurerei verschiedene Hochgradsysteme mit weiterführenden Graden entwickelt. Nach dem Ende der „Strikten Observanz“ bestimmte die Johannismaurerei das Erscheinungsbild der sächsischen Logen. Die „Hochgradfreimaurerei“ des 20. Jahrhunderts spielte im Feindbild der Nationalsozialisten eine wichtige Rolle. Hier glaubten sie besonders verfestigte freimaurerische Positionen, starken jüdisch-internationalen Einfluss und verdeckte politische Aktivität zu erkennen.

4 Konkurrenz zwischen Dresdner und Leipziger Logen führten dazu, dass nicht alle Leipziger Logen der Großen Landesloge von Sachsen beitraten, darunter die älteste

- Leipziger und zahlenmäßig starke „Minerva“-Loge. Sie und die „Balduin“-Loge schlossen sich mit drei thüringischen Logen 1884 zu einer unabhängigen Logenvereinigung zusammen, aus der die Großloge Deutsche Bruderkette hervorging.
- 5 Vgl. Eugen Lennhoff/Oskar Posner/Dieter A. Binder: Internationales Freimaurerlexikon, 5. Auflage München 2006 (folgend IFM), S. 735.
 - 6 Bis Mitte des 19. Jahrhunderts hatten sich außer der sächs. Großloge in Deutschland weitere, gegenseitig und von der englischen Großloge anerkannte reguläre Großlogen herausgebildet. Die drei sogenannten alt-preußischen Obedienzen Große Nationalmutterloge Zu den drei Weltkugeln, Große Landesloge der Freimaurer von Deutschland und Große Loge von Preußen, gen. Royal York zur Freundschaft (alle Sitz Berlin) waren streng christlich orientiert, nahmen keine Nichtchristen (mit zeitweiliger Ausnahme der letzteren Großloge) auf und bildeten in ihrer engen Anlehnung an die regierenden Hohenzollern und den preußischen Staat den konservativsten Teil der deutschen Freimaurer. Zahlenmäßig stellten diese Großlogen mit etwa 31.000 Mitgliedern (1920) die Zweidrittelmehrheit der Freimaurerei in Deutschland. Weiterhin existierten als sogenannte humanitäre Richtung der Freimaurerei außer den beiden sächsischen Großlogen die Großloge von Hamburg, die Großloge Zur Sonne (Sitz Bayreuth, für den fränkisch-bayrischen Raum), die Große Mutterloge des Eklektischen Freimaurerbundes (Sitz Frankfurt/Main) und die Große Freimaurerloge zur Eintracht in Darmstadt. Insbesondere die alt-preußischen Logen und die Hamburger Großloge unterhielten Bundeslogen in Sachsen. Zu erwähnen ist außerdem die von den genannten regulären Großlogen nicht anerkannte Großloge Freimaurerbund zur aufgehenden Sonne (gegründet aus freidenkerischen Ansätzen 1907, 1920 etwa 1.400 Mitglieder), der deutlich international-pazifistisch ausgerichtet war und auch einige Reformlogen in Sachsen gründete. Große Teile dieser Freimaurervereinigung gingen in der 1930 gebildeten Symbolischen Großloge von Deutschland auf, die auf Internationalität orientierte und deren Anhänger aus dem linksliberalen und sozialdemokratischen Milieu kamen (um 1930 etwa 800 Mitglieder, in Sachsen zwei Logen in Dresden und eine Loge in Leipzig, dazu vgl. Endler/Schwarze, wie Anm. 2, Bd. 1, S. 297, 313 f.). Die Mitgliedschaft in den Freimaurerlogen ist traditionell nur Männern vorbehalten.
 - 7 Traditionsstiftend für die humanitäre Freimaurerei ist die Konstitution („Alte Pflichten“, 1723, 1738) der frühen englischen Großloge, eine Pflichten- und Tugendzusammenstellung, die über Standesschranken, religiöse und politische Streitigkeiten hinweg moralische Vervollkommnung anstrebt. Das durchaus diskussionswürdige gebräuchliche Ordnungsschema „humanitäre“ und „christliche“ Freimaurerei für die deutschen Obödienzen bedeutet nicht, dass christlich orientierte Logen und Humanitätsgedanke sich ausschließen, andererseits waren auch die humanitären Logen, wie etwa die sächsische Landesloge, fest im christlich-protestantischen Milieu verankert.
 - 8 Vgl. zusammenfassend Helmut Reinhalter: Die Freimaurer, 4. Auflage München 2004, S. 49-52.
 - 9 Vgl. Volker Knüpfer: Presse und Liberalismus in Sachsen. Positionen der bürgerlichen Presse im frühen 19. Jahrhundert, Weimar/Köln/Wien 1996, S. 70-72; Gundula Ulbricht/Olaf Glöckner (Hrsg.): Juden in Sachsen, Leipzig 2013, S. 50-65.
 - 10 Vgl. Bergmann (wie Anm. 2), S. 138; Hoffmann (wie Anm. 2), S. 74-78.
 - 11 Zur Stellung der deutschen Freimaurerei in der Weimarer Republik vgl. Ralf Melzer: Konflikt und Anpassung. Freimaurerei in der Weimarer Republik und im „Dritten Reich“, Wien 1999, S. 31-35, 60-96.
 - 12 Aus der Fülle der Literatur zum Verschwörungsdenken soll hier lediglich auf folgende neuere Arbeiten verwiesen werden: Johannes Rogalla von Bieberstein: Die These von der Verschwörung 1776-1945. Philosophen, Freimaurer, Juden, Liberale und Sozialisten als Verschwörer gegen die Sozialordnung, Flensburg 1992; Helmut Reinhalter (Hrsg.): Verschwörungstheorien. Theorie, Geschichte, Wirkung, Innsbruck/Wien/München/Bozen 2002; Ders. (Hrsg.): Typologien des Verschwörungsdenkens, Innsbruck/Wien/München/Bozen 2004, darin Armin Pfahl-Traugher: Die Ideologie von der angeblichen Verschwörung der Freimaurer. Zur historischen Entwicklung und inhaltlichen Analyse einer Konspirationsvorstellung, S. 32-60.
 - 13 1799 und 1801 holten staatliche Behörden nähere Informationen über die sächsischen Logen ein. In Sachsen konnten die Logen auf Gesetzestreue und Achtung der Obrigkeit verweisen. Im Unterschied etwa zu Bayern und anderen deutschen Einzelstaaten kam es hier zu keinem Verbot von freimaurerischen Organisationen; vgl. Endler/Schwarze (wie Anm. 2), Bd. 1, S. 204 f.
 - 14 Zu Eckerts Feldzug gegen die Freimaurerei vgl. Eduard Emil Eckert: Der Freimaurerorden in seiner wahren Bedeutung, Dresden 1852, bes. S. V., 10, 13, 15; Kurt Kranke: Freimaurerei in Dresden. Aspekte ihrer äußeren Geschichte im 18./19. Jahrhundert, in: Dresdner Hefte 64 (wie Anm. 2), S. 32-36. Mit seiner seit Juli 1849 erschienen „Freimüthigen Sachsenzeitung“ und weiteren Schriften bemühte sich Eckert um eine einflussreiche antiliberale Gegenöffentlichkeit. Vgl. dazu Hoffmann (wie Anm. 2), S. 107; Volker Knüpfer: Die Reflexion der Dresdener Konferenz in der Presse der sächsischen Residenzstadt 1850/51, in: Jonas Flöter/Günter Wartenberg (Hrsg.): Die Dresdner Konferenz 1850/51. Föderalisierung des deutschen Bundes versus Machtinteressen der Einzelstaaten, Leipzig 2002, S. 239-255. Folge der Freimaurerdebatten Anfang der 1850er Jahre war eine 1852 vom sächsischen Kriegsminister Bernhard von Rabenhorst erlassene Verfügung, die unter Berufung auf restriktive Vereinsbestimmungen sächsischen Armeeeingehöri-gen die Mitgliedschaft in Freimaurerlogen untersagte.
 - 15 Vgl. Hoffmann (wie Anm. 2), S. 161. Fritsch wandte sich vor allem gegen die internationale Freimaurerei und warb z. T. bei den konservativen deutschen Logen für völkische Umgestaltung, Zu Fritschs Haltung zur Freimaurerei vgl. IFM, S. 317 f.; zu Fritsch vgl. u. a. Michael Bönisch: Die „Hammer“-Bewegung, in: Uwe Puschner/Walther Schmitz/Justus H. Ulbricht (Hrsg.): Handbuch zur „Völkischen Bewegung“ 1871-1918, München 1996, S. 341-365.
 - 16 Dazu vgl. zusammenfassend Armin Pfahl-Traugher: Der antisemitische-antifreimaurerische Verschwörungsmythos in der Weimarer Republik und im NS-Staat, Wien 1993.
 - 17 Zu den „Protokollen“ ist umfangreiche Literatur erschienen. Hier sei nur auf einige neuere Darstellungen verwiesen: Wolfgang Benz: Die Protokolle der Weisen von Zion. Die Legende von der jüdischen Weltverschwörung, München 2007; Norman Cohn: Die Protokolle der Weisen von Zion. Der Mythos von der jüdischen Weltverschwörung, Baden-Baden/Zürich 1998; Eva Horn/Michael Hagemeister (Hrsg.): Die Fiktion von der jüdischen Weltverschwörung. Zu Text und Kontext der „Protokolle der Weisen von Zion“, Göttingen 2012; Jeffrey L. Sammons: Die Protokolle der Weisen von Zion. Die Grundlage des modernen Antisemitismus – eine Fälschung. Text und Kommentar, Göttingen 1998.
 - 18 Vgl. Alfred Rosenberg: Die Protokolle der Weisen von Zion und die jüdische Weltpolitik, München 1923.
 - 19 Theodor Fritsch: Die Zionistischen Protokolle. Das Programm der internationalen Geheimregierung, 11. Auflage Leipzig 1932, S. 43.
 - 20 Adolf Hitler: Mein Kampf. Bd. 1. Eine Abrechnung, München 1925, S. 333, hier verwendet Christian Hart-

- mann/Thomas Vordermayer/Othmar Plöckinger/Roman Töppel (Hrsg.): Hitler. Mein Kampf. Eine kritische Edition. Bd. 1, München/Berlin 2016.
- 21 Knüpfer (wie Anm. 2), S. 17.
 - 22 Friedrich Wichtl: Weltfreimaurerei, Weltrevolution, Weltrepublik, München 1919, bes. S. 57, 80, 104-111, 177.
 - 23 Zitiert nach Josef Ackerman: Heinrich Himmler als Ideologe, Göttingen 1970, S. 25.
 - 24 Vgl. Böhl: Anpassung (wie Anm. 2), S. 272, Pfahl-Traugherber (wie Anm. 12), S. 65-68.
 - 25 Erich Ludendorff: Die Vernichtung der Freimaurerei durch Enthüllung ihrer Geheimnisse, München 1927, bes. S. 7 f., 20-26. Anfangs hatten die völkisch-antimaurerischen Kräfte vor allem die romanische Freimaurerei im Auge, die im Unterschied zur deutschen und englischen Freimaurerei z. T. stark politisch engagiert war und dem linken Milieu nahestand.
 - 26 Alfred Rosenberg: Freimaurerische Weltpolitik im Lichte der kritischen Forschung, München 1929, S. 70 f.
 - 27 Im faschistischen Italien und in Spanien unter der Franco-Diktatur erfolgte ebenfalls eine rigorose Bekämpfung der Freimaurerei, auch rechtsautoritäre Regime wie etwa in Polen, Rumänien und Ungarn erließen Verbotsmaßnahmen gegen die Logen. Zur Unterdrückung der Freimaurerei kam es auch in Sowjetrußland und den späteren Ostblockstaaten; vgl. dazu Helmut Reinalter (Hrsg.): Freimaurerei und europäischer Faschismus, Innsbruck/Wien/Bozen 2009; IFM, S. 473, 660, 772, 731, 861.
 - 28 Vgl. ausführlich Helmut Neuberger: Winkelmaß und Hakenkreuz. Die Freimaurer und das Dritte Reich, München 2001, S. 192-223.
 - 29 Zu Six vgl. u.a. Lutz Hachmeister: Die Karriere des SS-Führers Franz Alfred Six, München 1998; zum SD grundlegend vgl. Michael Wildt (Hrsg.): Nachrichtendienst, politische Elite, Mordeinheit, Hamburg 2003; Christian Ingaro: Hitlers Elite. Die Wegbereiter des nationalsozialistischen Massenmords, Berlin 2012; zum SD in Sachsen die vorzügliche Studie von Christian Schreiber: Elite im Verborgenen – Ideologie und regionale Herrschaftspraxis des Sicherheitsdienstes der SS und seines Netzwerkes am Beispiel Sachsens, München 2008. Die herausgehobene Position des SD in der Freimaurerpolitik des NS-Staates völlig unterbelichtet bei Böhl: Anpassung (wie Anm. 2).
 - 30 Vgl. Der Schulungsbrief. Das zentrale Monatsblatt der NSDAP und DAF, VI/Nr. 7 (Juli 1939), S. 39.
 - 31 Ebd., S. 20 f. Nationalsozialistischer Angriffe richteten sich immer wieder gegen Gustav Stresemann, den liberalen Außenminister und Ausgleichspolitiker der Weimarer Zeit, der 1923 der altpreußischen Berliner Loge „Friedrich der Große“ beigetreten war. Völkischen Kreisen galt er als Exponent „landesverräterischer“ Bestrebungen der Freimaurerei, die sich angeblich in seinem Wirken für die Aufnahme Deutschlands in den als „jüdisch-freimaurerisch“ verketzerten Völkerbund manifestierten.
 - 32 Ebd., bes. S. 7-9, 15-19, 23-28.
 - 33 Allgemeine Zeitung Chemnitz (folgend AZC) vom 23. Juli 1941. Die nähere Kenntnis der SD-Aktion um das Roosevelt-Foto verdanke ich einer schriftlichen Auskunft von Helge Björn Horrisland, Vorstandsmitglied der norwegischen Forschungsloge „Niels Treschow“, Oslo, vom 4. August 2006.
 - 34 Vgl. etwa die Veröffentlichung eines Spottgedichtes auf den „Bruder Roosevelt“ auf der Lokalseite der Chemnitzer Tageszeitung (folgend CTZ) vom 28. Juli 1941.
 - 35 CTZ von 14. Februar 1944.
 - 36 Vgl. Neuberger (wie Anm. 28), S. 159-162.
 - 37 Dazu vgl. Andreas Wagner: „Machtergreifung“ in Sachsen. NSDAP und staatliche Verwaltung 1930-1935, Köln 2004.
 - 38 Sächsisches Verwaltungsblatt, Nr. 321, 26. Mai 1933.
 - 39 CTZ vom 27./28. Mai 1933.
 - 40 Vgl. Sächsisches Staatsarchiv, Staatsarchiv Chemnitz (folgend StA Chemnitz), 30099 Amtsgericht Annaberg, Nr. 981, Bl. 63-65, Protokoll Mitgliederhauptversammlung Freimaurerloge zu Annaberg vom 10. Oktober 1933.
 - 41 Vgl. StA Chemnitz, 30137 Amtsgericht Stollberg, Nr. 595, Bl. 28 f., Erklärungen vor dem Amtsgericht Stollberg vom 9. Oktober 1933. Seinen Austritt aus der relativ kleinen Stollberger Loge erklärte u. a. auch der Bezirksamtmann und Fabrikbesitzer Seidel.
 - 42 Bundesarchiv Berlin (folgend BArch Berlin), R 58/6124, Bl. 9 f., R. Schlegel an Reichskanzler Hitler vom 25. September 1933. Aus den vorliegenden Quellen sind keine weiteren staatlichen Maßnahmen ersichtlich.
 - 43 Vgl. Neuberger (wie Anm. 28), S. 286 f. Die sächsische Verordnung vom 26. Mai 1933 berief sich formal auf die Verordnung des Reichspräsidenten zum Schutz von Volk und Staat (Reichstagsbrandverordnung) vom 28. Februar 1933, die die Rechtsstaatsprinzipien der Weimarer Verfassung außer Kraft setzte und zu einem zentralen Instrument staatlicher Repression wurde.
 - 44 StA Chemnitz, 5877 Amtshauptmannschaft Zwickau, unpaginiert, Staatsminister des Inneren an die Kreis- und Amtshauptleute vom 12. September 1935. Die Aussage Neuberger, dass in Sachsen aufgrund der erwähnten früheren Überprüfungen keine erneute Abfrage der Staatsbeamten erfolgt sei, ist zu relativieren, vgl. Neuberger (wie Anm. 28), S. 287. Auch an staatlichen Einrichtungen wurde nach dem Erlass vom 10. Juli 1935 entsprechende Auskünfte eingefordert, wie die schriftlichen Erklärungen der Lehrerschaft der Fürsten- und Landesschule Meißen vom August/September 1935 zeigen. Vgl. Sächsisches Staatsarchiv, Hauptstaatsarchiv Dresden (folgend HStA Dresden), 10112 Landesschule Meißen, Nr. 2204, Bl. 7a-25a, Erklärungen über Mitgliedschaft in Logen, logenähnlichen Organisationen und Ersatzorganisationen.
 - 45 Erlass des Reichs- und Preußischen Ministers des Innern vom 10. Juli 1935, Zugehörigkeit von Beamten zu Freimaurerlogen, anderen Logen und logenähnlichen Organisationen; BArch. R58/6117, T. 1, Bl. 59, Ausschnitt aus der Frankfurter Zeitung vom 22. Oktober 1935.
 - 46 Vgl. Neuberger (wie Anm. 28), S. 285, 287.
 - 47 Rosenberg (wie Anm. 26), S. 70; IFL, S. 597.
 - 48 Auch eine 1938 anlässlich des „Anschlusses“ Österreichs erlassene „Amnestieverfügung“ Hitlers brachte keine wesentliche Lockerung, vielmehr stellte das Oberste Parteigericht im August 1938 klar, „daß sich damit die grundsätzliche Stellungnahme der NSDAP zur Freimaurerfrage nicht geändert hat“. Vgl. Schulungsbrief, S. 37; auch Neuberger (wie Anm. 28), S. 281-284.
 - 49 Vgl. BArch Berlin. R58/6161, T. 1, unpaginiert, Betr. Verfügung des Kreisgerichts der NSDAP Chemnitz gegen Freimaurer. Die Verfügung sollte auch auf freimaurerähnliche Organisationen wie den Orden „Odd Fellows“ und die „Schlaraffia“ angewandt werden.
 - 50 StA Chemnitz, 30099 Amtsgericht Annaberg, Nr. 981, Bl. 63, Protokoll Mitgliederhauptversammlung der Freimaurerloge zu Annaberg vom 10. Oktober 1933.
 - 51 Vgl. Augenzeugenbericht über die Auflösung der Loge in: Siegfried Arlt/Elke Hohmeier/Arved Hübler: 200 Jahre Freimaurerloge „Zur Harmonie“ im Orient Chemnitz, Chemnitz 1999, S. 66. Als Nachfolgeorganisation der Loge wurde die Gesellschaft „Zur Harmonie“ gegründet.
 - 52 Vgl. Neuberger (wie Anm. 28), S. 281.
 - 53 StA Chemnitz, 30551 Amtsgericht Chemnitz, Nr. 6576, Bl. 70 f., Ausführungen des Beigeordneten Göpfert in der Fachschaft für berufliches Schulwesen im NSLB am 31. März 1933; ebd. Formular Aufnahmeantrag NSLB, Gau Sachsen.
 - 54 Zitiert nach Neuberger (wie Anm. 28), S. 236.
 - 55 Vgl. Melzer (wie Anm. 11), bes. S. 31-35; Neuberger (wie Anm. 28), S. 100-107. Der 1872 unter führender Mitwirkung der sächsischen Großloge gebildete Deutsche Großlogenbund war ein loser Zusammenschluss aller regulären deutschen Großlogen.
 - 56 Vgl. BArch Berlin, R85/6145, Bl. 79-83, Sicherheitshaupt-

- amtes (SHA) an Gestapa Berlin betr. Aufstellung Freimaurer im Stahlhelm im Zusammenhang mit Feststellungen des Gestapa Dresden vom 17. Juli 1935. Mensdorf war langjähriger Stuhlmeister der Leipziger „Minerva“-Loge. Ein SD-Lagebericht von 1935 hob hervor, dass ein „großer Prozentsatz“ der Mitglieder der Loge „Zur Harmonie“ in Chemnitz dem Stahlhelm angehörten (vgl. BArch Berlin, R58/6152, Bl. 232). Nach Diskussionen sprach sich die Stahlhelm-Bundesleitung 1931 gegen den Ausschluss von Freimaurern aus. Die Mitgliedschaft von Freimaurern im Stahlhelm nutzten die Nationalsozialisten u. a. als Vorwand für die Auflösung der Reststrukturen des Wehrverbandes 1934/35 (vgl. BArch Berlin, R58/6145, Bl. 144-153, Meldung an Chef SHA betr. Stahlhelmausschluss zur Untersuchung der Freimaurerfrage-Rechtanwaltschaft Korsch, undatiert, vermutlich vom Februar 1935; zum Verhältnis Freimaurerei und Stahlhelm vgl. Melzer (wie Anm. 11), S. 67-70.
- 57 Vgl. Arlt/Hohmeier/Hübler (wie Anm. 50), S. 64 f.
- 58 Vgl. Melzer (wie Anm. 11), S. 126.
- 59 Vgl. StA Chemnitz, 30132 Amtsgericht Reichenbach, Nr. 17542, Bl. 12, Niederschrift Hauptversammlung der Loge „Zur goldenen Brücke“ vom 2. Mai 1933, Bl. 14, Niederschrift Hauptversammlung vom 13. Juni 1933.
- 60 So etwa im Statut der Nachfolgeorganisation der Loge „Zur Harmonie“ in Chemnitz, vgl. Arlt/Hohmeier/Hübler (wie Anm. 50), S. 67.
- 61 Vgl. StA Chemnitz, 30101 Amtsgericht Auerbach/V., Nr. 563, Bl. 6-8, Satzung der Freimaurerloge „Parzival“ vom 27. Juni 1931, Bl. 17 f., Jahreshauptversammlung der früheren Loge „Parzival“ vom 16. März 1933. Die Bildung eines handlungsfähigen Nachfolgevereins „Parzival“ kam offenbar nicht zustande. Der Antrag zur Eintragung in das Vereinsregister wurde ohne Angabe von konkreten Gründen von den Verantwortlichen der ehemaligen Loge zurückgehalten. Die Auflösung der Loge „Parzival“ in Auerbach wurde am 27. September 1933 in das Vereinsregister des zuständigen Amtsgerichts eingetragen, ohne dass ein Verein als Nachfolgeorganisation nochmals in den Quellen erwähnt wird, vgl. ebd., Bl. 24.
- 62 Vgl. StA Chemnitz, 30099 Amtsgericht Annaberg, Nr. 981, Bl. 63-65, Protokoll Mitgliederhauptversammlung der Freimaurerloge zu Annaberg vom 10. Oktober 1933. Die Stiftung wurde benannt nach Ferdinand Lipfert, Vorsteher und Förderer der Annaberger Loge im 19. Jahrhundert.
- 63 Vgl. StA Chemnitz, 30137 Amtsgericht Stollberg, Nr. 595, Bl. 30, Niederschrift Mitgliederversammlung der ehemaligen Loge „Hermann zur Brudertreue“ i. Stollberg/Erzg. vom 30. Mai 1933, 30136 Amtsgericht Schwarzenberg, Nr. 403, Bl. 22, Niederschrift Hauptversammlung Loge „Zum Rosenstock in Sachsenfeld“, Schwarzenberg vom 29. Mai 1933.
- 64 Ebd.
- 65 Vgl. Melzer (wie Anm. 11), bes. S. 112-120.
- 66 Vgl. Protokoll Mitgliederversammlung Loge „Harras-eiche“ vom 18. Juli 1935 in: Adolf Diamant: Gestapo Chemnitz und die Gestapoaußenstellen Plauen i. V. und Zwickau. Zur Geschichte einer verbrecherischen Organisation in den Jahren 1933-1945, Chemnitz 1999, S. 140; vgl. Endler/Schwarze (wie Anm. 2), Bd. 2, Tochterlogen, S. 192.
- 67 Vgl. StA Chemnitz, 30555 Amtsgericht Chemnitz, Nr. 6576, Bl. 59 f., Protokoll Mitgliederversammlung Loge „Solon“ vom 10. April 1933; Melzer (wie Anm. 11), S. 125 f.
- 68 Vgl. Melzer (wie Anm. 11), S. 124 f.; Neuberger (wie Anm. 28), S. 229.
- 69 Vgl. Endler/Schwarze (wie Anm. 2), Bd. 1, S. 307-311. Die Chemnitzer Loge des Freimaurerbundes etwa soll sich 1931 wegen „zu schwacher Beteiligung“ aufgelöst haben. Vgl. BArch Berlin, R58/6140, Bl. 117 f., SD-OA Mitte an SD Hauptamt vom 29. September 1934. Das sehr spärliche Quellenmaterial lässt keine genaueren Aussagen über das Ende des Bundes in Sachsen 1933 zu, doch kann wohl im Falle bestehender Verbindungen davon ausgegangen werden, dass diese ohne Verzug den Selbstauflösungsbeschluss des Bundesvorstandes folgten.
- 70 Vgl. Endler/Schwarze (wie Anm. 2), Bd. 1, S. 313 f.; Melzer (wie Anm. 11), S. 170-174. Auch im Falle der Symbolischen Großloge erlaubt die dürftige Quellenlage keine gesicherten Aussagen über das nähere Schicksal ihrer sächsischen Tochterlogen.
- 71 Vgl. Neuberger (wie Anm. 28), S. 177-179, 182.
- 72 Vgl. Melzer (wie Anm. 11), S. 126.
- 73 BArch Berlin, R43II/821, Bd. 1, Bl. 14 f., Staatspolizei Hamburg betr. Freimaurerei vom 10. Januar 1934. Die Staatspolizeistelle Hamburg nahm die „Rundfrage“ zum Anlass, in einem internen Papier „reichszentrale und reichsrechtliche Regelungen“ zum „Einschreiten“ gegen Logennachfolgeorganisationen zu fordern.
- 74 BArch. R58/6159, unpaginiert, Stimmungs- und Lagebericht im Gebiet des SD-OA Mitte vom 7. September 1934.
- 75 CTZ vom 22. März 1935; Meißner Tageblatt vom 19. März 1935. Diese Nummer des Tageblatts wurde laut CTZ verboten. Der Vorgang wurde offensichtlich auch genutzt, um weitere Lokalblätter der direkten Regie der NSDAP zu unterwerfen und Konkurrenz zur Parteipresse auszuschalten.
- 76 CTZ vom 29./30. Mai 1935.
- 77 Vgl. Melzer (wie Anm. 11), S. 148-153.
- 78 Sächsisches Verwaltungsblatt, Teil 2 Nachrichtenblatt, Nr. 66, 20. August 1935.
- 79 BArch Berlin, R43II/821, Bd. 1, Bl. 94-97, Deutsch-Christlicher Orden Sachsen Gemeinsame Erklärung an die Reichsregierung vom 9. August 1935.
- 80 Die Auflistung der verbotenen freimaurerischen Nachfolgeorganisationen in: Sächsisches Verwaltungsblatt, Teil 1 Verordnungsblatt, Nr. 67, 23. August 1935.
- 81 HStA Dresden, 10707 Sächsisches Hauptstaatsarchiv, Nr. 3771, unpaginiert, Deutsch-Christlicher Orden Sachsen an Sächsisches Hauptstaatsarchiv vom 9. September 1935, Entwurf Übernahmeerklärung Sächsisches Hauptstaatsarchiv vom 14. September 1935, Staatsminister des Innern an Staatskanzlei vom 21. Oktober 1935, Geheimes Staatspolizeiamt Sachsen an Polizeipräsidenten Dresden vom 28. November 1935, Staatsminister des Innern an Präsidenten des Geheimen Staatspolizeiamts Sachsen vom 6. November 1935. Im Hauptstaatsarchiv Dresden wurden ab etwa August 1935 auch Bestände der „Schwerter“-Loge, „Apfel“-Loge und weiterer Dresdner Logen zeitweilig gelagert. Vgl. dazu ebenda, Ordensgruppe „Goldener Apfel“ an Sächsisches Hauptstaatsarchiv vom 4. Juni 1935, Ordensgruppe „3 Schwerter“ an Sächsisches Hauptstaatsarchiv vom 4. September 1935.
- 82 Vgl. Melzer (wie Anm. 11), S. 150-152.
- 83 Vgl. StA Chemnitz, 30555 Amtsgericht Chemnitz, Nr. 6576, Bl. 127, Bescheid zur Regelung offener Vermögensfragen vom 20. September 1999.
- 84 Vgl. HStA Dresden, 10851 Ministerium für Finanzen, Nr. 13066, Bl. 53-55, 64, 88 f., Überweisungen Polizeipräsidium Leipzig an Ministerium des Inneren vom Mai/Juni 1937. Finanzielles Restvermögen aus der Liquidationsmasse der Großlogen sollte nach einem Erlass des Reichsführers SS vom 14. Mai 1940 für karitative Belange verwendet werden, vgl. dazu Neuberger (wie Anm. 28), S. 272, Melzer (wie Anm. 11), S. 152 f.
- 85 Vgl. BArch Berlin, R58/6161, Teil 1, unpaginiert, Meldungen an SD-Hauptamt betr. Parteidienststellen in Logengebäuden vom 28. Juni 1935; zum Antifreimaurermuseum in Chemnitz vgl. nachfolgenden Gliederungsabschnitt.
- 86 Vgl. BArch Berlin, R58/6124, Bl. 63-83, Beschlaggenommenes Aktenverzeichnis der Großen Landesloge von Sach-

- sen; Neuberger (wie Anm. 28), S. 268-270. Verantwortlich für den Aufbau des SD-Freimaurerarchivs war der in Mittweida geborene Paul Dittel, der 1935 in Leipzig zum Dr. phil. promovierte und 1936 von der Leipziger SD-Außenstelle („Schrifttumstelle“) in das SD-Hauptamt wechselte. Dittel war bis in die 1940er Jahre Leiter der Funktionsbereiche Archiv, Museum und wissenschaftliche Sonderaufträge im SD-Hauptamt bzw. im RSHA. Zu Dittel vgl. Neuberger (wie Anm. 28), S. 217 f.
- 87 Vgl. BArch Berlin, R58/6145, Bd. 1, Bl. 79-83, SHA an Gestapa Berlin betr. Aufstellung Freimaurer im Stahlhelm im Zusammenhang mit Feststellungen des Gestapa Dresden vom 17. Juli 1935; ebd., Bl. 425-442, SHA Zusammenstellung der Freimaurer im Kreis Löbau vom 8. März 1935.
- 88 Vgl. BArch Berlin, R58/6140, Bl. 106, 111, 113, 117 f., Feststellungen im SHA über Chemnitzer Logen; R58/6170, Bl. 54, Feststellungen v. C. Gehlert, Chemnitz, über „Saxonia-Loge“ des jüdischen Bnai-Brith-Ordens vom 20. Mai 1933.
- 89 Vgl. BArch Berlin, R58/6152, Bl. 228 f., 236, SD-OA Mitte an SHA, undatiert, vermutlich Juni 1935. Gegen Rosenthal wurde eine später allerdings wieder zurückgezogene Strafanzeige gestellt.
- 90 Vgl. BArch Berlin, R58/6142, Teil 2, Bl. 278 f., SHA an NSDAP-Kreisgericht Berlin-Steglitz vom 27. Mai 1935. Ob dies etwa bei der Ablösung Grundmanns als Vereinsvorsitzender 1937 durch den NSDAP-Kreisleiter von Annaberg, Werner Vogelsang, ein Rolle gespielt hatte, geht aus diesen Quellen nicht hervor. Grundmann unterstützte aktiv die ideologisch-politische Gleichschaltung des Vereins, versuchte aber dessen organisatorische Selbständigkeit zu erhalten. Vgl. dazu Thomas Schaarschmidt: Regionalkultur und Diktatur. Sächsische Heimatbewegung und Heimatpropaganda im „Dritten Reich“ und in der SBZ/DDR, Köln/Weimar/Wien 2004, bes. S. 62f., 94f., 241 f.
- 91 Vgl. BArch Berlin, R58/6117, Teil 1, Bl. 122 f., SHA an Preußisches Geheimes Staatspolizeiamt vom 28. Mai 1935. Das Hexagramm, meist als doppeltes Dreieck dargestellt, gehört zur freimaurerischen Symbolik.
- 92 StA Chemnitz, 30051 Amtshauptmannschaft Zwickau, Nr. 5857, unpaginiert, Bekanntmachung Runderlasse des Reichs- und Preußischen Ministers des Innern vom 2. September und 7. Dezember 1936 durch Reichsstatthalter in Sachsen am 18. September und 22. Dezember 1936; ebd., 30097 Landgericht Zwickau, Nr. 369, Bl. 1 f., Präsident Oberlandesgericht an Präsident Landgericht Zwickau vom 28. November 1936.
- 93 Ebd., Bl. 2. Präsident Landgericht Zwickau an Amtsgericht Lichtenstein-Callenberg vom 4. Dezember 1936, Bl. 7, Amtsgericht Lichtenstein-Callenberg an Präsident Landgericht Zwickau vom 7. Dezember 1936, Bl. 8, Präsident Landgericht Zwickau an Präsident Oberlandesgericht vom 11. Dezember 1936, Bl. 26, Reichsminister der Justiz an Präsident Oberlandesgericht Dresden vom 11. Dezember 1936. Eine gegebenenfalls weitere Verwendung Tanzmanns im Justizwesen geht aus den vorliegenden Quellen nicht hervor.
- 94 Dazu trug auch bei, dass die Erhebungen z. T. im offenen, dem gesamten Dienstpersonal einseharen Umlaufverfahren erfolgten. Als Beispiel dafür vgl. StA Chemnitz, 30096 Landgericht Plauen, Nr. 1713, Bl. 1-3, Umlauf mit Erklärungsspalte vom 18. März 1937. Zur Erfassung des gesamten Dienststellenpersonals vgl. die Befragung in Krankenanstalt Bezirksheim Wiesen bei Zwickau, ebd., 30051 Amtshauptmannschaft Zwickau, Nr. 5877, unpaginiert, Bezirksheim Wiesen an Vorsitzenden Bezirksausschuss Zwickau vom 23. September 1935.
- 95 Das „Sächsische Logenmuseum“ wird, auch im Zusammenhang mit weiteren Antifreimaurermuseen, ausführlich behandelt bei Volker Knüpfer: Antimasonische Ausstellungen im Dritten Reich. Das „Sächsische Logenmuseum“ in Chemnitz, in: Zeitschrift für Internationale Freimaurerforschung 10 (2008), S. 31-58; auch ders.: Die nationalsozialistischen Anti-Freimaurermuseen. Zu Ergebnissen und Perspektiven eines Forschungsprojektes, in: Zeitschrift für Internationale Freimaurerforschung 10 (2008), S. 93-100; hier auch weiterführende Quellen- und Literaturangaben; ders.: Das „Sächsische Logenmuseum“ in Chemnitz. Inszenierung im Dienst der „Gegnerbekämpfung“, in: Konstantin Hermann (Hrsg.): Führerschule, Thingplatz, „Judenhaus“. Orte und Gebäude der nationalsozialistischen Diktatur in Sachsen, Dresden 2014, S. 218-223. Der vorliegende Aufsatz geht deshalb nur relativ knapp auf das „Logenmuseum“ ein und soll insbesondere einige neue Forschungsergebnisse zu Entstehung und Wirkungsrichtungen aufzeigen.
- 96 Der SD-Oberabschnitt Mitte umfasste in etwa das heutige Sachsen, Thüringen und Sachsen-Anhalt. Zur räumlichen Organisation des SD vgl. Schreiber (wie Anm. 28), bes. S. 31-37.
- 97 Vgl. Zentrum zur Aufbewahrung Historisch-Dokumentarischer Sammlungen Moskau (ehemals Zentrales Staatsarchiv/„Sonderarchiv“) im Russischen Staatlichen Militärarchiv, Reichssicherheitshauptamt 500-3-334, Bl. 235 f., SD-Oberabschnitt Mitte an SD-Hauptamt vom 28. Dezember 1934.
- 98 Vgl. HStA Dresden, 10707 Sächsisches Hauptstaatsarchiv, Nr. 3771, unpaginiert, Staatsminister des Innern an Sächsisches Hauptstaatsarchiv vom 11. September 1935.
- 99 Vgl. BArch Berlin, R58/6117, Bl. 491, 494-497, 499.
- 100 Entlarvte Freimaurerei im Sächsischen Logenmuseum in Chemnitz, ein Rundgang. Chemnitz o. J., S. 7. Die folgenden Ausführungen zum Museumsinhalt stützen sich auf diesen Museumsführer.
- 101 Vgl. AZC vom 22. August 1936; Chemnitzer Tageblatt (folgend CT) vom 27. August und 24. September 1936.
- 102 Vgl. Freimaurer, Aufrührer, Juden. Sonderdruck Der Aufbau, Berlin 1938, bes. S. 4-9; CT vom 12. Juli 1936, 11. März, 1. Mai, 31. August und 17. Oktober 1943.
- 103 Vgl. CT vom 16. April 1944. Ob die Besucherangaben in der Presse immer den tatsächlichen Besucherzahlen genau entsprachen, ist aufgrund der Quellenlage nicht überprüfbar. Es kann jedoch insgesamt von organisierten Massenbesuchen mit hohen Teilnehmerzahlen ausgegangen werden.
- 104 Das SD-Hauptamt wies an, offensichtliche unwahre Behauptungen über Logenrituale zu unterlassen, da sonst der „Kampf gegen die Freimaurer ins Lächerliche“ gezogen und die „einheitliche Linie in der Bekämpfung dieses weltanschaulichen Gegners empfindlich“ gestört werden würde. Vgl. BArch Berlin, R58/6117, Bl. 490 f.
- 105 Vgl. BArch Berlin, R58/6156, unpaginiert, Zentralabteilung II 1 an SD-Führer SS-OA Elbe vom 4. August 1938; Franz Alfred Six: Freimaurerei und Judenemanzipation, Hamburg 1938, S. 30. Die Publikation enthielt den Vortrag von Six, den er auf Einladung der NSDAP-Gauleitung München-Oberbayern Anfang 1938 in München anlässlich der Ausstellung „Der ewige Jude“ hielt. Die im November 1937 eröffnete Propagandaschau umfasste auch einen die Freimaurerei diffamierenden Ausstellungsteil.
- 106 Vgl. CT vom 14. August 1943, 12. Januar und 3. März 1944; Utsyn. Korrespondenz aus Berlin, 1943. Die betreffende Nummer der Zeitschrift ist nur fragmentarisch erhalten, sodass eine genauere Datierung nicht möglich ist. Die rigorose Bekämpfung der relativ starken Freimaurerei in Norwegen war erklärtes Ziel des Besatzungsregimes und der Kollaborationsregierung; vgl. dazu Helge Björn Horrisland: Die norwegische Freimaurerei und der europäische Faschismus, in: Quatuor Coronati. Jahrbuch zur Freimaurerforschung 44 (2007), S. 195-210.

Autor
Dr. Volker Knüpfer
Chemnitz



Die Libellenfauna der Truppenübungsplätze im Naturraum Elbe-Elster-Niederung

Thomas Brockhaus

Nach der politischen Wende in der ehemaligen DDR im Jahr 1989 traten bald die ehemaligen Truppenübungsplätze der Sowjetarmee in den Fokus des Naturschutzes. Obwohl durch militärische Nutzung landschaftlich überformt und stark mit Altlasten und Munition belastet, zeigten erste Erhebungen zu den hier lebenden Pflanzen und Tieren erstaunliche Ergebnisse. Schon bald erkannte man, dass die großen kaum durch Infrastruktur beeinträchtigten Gebiete Refugien für seltene und in der Kulturlandschaft weitgehend verschwundene Lebensgemeinschaften waren. So entstanden Bestrebungen die Gebiete, die nicht mehr militärisch genutzt wurden, unter Schutz zu stellen.¹ In Sachsen betraf das auch die Gohrischheide, die in diesem vierten Beitrag zur Libellenfauna der Elbe-Elster-Niederung vorgestellt werden soll.² Hinzu kommt ein weiteres im Naturraum gelegenes Übungsgelände in der Annaburger Heide, welches auch heute noch von der Bundeswehr genutzt wird. Im Mittelpunkt steht dabei die Frage, ob diese Gebiete auch für die Biodiversität der Libellen eine besondere Rolle innerhalb des Naturraumes spielen.

Die Truppenübungsplätze

Die beiden hier vorzustellenden Gebiete liegen zum einen am nordwestlichen zum anderen am südlichen Rand des drei Bundesländer übergreifenden Naturraumes.



Annaburger Heide

Die Annaburger Heide ist ein rund 11.000 Hektar großes Waldgebiet, das sich zwischen dem Elbtal im Westen und der nordöstlich entlang führenden Schwarzen Elster erstreckt. Ihren Namen erhielt

Der Spitzenfleck, hier ein Weibchen in einer Aufnahme vom Juni 2019, kommt sowohl in der Annaburger Heide als auch in der Gohrischheide vor

Foto: Thomas Brockhaus

- 1 R. Steffens: Grundkonzept eines Schutzgebiets- und Biotopschutzprogrammes im Freistaat Sachsen. Naturschutzarbeit in Sachsen 33 (1991), S. 11-24; H. Beutler: Landschaft in neuer Bestimmung – Russische Truppenübungsplätze, Neuenhagen 2000.
- 2 Vgl. T. Brockhaus: Die Libellenfauna der Elbe-Elster-Niederung, in: Sächsische Heimatblätter 64 (2018), Heft 1, S. 68-71; T. Brockhaus: Die Libellen am Großen Teich Torgau und in den Döbrichauer Wiesen. In: Sächsische Heimatblätter 64 (2018), Heft 3, S. 362-367; T. Brockhaus: Die Libellenfauna der Elbe-Elster-Niederung Teil 3 – Libellenbeobachtungen im Schraden (Odonata), in: Veröffentlichungen des Museums der Westlausitz Kamenz 35 (2019), S. 123-128.

Karte: Lage der beiden Gebiete im Naturraum Elsterwerda-Herzberger Elsterniederung (Elbe-Elster-Niederung)

© Sächsische Heimatblätter, 1986

- 3 O. Lange: Aus der Geschichte der Annaburger Heide. Archiv für Forstwesen 7 (1958), Heft 1, S. 50-82.
- 4 Deutscher Bundestag 2012, Drucksache 17/9367 vom 20. April 2012: Naturschutz und Forstwirtschaft auf Truppenübungsplätzen in Deutschland
- 5 F. Klenke (Hrsg): Naturschutzgebiete in Sachsen. Dresden 2008; D. Hansbach/P. Kneis: Waldgeschichte der Gohrischheide. Zum Landschaftswandel zwischen Elbe, Röder und Schwarzer Elster (Berichte der Naturforschenden Gesellschaft der Oberlausitz, Supplement zu Band 22). Görlitz 2015.

Moorgebiet in der Annaburger Heide, Juli 2009
Foto: Thomas Brockhaus



Offenland mit Sanddünen in der Annaburger Heide, Juli 2012
Foto: Thomas Brockhaus



rechts: Offenlandflächen der Gohrischheide, August 2019
Foto: Thomas Brockhaus

henden Gräben sowie ein kleines Moorgebiet, das zwischen aufgelassenen Gräben im Zentrum der Annaburger Heide liegt.

Gohrischheide

Die Gohrischheide ist mit reichlich 3.500 Hektar deutlich kleiner als das vorherige Waldgebiet. Die leichte Hochfläche bildet die kaum merkbare Wasserscheide zwischen der Elbe und dem Röder-Flusssystem. Am Ostrand zieht sich durch Ackerflächen und am Waldrand ein Entwässerungsgraben entlang. Er diente wohl ursprünglich der Entwässerung der alten Lichtensee, einer früher stark vernässten Senke westlich des gleichnamigen Ortes. Natürliche stehende oder fließende Gewässer gibt es im Gebiet nicht. Die Überformung des Gebietes durch militärische Nutzung begann bereits im 18. Jahrhundert. Die größte Ausdehnung erreichte der Truppenübungsplatz mit 3.200 Hektar, als die Westgruppe der Sowjetarmee das Gelände übernahm. Später nutzte auch die Nationale Volksarmee der DDR das Gebiet am westlichen Rand. Nach einer kurzen Nutzungszeit durch die Bundeswehr wurde es schließlich 1998 mit einer Fläche von ca. 2.900 Hektar als Naturschutzgebiet „Gohrischheide und Elbniederterrassen Zeithain“ ausgewiesen. Große Offenlandbereiche gibt es im Norden, wo sich während der militärischen Nutzungszeit ein Feldflugplatz und eine Panzerfahrbahn befand. Auch weitere Flächen waren durch den mit schwerer Technik durchgeführten Übungsbetrieb weitgehend Gehölz frei, teilweise sogar vegetationsfrei.⁵



sie nach der an sie angrenzenden Kleinstadt Annaburg. Große Teile des Waldes stocken auf grundwassernahen Standorten. Deshalb wurde bereits im ausgehenden 16. Jahrhundert mit der Anlage von Gräben begonnen. Sie dienten neben der Entwässerung auch der Holzflößerei. Die heutigen Hauptgräben sind der Mollgraben und der Neugraben, die sich von Südost nach Nordwest durch die Heide ziehen.³ Nachdem im 19. Jahrhundert die Elbe, später auch die Schwarze Elster eingedeicht wurden, blieben die Hochwässer, die vorher große Teile der Heide überfluteten, aus. Im Jahr 1954 wurde in der Annaburger Heide ein Truppenübungsplatz zuerst für die Kasernierte Volkspolizei, dann für die Nationale Volksarmee der DDR eingerichtet. Heute werden 8.635,9 Hektar als Standortübungsplatz der Bundeswehr genutzt. Davon sind 83 Prozent Wald und 17 Prozent Offenland. Letzteres besteht in weiten Teilen aus teils vegetationsfreien Sanddünen. Ihre Offenhaltung erfolgt ausschließlich durch den militärischen Übungsbetrieb.⁴ Die wichtigsten Lebensräume für Libellen sind die das Waldgebiet durchzie-



rechts: Weidebetrieb mit Schafen unter Einsatz von Herdenschutzhunden auf dem ehemaligen Feldflugplatz, Juni 2018
Foto: Thomas Brockhaus

Methoden und Erfassungsgebiete

Die Libellenbeobachtungen in der Annaburger Heide erfolgten in den Jahren 2008 bis 2012. Daten konnten aus den Monaten Mai bis September gesammelt werden. Einzelne Gebiete wurden nochmals 2014 und 2019 besucht. In der Gohrischheide erfolgten Erfassungen in den Jahren 2018 und 2019. Im Jahr 2018 wirkte erschwerend, dass durch die anhaltende Trockenheit das Gebiet nur in stark eingeschränktem Umfang betreten werden durfte. Erfasst wurden generell Imagines und deren Lebensäußerungen wie Schlupf, Reifungsflüge oder Fortpflanzungsverhalten. Folgende Gebiete wurden speziell auf ihre Libellenfauna untersucht.

Annaburger Heide

Die Annaburger Heide liegt innerhalb der Elbe-Elster-Niederung im alteiszeitlichen Breslau-Magdeburger Urstromtal. So steht der größte Teil des Gebietes unter Grundwassereinfluss. Durch die o.g. umfangreichen Entwässerungsmaßnahmen wurden im Verlaufe der Jahrhunderte immer bessere Standortbedingungen für Forsten geschaffen.⁶ Natürliche Vermoorungen sind bis auf Reste verschwunden.

Weiher südöstlich der Stadt Annaburg

Ein kleiner Heideweiher liegt direkt am Rand zum Wald der Annaburger Heide. Er ist locker von Gehölzen umsäumt. Richtung Offenland schließt sich ein Acker an. Nordöstlich führt der Neugraben entlang. Den Klarwasserteich säumt ein schmaler Röhrichtgürtel aus Igelkolben und Schmalblättrigen Rohrkolben. Unterwasservegetation ist sehr spärlich vorhanden.

Neugraben und Mollgraben

Die beiden Hauptgräben der Annaburger Heide führen überwiegend durch den Wald. Vegetationsreiche Offenbereiche befinden sich an Wegen oder offenen Übungsstrecken. Obwohl beide Gräben permanent wasserführend sind, war die Gewässersituation durch die trockenen Sommer 2018 und 2019 angespannt.

Moor und Gräben im Gebietszentrum

Unweit der Bahnlinie Falkenberg-Jessen befindet sich südlich eines Übungsgeländes ein vermoorter durch Gräben geprägter Offenlandbereich. Die kleinen Gewässer sind vegetationsreich. Charakteristische Wasserpflanzen sind Sumpflutauge, Blutweiderich, Froschbiss und eine Wasserschlauchart.

Gohrischheide

Das natürliche nur periodisch auftretende Oberflächenwasserregime der Gohrischheide beruht im Wesentlichen auf Hochwasserereignissen in der Elbaue. Nach starken Hochwässern und/oder längeren Regenperioden verbleiben im Bereich eines früheren Nebenlaufes der Elbe Flut- und Regentümpel. Andere natürliche stehende oder fließen-



Abschnitt des Neugrabens,
Juli 2009
Foto: Thomas Brockhaus

de Gewässer fehlen im Gebiet.⁷ Die beiden Erfassungsjahre waren durch sommerliche lang andauernde Trockenperioden in Verbindung mit sehr hohen Temperaturen gekennzeichnet, sodass ausschließlich anthropogen geschaffene Gewässer untersucht werden konnten.

⁶ Lange (wie Anm. 3).
⁷ Vgl. Anm. 5

Weiher im Naturschutzgebiet

Von den Gebietsbetreuern vor Ort wurde ledig-



Weiher im Zentrum des Naturschutzgebietes, September 2018
Foto: Thomas Brockhaus

8 P. Kneis/U. Meißner: Kleingewässer für Kreuzkröten (*Bufo calamita*) in der Gohrischheide Zeithain-Altenau, in: Jahresschrift für Feldherpetologie und Ichthyofaunistik in Sachsen 9 (2007), S. 38-51.

lich ein permanentes Gewässer im Naturschutzgebiet benannt. Es handelt sich um einen Weiher, der sich in einer ehemaligen Abgrabung gebildet hat. Er liegt ziemlich im Zentrum des Naturschutzgebiets. Trotz der sehr warmen und trockenen Sommer 2018 und 2019 hatte er eine stabile Wasserführung, vielleicht durch aufsteigendes Grundwasser.⁸ Randlich war lediglich ein schmaler Saum von Sumpfsimsen ausgebildet. Submersvegetation fehlte völlig. Im Gewässer leben Kleinfische.

Wege der ehemaligen Panzerübungsstrecken und Offenland im Naturschutzgebiet

Große Teile des jetzigen Naturschutzgebiets waren zum Ende der militärischen Nutzung im Bereich der Panzerübungsstrecken weitgehend vegetationsfrei. Besonders die Fahrstrecken der Kettenfahrzeuge waren durch tiefe Spurrinnen geprägt, die wegen der durch schwere Technik verursachten Bodenverdichtung temporär eine gute Wasserführung hatten. In den beiden Erfassungsjahren waren alle ehemaligen Gewässer ausgetrocknet. Teilweise haben die Wurzeln krautiger Pflanzen die Dichtungsschicht durchstoßen, so dass wohl auch in Niederschlagsperioden kaum noch eine längere Wasserhaltung möglich ist. Weite Teile des Naturschutzgebiets werden durch ein Mosaik von Heideflächen von Besen- und Ginsterheiden, Sandmagerrasen und schütter wachsende Pionierbaumarten eingenommen.

Da das Naturschutzgebiet kaum Gewässer beinhaltet, wurden noch einige Gebiete außerhalb des eigentlichen Naturschutzgebietes in die Erfassungen einbezogen.

Abgrabung am östlichen Rand des Naturschutzgebietes

Die Abgrabung liegt am Ostrand des Naturschutzgebiets nördlich eines landwirtschaftli-

chen Betriebes. Sie ist von Gehölzen eingefasst. Das etwa 4,5 Hektar große Gelände beinhaltet zwei sehr nährstoffreiche Gewässer. Sie werden von dichten Schilfbeständen eingefasst. Während im Jahr 2018 eine gute Wasserführung bestand, waren die Gewässer im Jahr 2019 bereits im Juni bis auf ausgedehnte Schlammflächen und Restpfützen weitgehend trocken. Dieser Zustand erhielt sich während der gesamten Erfassungszeit.

Graben am östlichen Rand des Naturschutzgebietes

Weiter nördlich der Abgrabung beginnt ein Entwässerungsgraben in der Feldflur, der in nördliche Richtung führend sich dann entlang der Grenze des Naturschutzgebietes in Richtung Heidhäuser zieht. Gute Bestände der Wasserfeder prägen die Hydrophyten-Vegetation. Während der Graben 2018 permanent wasserführend war, begann seine Austrocknung im Jahr 2019 bereits Ende Juni und er blieb dann bis Ende August trocken.

Kiesgrube Nieska

Diese Auskiesung mit einer Fläche von fast 38 Hektar beinhaltet terrestrische Pionierstandorte auf Rohboden, die zwei große Grubenseen umschließen. Diese sind weitgehend vegetationsfrei und haben schmale Verlandungsgürtel. Ein gut besonntes Kleingewässer hat dichte Taussendblatt-Bestände. Das Gelände befindet sich in Privatbesitz und die Grubenseen werden als Angelgewässer (Anglerverband Dresden) genutzt. Da das Gebiet keine strukturelle Anbindung an das Naturschutzgebiet hat, erfolgten lediglich wenige Übersichtsbegehungen, die jedoch erste interessante Ergebnisse brachten.

Die Libellenfaunen

Annaburger Heide

In der Annaburger Heide wurden zwischen 2009 und 2019 27 Libellenarten nachgewiesen. Während sich die Vorkommen der beiden Prachtlibellen-Arten auf die Gräben konzentrieren, zeigen die anderen Gebiete etwas unterschiedliche faunistische Aspekte. Das Moorgebiet beherbergt einige tyrphophile (moorbevorzugende) Arten, wie die Kleine Binsenjungfer *Lestes virens*, die Speer-Azurjungfer *Coenagrion hastulatum* und die Schwarze Heidelibelle *Sympetrum danae*. Im Heideweiher wurden als faunistische Besonderheiten das Kleine Granatauge *Erythromma viridulum* und der Spitzenfleck *Libellula fulva* angetroffen, die beide in dem Gebiet heimisch sind. Sowohl an den Gewässern als auch auf Waldlichtungen konnte ich oft die Gefleckte Smaragdlibelle *Somatochlora flavomaculata* sehen. Am Neugraben waren auch Exuvien zu finden. Die Art kann als Charakterart der Annaburger Heide bezeichnet werden.

Das Kleine Granatauge ist eine Besonderheit im Naturraum und wurde im Juni 2019 lediglich an einem Weiher bei Annaburg und in der Kiesgrube Nieska angetroffen
Foto: Thomas Brockhaus



Art	Teilgebiet			RLD	RLS
	Heideweiler südlich Annaburg	Moorgebiet, Grabensysteme	Moorgraben, Neugrabem		
Gebänderte Prachtlibelle <i>Calopteryx splendens</i>	(x)	X	X		
Blaufügel-Prachtlibelle <i>Calopteryx virgo</i>	(x)		X		
Gemeine Binsenjungfer <i>Lestes sponsa</i>	X	X			
Kleine Binsenjungfer <i>Lestes virens</i>		X			
Frühe Adonislibelle <i>Pyrrhosoma nymphula</i>		X	X		
Federlibelle <i>Platycnemis pennipes</i>	X				
Speer-Azurjungfer <i>Coenagrion hastulatum</i>		X		2	3
Hufeisen-Azurjungfer <i>Coenagrion puella</i>	X	X	X		
Fledermaus-Azurjungfer <i>Coenagrion pulchellum</i>		X			2
Große Pechlibelle <i>Ischnura elegans</i>	X	X			
Kleines Granatauge <i>Erythromma viridulum</i>	X	X			
Kleine Mosaikjungfer <i>Brachytron pratense</i>		X			
Blaugüne Mosaikjungfer <i>Aeshna cyanea</i>	X	X	X		
Braune Mosaikjungfer <i>Aeshna grandis</i>	X				
Herbst-Mosaikjungfer <i>Aeshna mixta</i>	X	X			
Große Königslibelle <i>Anax imperator</i>	X				
Gemeine Smaragdlibelle <i>Cordulia aenea</i>	X	X			
Gefleckte Smaragdlibelle <i>Somatochlora flavomaculata</i>		X	X	3	2
Glänzende Smaragdlibelle <i>Somatochlora metallica</i>	X	X	X		
Plattbauch <i>Libellula depressa</i>	X	X			
Spitzenfleck <i>Libellula fulva</i>	X				1
Vierfleck <i>Libellula quadrimaculata</i>	x	X			
Großer Blaupfeil <i>Orthetrum cancellatum</i>	X				
Schwarze Heidelibelle <i>Sympetrum danae</i>		X			
Gebänderte Heidelibelle ⁹ <i>Sympetrum pedemontanum</i>			X	2	3
Blutrote Heidelibelle <i>Sympetrum sanguineum</i>	X	X	X		
Gemeine Heidelibelle <i>Sympetrum vulgatum</i>		X			
Artenzahl	18	20	9		

Libellennachweise in der Annaburger Heide und ihre Zuordnung in den Roten Listen Deutschlands (RLD) und Sachsens (RLS), in Klammern Einzelbeobachtungen

⁹ Die Art wurde von P. Kneis in den 1970er und 1980er Jahren in Wiesengräben südlich von Annaburg gefunden. Im Jahr 2003 konnte noch ein Tier am Mollgraben am südöstlichen Rand der Heide gefunden werden (Brockhaus 2007). Momentan ist sie im Gebiet verschollen

- 10 H. Beutler/D. Beutler: Das Naturschutzgebiet „Lieberoser Heide“ auf dem Truppenübungsplatz Lieberose, in: Naturschutz und Landschaftspflege in Brandenburg 1 (1992), S. 15-19; M. Olias: Naturschutzgebiet „Am Rümpfwald“, in: T. Brockhaus/U. Fischer (Hrsg.): Die Libellenfauna Sachsens, Rangsdorf 2005, S. 332-333.
- 11 L. Schellhammer/J. Fischer: Der Truppenübungsplatz (ehem. Exerzierplatz) Lindenthal, in: Natur und Naturschutz im Raum Leipzig 4 (1998), S. 79-81.
- 12 U. Bößneck: Beitrag zur Libellen-Fauna des Standortübungsplatzes Drosselberg bei Erfurt (Insecta: Odonata) (Veröffentlichungen des Naturkundemuseums Erfurt 15). Erfurt 1996, S. 144-151; M. Olias: Naturschutzgebiet „Am Rümpfwald“, in: Brockhaus/Fischer, Libellenfauna (wie Anm. 9), S. 332 f.
- 13 H. Wildermuth: Die Falkenlibellen Europas, Hohenwarsleben 2008.
- 14 Brockhaus 2019 (wie Anm. 2)

Gohrischheide

In den beiden Jahren wurden 24 Libellenarten im Naturschutzgebiet und in seinen Randbereichen festgestellt. Innerhalb des Naturschutzgebiets gibt es nur ein perennierendes Gewässer als Entwicklungsgebiet für Libellen. Es handelt sich um den Weiher im südwestlichen Teil des Naturschutzgebiets. Bemerkenswerte Arten waren hier die Kleine Binsenjungfer *Letes virens* und die Große Heidelibelle *Sympetrum striolatum*. Der Weiher liegt völlig isoliert im Wald, sodass sich beide Arten hier wohl auch vermehren. Letztere profitiert als wärmeliebende Art vielleicht von der Klimaänderung. Insgesamt kommen zwölf Libellenarten regelmäßig im Naturschutzgebiet zur Fortpflanzung. Die relative Artenarmut ist dem Charakter als gewässerarmes Trockengebiet geschuldet. Peter Kneis fand vor etlichen Jahren an einem damals wassergefüllten Weiher *Sympetrum pedemontanum*. Die sowohl in den terrestrischen Habitaten des Naturschutzgebiets als auch am Graben angetroffenen Fließwasserarten Gemeine Keiljungfer *Gomphus vulgatissimus* und Grüne Keiljungfer *Ophiogomphus cecilia* haben ihre Entwicklungszentren sicher in den Wasserläufen der wenige Kilometer entfernten Kleinen Röder oder einem der zahlreichen Zuflussgräben zur Röder. Für den untersuchten Graben entlang der NSG-Grenze konnte jedoch sowohl für die Gemeine Keiljungfer *Gomphus vulgatissimus* als auch für den Spitzenfleck *Libellula fulva* die Entwicklung nachgewiesen werden.

Obwohl die nördlich des Naturschutzgebiets liegende Kiesgrube Nieska – ein Angelgewässer in einer ehemaligen Abgrabung – nicht zum Naturschutzgebiet gehört, erfolgten bei stichprobenartigen Begehungen bemerkenswerte Nachweise. Arten wie das Kleine Granatauge *Erythromma viridulum*, die Keilflecklibelle *Aeshna isoceles*, die Feuerlibelle *Crocothemis erythraea* bei der Eiablage und mehrere Tiere der Sumpf-Heidelibelle *Sympetrum depressiusculum* wurden an dem kleinen Nebengewässer innerhalb der Abgrabung beobachtet.

Militärgelände und Libellenlebensräume

Frühzeitig wurde nach der Wende in Ostdeutschland die Bedeutung von militärischen Übungsflächen als sehr spezifische Lebensräume für Pflanzen und Tie-

re erkannt. Das galt auch für Libellen.¹⁰ Die spezielle Bedeutung von dynamischen Habitaten wie Fahrspurgewässer oder Panzerdurchfahrten besonders für konkurrenzschwache Arten war jedoch eng an den militärischen Übungsbetrieb gebunden. In manchen Gebieten fehlte es aber an natürlichen oder zumindest permanenten Gewässern. So blieb hier die gefundene Artenzahl an Libellen oft überschaubar¹¹, war aber durch eine Reihe von Habitatspezialisten von sich in Tümpeln und Kleingewässern entwickelnden Arten gekennzeichnet.¹² Nun nach mehreren Jahrzehnten zeitlichen Abstand und der Auswertung der in diesem Naturraum durchgeführten Erfassungen ist zu konstatieren, dass die spezifischen Habitatspezialisten, die explizit der militärischen Nutzung entstammten, bei Aufgabe dieser Nutzung nur schwer zu erhalten sind. So gibt es im Naturschutzgebiet „Gohrischheide und Elbniederterrassen Zeithain“ derzeit nach dem niederschlagsarmen Jahren 2018 und 2019 keine nennenswerten temporären Gewässer mehr. Eine weitere Kontrolle in niederschlagsreicheren Jahren sollte erfolgen, um einzuschätzen, inwieweit diese Sonderhabitate noch existieren. Für beide Militärgelände ist typisch, dass momentan die natürlichen bzw. die nicht an den Übungsbetrieb gebundenen Gewässer als Fortpflanzungsstätten für Libellen geeignet sind.

Naturschutzfachliche Bewertung

Nur einige Libellenarten, die nach den Roten Listen Deutschlands bzw. Sachsens einen Gefährdungsgrad haben, leben in den beiden untersuchten Gebieten. Jedoch gibt es jeweils faunistische Besonderheiten. Dies betrifft in der Annaburger Heide die Gefleckte Smaragdlibelle *Somatochlora flavomaculata*, die hier ein stabiles Vorkommen besitzt. Offenbar hat die durch Grundwasserabsenkung gefährdete Art¹³ hier ein Refugium. In beiden Gebieten hat der Spitzenfleck *Libellula fulva* geeignete Lebensräume. Weitere wärmeliebende Arten werden in deren Umfeld angetroffen (Kleines Granatauge *Erythromma viridulum*, Feuerlibelle *Crocothemis erythraea*, Große Heidelibelle *Sympetrum striolatum*). Die Gebänderte Heidelibelle *Sympetrum pedemontanum* ist hier momentan verschollen. Da sie im Schraden ein stabiles Vorkommen im Naturraum besitzt¹⁴, ist eine neuerliche Besiedlung geeigneter Habitats in der Zukunft nicht ausgeschlossen.

Libellen haben einen komplexen Lebenszyklus, der unterschiedliche Habitatnutzungen einschließt. Besonders die Großlibellen sind während der Reifungsphase als Raubinsekten in terrestrischen Offenlandstrukturen und in beutereichen Habitats anzutreffen. Diese gibt es in den beiden Gebieten reichlich, und die regelmäßige Beobachtung von Individuen in den Offenlandhabitats belegen deren Bedeutung für die Reifungsphase mehrerer Arten. So tragen beide Gebiete mit ihrem großflächigen und stark strukturierten Offenlandanteil zur Stabilität der hier und im Umland lebenden Libellenpopulationen bei.

Die Herbst-Mosaikjungfer lebt in verschiedenen Gebieten der Gohrischheide und der Annaburger Heide, August 2019
Foto: Thomas Brockhaus



Art	Teilgebiet					RLD	RLS
	Weiher	Abgrabung	Gräben	Ofenland, Wege	Kiesgrube Nieska		
Gebänderte Prachtlibelle <i>Calopteryx splendens</i>			X				
Blaufügel-Prachtlibelle <i>Calopteryx virgo</i>	(x)						
Kleine Binsenjungfer <i>Lestes virens</i>	X						3
Weidenjungfer <i>Chalcolestes viridis</i>	X	X					
Gemeine Winterlibelle <i>Sympecma fusca</i>	X	X			X		
Federlibelle <i>Platycnemis pennipes</i>	(x)						
Frühe Adonislibelle <i>Pyrrhosoma nymphula</i>		X	X				
Hufeisen-Azurjungfer <i>Coenagrion puella</i>	X	X	X				
Große Pechlibelle <i>Ischnura elegans</i>	X	X			X		
Kleines Granatauge <i>Erythromma viridulum</i>					X		
Kleine Mosaikjungfer <i>Brachytron pratense</i>		X	X				
Blaugrüne Mosaikjungfer <i>Aeshna cyanea</i>	X	X					
Keilflecklibelle <i>Aeshna isoceles</i>				X			3
Herbst-Mosaikjungfer <i>Aeshna mixta</i>	X	X		X	X		
Gemeine Keiljungfer <i>Gomphus vulgatissimus</i>			X	X			
Grüne Keiljungfer <i>Ophiogomphus cecilia</i>				X			
Plattbauch <i>Libellula depressa</i>	X	X	X	X			
Spitzenfleck <i>Libellula fulva</i>			X				1
Vierfleck <i>Libellula quadrimaculata</i>	X	X	X				
Großer Blaupfeil <i>Orthetrum cancellatum</i>	X	X	X	X	X		
Feuerlibelle <i>Crocothemis erythraea</i>					X		
Sumpf-Heidelibelle <i>Sympetrum depressiusculum</i>					X	1	2
Gebänderte Heidelibelle <i>Sympetrum pedemontanum</i>	X					2	3
Blutrote Heidelibelle <i>Sympetrum sanguineum</i>	X	X	X				
Große Heidelibelle <i>Sympetrum striolatum</i>	X				X		
Artenzahl	15	12	10	6	8		

Libellennachweise in der Gohrischheide und ihre Zuordnung in den Roten Listen Deutschlands (RLD) und Sachsens (RLS), in Klammern Einzelbeobachtungen

Dank

Mein Dank gilt Herrn Mathias Krüger, der mich auf einige Besonderheiten bezüglich der Annaburger Heide hinwies, sowie zweien mir namentlich nicht bekannten Mitarbeitern des Bundesforstes, welche für das Gebiet verantwortlich zeichnen. Für das Naturschutzgebiet Gohrischheide erhielt ich sowohl durch die Untere Naturschutzbehörde des Landratsamtes Meißen als auch durch die Verwaltung der Großschutzgebiete Sachsens Betreuungserlaubnisse. Den Herren Stefan Müller, Sachsenforst und Peter Kneis danke ich für Ihre Bereitschaft, mich in das Gelände des Naturschutzgebiets einzuführen. Peter Kneis gab wichtige Hinweise zum Manuskript und trug durch eigene Beobachtungen zur Vervollständigung des Textes bei.

Autor

Dr. Thomas Brockhaus
Jahnsdorf/Erzgebirge

Neuerscheinungen

Alexander Querengässer: Friedrich der Streitbare. Kurfürst von Sachsen. Ein Fürst und seine Herrschaft im Spätmittelalter, Sax-Verlag Beucha/Markkleeberg 2018, 239 Seiten, ohne Abb., Hardcover, 24,80 Euro, ISBN 978-3-86729-224-5

Kurfürst Friedrich der Streitbare hat einen besonderen Platz in der sächsischen Geschichte; schließlich war er es, der den Wettinern die Kurwürde sicherte und letztlich dafür sorgte, dass das heutige Sachsen ebendiesen Namen führt.

Insofern mutet es erstaunlich an, dass seiner Person bislang nur wenig Aufmerksamkeit geschenkt wurde. Das liegt vielleicht auch an der spärlichen Quellenlage, denn die Quellen sprudeln längst nicht so reichlich, wie man bei einer derart hochgestellten Persönlichkeit meinen sollte. Zum großen Teil handelt es sich nämlich um Urkunden, die einem bestimmten Muster folgen und nur wenig Persönliches auf den Urkundenaussteller freigeben. Die Urkunden offenbaren zumeist nur Konfliktslagen, Fehden, Einungen u. ä. Insofern bemerkt Querengässer völlig zurecht, dass es schwerfällt, aus den mittelalterlichen Urkunden auf den Charakter des Ausstellers zu schließen. Dennoch werden im Anhang noch einmal sämtliche Fehden, die in irgendeinem Zusammenhang mit Friedrich IV./I. stehen, aufgelistet. Schon daran – aber nicht nur – merkt man die besondere Affinität des Autors zur Militärgeschichte. Mit großer Sachkenntnis werden bspw. auch die „Preußenreisen“ kontextualisiert. Bei den Preußenreisen handelte es sich um als Ritterschlagsreisen getarnte Kreuzzüge in das Deutschordensland.

Vielleicht fiel aufgrund dieser Vorliebe des Verf. auch die Wahl auf den meißnischen Markgrafen und späteren sächsischen Kurfürsten Friedrich IV./I. als Untersuchungsobjekt, der nämlich den Beinamen „der Streitbare“ trägt. Allerdings wird Friedrich IV./I. zu Unrecht auf (s)einen vorgeblich martialischen Charakter und die Erlangung der Kurwürde für die Wettiner reduziert, wie eben sein Beinamen „der Streitbare“ suggeriert. In seine Herrschaftszeit fällt bspw. auch die „weitsichtige“ Gründung der Leipziger Universität. Er war also neben allem kriegerischen Geschick auch ein durchaus geschickter Diplomat.

Insofern schafft Alexander Querengässer mit vorliegender Biografie in einem bislang spärlich beackerten Feld willkommene und erhellende Abhilfe. Neben den diplomatischen Quellen hat Querengässer vor allem der „Katharina Divina“ für seinen biografischen Zugang gesteigerte Bedeutung beigemessen. Dabei handelt es sich um einen Fürstenspiegel, den Friedrichs Mutter, Katharina von Henneberg, bei dem Augustinereremiten Johann von Vippach in Auftrag gegeben hatte. Vippach griff dabei auf „De regimine principum“ (sic!), S. 13, wohl nur ein Tippfehler, recte „principum“) des Aegidius Romanus zurück. Der Autor bemüht vielleicht etwas zu häufig den Fürstenspiegel für Friedrichs (späteres) Wirken und überinterpretiert wohl dessen Wirkung, denn es gibt keinerlei Zeugnisse, nicht einmal Hinweise,

dass sich Friedrich später in seinem Tun und Lassen auch tatsächlich nach diesem Fürstenspiegel gerichtet hätte.

Etwas kurz geraten scheint das Schlusskapitel „Tod, Beisetzung und Nachleben“, das gerade einmal zwei Seiten umfasst. Gern hätte man etwas mehr über Friedrichs „Nachleben“ erfahren. Wie wirkten sich die von Friedrich angestoßenen Entwicklungen aus, etwa die oben angesprochene Universitätsgründung oder die unter ihm vorgenommene Neustrukturierung der Kanzlei und deren Ablage- und Registraturprinzipien? Immerhin sollten schon seine Enkel Ernst und Albrecht das Land dauerhaft teilen...

Es handelt sich um eine höchst gelungene und auch gut lesbare Biografie, wenngleich zwei Wermutstropfen die vorzügliche Arbeit trüben. Zum einen die relativ zahlreichen Rechtschreib- und Grammatikfehler, die den Lesegenuss mitunter arg schmälern und bei einer Zweitaufgabe durch ein Lektorat ausgemerzt werden müssen; zum anderen das Fehlen eines Orts- und Personenregisters. Letzteres würde ein wiederholtes Nachschlagen zu vielen interessanten Facetten erheblich erleichtern. Außerdem wären dabei die auch hier zu bemängelnden zahlreichen Lese- oder Identifizierungsfehler von Orten und Personen aufgefallen und vermutlich beseitigt worden. Bspw. war der auf S. 31 genannte Heinz Schieding entgegen der Vermutung sicherlich kein Bürgerlicher, sondern Angehöriger des Adelsgeschlechts von Schiedingen, von dem zwei weitere Mitglieder auf S. 32 genannt werden; „Thammen Losere“ (S. 177), der 1427 Düben erwirbt, hätte zu Thammo Löser aufgelöst werden müssen, denn es handelt sich um ein Mitglied des um Pretzsch an der Elbe beheimateten Adelsgeschlechts Löser; die Neuenburg liegt natürlich nicht bei Freiberg (S. 29), sondern richtig über Freyburg/Unstrut, „Kloster ... Sczillan“ ist Kloster Zschillen (S. 87), Kamburg schreibt sich heute Camburg (S. 99) u. e. a. m.; und wo die „Gerichte von Lodeberg und Borgow“ (S. 99) liegen, bleibt gänzlich unklar. Gerade an letzterem Beleg zeigt sich, dass zwar viele Angaben aus den Urkunden übernommen wurden, bis hin zu langen, im heute schwer verständlichen Deutsch gehaltenen Passagen, sich aber nicht die Mühe gemacht wurde, diese auch zu verifizieren. Unter diesen Gesichtspunkten ist dem Band erst recht eine bereinigte Zweitaufgabe zu wünschen.

Dr. Lars-Arne Dannenberg

Helmut Bräuer: „... angst vnd noth ist vnser täglich brott ...“. Sozial- und mentalitätsgeschichtliche Beobachtungen in Chemnitz während der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, Leipziger Universitätsverlag Leipzig 2019, 236 Seiten, 10 Abbildungen, 29,00 Euro, ISBN 978-3-96023-273-5

Anscheinend schlummert in Helmut Bräuers (geb. 1938) durch jahrzehntelange Forschung und Recherche gewachsene Sammlung ein schier unerschöpfliches Reservoir an Archivalien bzw.

den daraus zusammengetragenen Fakten und Materialien; zumindest sind in den letzten Jahren mehrere kleine Publikationen aus seiner Feder erschienen, vornehmlich zu Themen der spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen (urbanen) Wirtschafts- und Sozialgeschichte. Bräuer hat auch bereits mehrfach in den Sächsischen Heimatblättern publiziert, zuletzt im Heft 1/2018. Auch die hier anzuzeigende Publikation reiht sich in diese Serie ein. Hier wie da ist Chemnitz Untersuchungsgegenstand – die Stadt, die trotz seines langjährigen Wirkens an der Universität Leipzig und zeitweilig auch an den Universitäten von Wien, Basel, Salzburg und Trier stets im Mittelpunkt seines forschlichen Interesses stand. Im anzuzeigenden Band liegt der Fokus ganz auf dem 17. Jahrhundert, das ein Jahrhundert der Katastrophen war.

Ausgangsfrage ist, wie sich der Schrecken von Kriegen, Feuersbrünsten, Krankheitsepidemien, insbesondere die Pest, und daraus resultierende Hungersnöte auf die städtische Bevölkerung auswirkte. Erst hatte der Dreißigjährige Krieg eine Spur der Verwüstung gezogen, die mehrfach auch verheerende Feuersbrünste auslöste, wie 1632, als ganz bewusst die Vorstädte angezündet wurden. Stadtbrände wüteten weiterhin in den Jahren 1617, 1631, 1634, 1643 und wohl auch 1645. Sie legten große Teile der Stadt in Schutt und Asche. Parallel wurde die Stadt in den Jahren 1611 bis 1614, 1632, 1639, 1643 und 1680 von der Pest heimgesucht, was zusammen mehrere tausende Tote forderte. Krieg bedeutete nicht nur Verwüstung, Requirierung, Mord und Vergewaltigung, sondern gerade auch für die Hausbesitzer zwangsweise Einquartierung und Kontributionen, die aufzubringen waren. Je länger der Krieg dauerte, um so mehr schlug der Frust der Soldaten, gleichgültig ob sie eigentlich Verbündete waren oder Kriegsgegner, in Vandalismus um. Der dabei entstandene Schaden bzw. die Aufwendungen lassen sich oft nur grob beziffern. Schätzungen der Kosten für Einquartierungen, Kost und Versorgung belaufen sich auf astronomische Höhen. Welche Instrumentarien standen der Stadt für Gegenmaßnahmen zur Verfügung? Der Stadt blieb als Ausweg meist nur, Petitionen an den Landesherrn zu schicken, in denen sie auf ihre Lage aufmerksam machten und um Steuererleichterungen baten. Aber die Chemnitzer standen natürlich mit ihrer Misere nicht allein da, und so musste man aus eigener Kraft wieder auf die Beine kommen, natürlich nicht ohne sich des göttlichen Beistands zu versichern. Die persönliche Verelendung wird durch die Bittgesuche an den Magistrat erkennbar. Erst aus diesen Schilderungen wird das ganze Elend deutlich. Die Stadt hatte ihrerseits kaum Reserven. Märkte und Messen als städtische Einnahmequelle fielen aus, die Armenkasse war leer, Getreidepreise wie generell Lebensmittelpreise stiegen ins Unermessliche und verschärften so die Spirale des Abschwungs.

Bräuer kann all diese Entwicklungen mit Quellen und Zahlen belegen. Hier zeigt sich die überaus intime Kenntnis des Autors mit dem archivali-

schen Fundus im Chemnitzer Stadtarchiv. Der Band bezieht daher seinen Wert in erster Linie durch die Mikrostudie zu den Chemnitzer Gegebenheiten, die sich weiterführend für vergleichende Studie heranziehen ließen. Diesbezüglich ist auch das den Band abschließende Sachregister überaus nützlich.

Dr. Lars-Arne Dannenberg

Anke Fröhlich-Schauseil: Der Oybin und die Malerei der Romantik in der Oberlausitz, für die Städtischen Museen Zittau herausgegeben von Peter Knüvener, Michael Imhof Verlag Petersberg 2019, Hardcover, 280 S., zahlr. Farbbildungen, 29,95 Euro, ISBN 978-3-7319-0907-1

Der Oybin gehört zu den mythischen Bergen der Oberlausitz. Der Berg im Zittauer Gebirge verkörpert Mentalität und Identität der Oberlausitz – zumindest für viele Menschen, die in diesem Teil Sachsens wohnen (vgl. Matthias Donath: Oybin, in: Lars-Arne Dannenberg/Matthias Donath/Dietrich Scholze: Oberlausitzer Mythen, Meißen 2012, S. 113-121). An dieser Mythenbildung haben die Maler und Grafiker mitgewirkt, die den sagenumwobenen Berg seit dem 18. Jahrhundert immer wieder ins Bild gesetzt haben und damit zugleich Werte und Gefühle zum Ausdruck brachten. Eine Sonderausstellung der Städtischen Museen Zittau zeigt noch bis 12. Januar 2020 Gemälde, Zeichnungen und Drucke zum Oybin. Es ist die erste umfassende Ausstellung, die sich dem Oybin als Objekt der bildenden Kunst widmet. Zur Ausstellung erschien ein sehr schöner, gut bebildeter und inhaltsreicher Aufsatz- und Katalogband. Diesen wird man auch nach Ausstellungsende gerne zur Hand nehmen. Denn Anke Fröhlich-Schauseil, die Autorin des überwiegenden Teils der Texte, trug in dem Band sämtliche erreichbaren Gemälde und Grafiken zusammen, die den Oybin betreffen, und schrieb damit sozusagen eine „Bildergeschichte“ des Oybin. Natürlich haben die Maler der Romantik stark an dieser Bildprägung mitgewirkt – allen voran Caspar David Friedrich, der die Ruinen von Burg und Kloster in vier seiner Gemälde als Motiv verwendete. Leider konnte keines dieser Gemälde nach Zittau entliehen werden, weshalb die Friedrich-Bilder leider auch nicht im Katalog besprochen werden. Sie sind jedoch im einführenden Teil behandelt, der unterschiedliche Aspekte der Kulturgeschichte des Oybins und der Malerei in der Oberlausitz behandelt. Die Überschrift von Buch und Ausstellung ist aber insofern nicht ganz korrekt, weil es nicht nur die Maler der Romantik waren, die den Oybin zum Thema gemacht haben. Zu erwähnen sind die ältesten Ansichten von Johann Georg Mentzel (1717), die großformatigen Gemälde des Barockmalers Johann Alexander Thiele (1745) oder die Zeichnungen von Johann Gottlieb Schön, Adolf Traugott von Gersdorff und Johann Gottfried Schultz, die noch ins 18. Jahrhundert datieren. Ausstellung und Buch stellen darüber hinaus noch zahlreiche weitere Werke vor, die im ausgehenden 19. Jahrhundert entstanden sind und nicht mehr unmittelbar zur Romantik zu rechnen sind. Neben Anke Fröhlich-Schauseil, der mehrere Monografien zu Malern und Grafikern Sachsens und

der Oberlausitz zu verdanken sind, beteiligten sich 13 weitere Autoren an dem eindrücklichen Text-Bild-Band. Sie vertiefen Einzelaspekte wie die Landschaftsmalerei aus der Herrnhuter Brüdergemeine, der Oybin als Sehnsuchtsmotiv im Werk des Malers Carl Blechen und in der Literatur der Romantik oder das Werk des Zittauer Landschaftsmalers Adolf Thomas. Sehr programmatisch bezeichnet der Band die Oberlausitz als „Geniewinkel“ – weil hier bedeutende Künstler ihre Wurzeln haben. Anke Fröhlich-Schauseil hat sich mit einigen von ihnen intensiv beschäftigt – zu nennen sind ihre Monografien zu Christoph Nathe aus Görlitz und Johann Eleazar Zeißig, genannt Schenau, aus Großschönau. Gleichwohl erscheint mir dieser Begriff übertrieben zu sein. Es ist aber richtig, auf die künstlerischen und kulturellen Schätze der Oberlausitz aufmerksam zu machen, und einige Akteure können dies auch deutschland- und europaweit gut vermitteln. Man kann nur bewundern, wie es abermals gelungen ist, zahlreiche Förderer für Ausstellung und Buch ins Boot zu holen, darunter die Ostdeutsche Sparkassenstiftung, die Rudolf-August Oetker-Stiftung und die Ernst von Siemens Kunststiftung. Durch Fördermittel konnten zahlreiche Kunstwerke restauriert und für eine Präsentation aufbereitet werden. Das Buch selbst wurde ausnehmend gut gestaltet und gesetzt.

Bei allem Lob dürfen auch kritische Fragen erlaubt sein. Für die Nachwirkung des Bandes wäre es besser gewesen, in den Katalog auch Werke aufzunehmen, die nicht zur Sonderausstellung nach Zittau ausgeliehen worden sind, aber die zur Bildgeschichte des Oybins zwingend dazugehören, wie etwa die Werke von Caspar David Friedrich. Dafür hätte man auf die Italienbilder Oberlausitzer Künstler und auf die süddeutschen und italienischen Landschaften von Adolf Thomas verzichten können. Aber wahrscheinlich war es Absicht, in dem Oybin-Buch zugleich eine versteckte Monografie dieses Zittauer Landschaftsmalers unterzubringen, von dem die Städtischen Museen Zittau besonders viele Werke besitzen.

Dr. Matthias Donath

Wolfgang Hesse/Holger Starke (Hrsg.): Die im Licht steh´n. Fotografische Porträts Dresdner Bürger des 19. Jahrhunderts, Jonas Verlag Weimar 2019, Hardcover, 428 S., zahlr. s/w- und Farbb., 38,00 Euro, ISBN 978-3-89445-563-7

Von Februar bis Mai 2019 zeigte das Stadtmuseum Dresden in einer Sonderausstellung eine Auswahl der mehr als 2.700 Porträtfotografien Dresdner Bürger aus der eigenen Sammlung. Den Grundstock dieser Sammlung legte der Gründungsdirektor des Museums, Otto Richter (1852–1922). Die auf Tafeln aufgezogenen und beschrifteten Fotos sind erst durch diese Ausstellung einer breiten Öffentlichkeit bekannt geworden. Die Erschließung der Sammlung beinhaltete die Digitalisierung der Fotos und die wissenschaftliche Erforschung der Hintergründe. Seit diesem Jahr sind sämtliche Fotos in einer Online-Datenbank des Stadtmuseums einsehbar (<http://sammlungsdatenbank-museen-dresden.de/de/themSearch?node=66469>) – eine großer Gewinn für die Forschung. Außerdem erschien zur Aus-

stellung ein voluminöses Begleitbuch, welches in zahlreichen Aufsätzen die kulturelle Einbettung dieser Porträtsammlung aufzeigt.

Zwei Aufsätze von Wolfgang Hesse und Holger Starke, den Herausgebern des Bandes, befassen sich mit dem Leben und Schaffen des Dresdner Ratsarchivars und Stadthistorikers Otto Richter, der einen großen Anteil an der Formierung der Geschichtsforschung in Dresden hatte und den Wandel der sächsischen Residenz zur modernen Großstadt dokumentierte. Die „Arbeit an Dresdens Gedächtnis“, die vor allem mit dem Verein für die Geschichte Dresdens verbunden ist, analysiert Justus H. Ulbricht. Erika Eschebach berichtet über das bis 1945 bestehende Otto-Richter-Zimmer im Stadtmuseum Dresden, während Wolfgang Hesse die Denkmäler für Otto Richter vorstellt.

Mit den technischen, kulturellen und sozialen Hintergründen der Porträtsammlung befassen sich mehrere kulturgeschichtlich höchst interessante Aufsätze, die man in diesem Rahmen nicht erwarten würde. So schreibt Konstantin Hermann über die Regulierung des Öffentlichen im technischen Zeitalter durch Zentralisierung, Normung und Messung. Jörg Zaun und Klaus Mauersberger stellen die Bedeutung der Technischen Bildungsanstalt Dresden für die Herausbildung des Dresdner Bürgertums im 19. Jahrhunderts heraus. Einzelne Personengruppen, Personen und Vereine werden in Aufsätzen von Gunda Ulbricht, Konstantin Hermann, Karl-Siegbert Rehberg, Kirsten Vincenz, Andreas Quermann und Uwe Strömsdörfer gewürdigt. Ulrike Hübner-Grötzsch befasst sich mit der Dokumentation des Stadtbilds Dresden in Malerei, Zeichnung und Fotografie. Johannes Schmidt wirft einen Blick auf den Maler Gotthardt Kuehl und das Bild, das er vom Dresden der Jahrhundertwende schuf.

Einige Aufsätze wenden sich näher der Porträtsammlung, dem Aufbau und der Auswahl der Fotografien zu. Daniel Fischer analysiert, welche Persönlichkeiten in die Porträtsammlung aufgenommen wurden und wie sie sich nach Herkunft, Beruf und sozialer Einordnung klassifizieren lassen, während Nadine Kulbe die Porträtsammlung Otto Richters nach Material, Ordnung, Beschriftung und Funktion hinterfragt. Wolfgang Hesse nimmt in einem weiteren grundlegenden Aufsatz eine Autopsie der Otto-Richter-Sammlung vor. Dagegen wenden sich die Beiträge von Matthias Gründig, Agnes Matthias und Andreas Krase allgemeinen Themen der Fotografiegeschichte zu. So geht es etwa um Atelierfotografie und die Entwicklung und Verwendung des Kopfhalters. Wolfgang Hesse und Katja Schumann stellen weitere Fotoalben vor, die nicht zur Otto-Richter-Sammlung gehören, aber ebenfalls als historische Quelle zu befragen sind.

Der Wert des Aufsatzbandes liegt in der Fülle an Wissen nicht nur über Fotografie, sondern vor allem über die Dresdner Bürgerschaft im 19. und frühen 20. Jahrhundert. Der Titel des Buches und die sperrige Überschrift „Die im Licht steh´n“ lassen diese kulturgeschichtliche Breite der Aufsätze nicht erkennen. Man sollte sich dadurch nicht abschrecken lassen. Das Buch gibt einen hervorragenden Einblick in die Dresdner Stadtgesellschaft vor dem Ersten Weltkrieg.

Dr. Matthias Donath

Zittau · Sonderausstellung

DER OYBIN

und die Malerei der Romantik
in der Oberlausitz

28.9.2019 — 12.1.2020

Zittau · Kulturhistorisches Museum Franziskanerkloster
Klosterstraße 3 · D-02763 Zittau · www.museum-zittau.de · Di–So 10–17 Uhr

Motiv: Carl Gustav Carus, Fenster am Oybin bei Mondschein, Museum Georg Schäfer, Schweinfurt